

Badische Heimat

Dezember
4/1989

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

Hh
St

Bto



Wir machen den Weg frei

Thema: Mehr Lebens- qualität

Besser leben heißt auch, spontane Wünsche und Ideen verwirklichen zu können. Dafür haben Sie bei uns Kredit. Wir beraten Sie vernünftig und entscheiden schnell. Damit Sie schon bald Ihr Leben genießen, wie Sie es sich wünschen.



Volksbanken Raiffeisenbanken

Mehr als Geld und Zinsen

Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND

ISSN 0930-7001

Herausgeber:

Landesverein Badische Heimat e.V.
für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Präsident:

Ludwig Vögely

Schriftleitung und Redaktion:

Heinrich Hauß
Weißdornweg 39, 7500 Karlsruhe 31

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 7800 Freiburg
Tel. (0761) 7 37 24

Geschäftszeiten:

Mo. 14.00—18.00 Uhr,
Di. 8.00—12.00 Uhr,
Do. 8.00—12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 40,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 12,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:

Postgiroamt Karlsruhe, Nr. 16468-751
Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873
BLZ 680 301 00
Öffentl. Sparkasse Freiburg,
Girokonto 200 3 201
BLZ 680 501 01
Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.
Nr. 2010012 bei der Öffentl. Sparkasse
Freiburg

Vermerk: Spende Badische Heimat bitte
nicht vergessen

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt des Konrad Theiss Verlag, Stuttgart bei.

Gesamtherstellung

und Anzeigenverwaltung:

G. Braun, Druckerei und Verlage,
Karl-Friedrich-Straße 14—18
7500 Karlsruhe 1

Telefon (0721) 165-0

Telex 7 826 904 vgb d

Reproduktionen:

Reprotechnik Specht, Karlsruhe

Titelbild: Hans Thoma, Winteridyll, 1860. Tuschfeder und Tuschpinsel über Bleistift auf elfenbeinifarbenem Papier.

Inhalt

I. Zum 150. Geburtstag Hans Thomas

Augenblicke des Glücks
Markus Ewel, Freiburg 473

Dank an Hans Thoma
Karl Kurrus, Freiburg 482

Hans Thoma und Frances Grun
Peter Götz, Backnang 483

Realist und Poet der Malerei
Hans Leopold Zollner, Karlsruhe 491

Reden in der Badischen Ständekammer
Hans Thoma 493

Verleihung des Hans-Thoma-Preises
Helmut Engler, Stuttgart 505

II. Zu Josua Leander Gampps 100. Geburtstag

Ulrich Reinhardt, Tuttlingen 511

III. Bibliotheken

Historische Fracht aus 11 Jahrhunderten
Hans Heid, Rastatt 519

IV. Zu Ludwig Finckhs 25. Todestag

Hohenstoffeln
Ludwig Finckh 535

5 Jahre — Hohenstoffeln unter Naturschutz
Wolfgang Martin, Villingen 537

Ludwig Finckh zum Gedächtnis
Karl Götz †, Stuttgart 544

V. Johann Peter Hebel

Johann Peter Hebel: „Der Spaziergang am See“
Karl Foldenauer, Karlsruhe 547

Johann Peter Hebel
Der Spaziergang am See 555

Die neue Hebel-Ausgabe — Bericht aus der Werkstatt
Adrian Braunbehrens, Heidelberg 559

VI. Hundertster Geburtstag Lina Kromers — Hedwig Salm

Lina Kromer zu ihrem 100. Geburtstag
Ludwig Vögely, Karlsruhe 565

Die Dichterin aus dem kleinen Wiesental
Hedwig Salm
Ludwig Vögely, Karlsruhe 579

VII. Heimatforschung

Dr. Leopold Döbele — Pionier des Hotzenwaldes
Peter Christian Müller, Bad Säckingen 583

Dr. Johannes Thiel zum Gedächtnis
Adolf Schmid, Freiburg 591

VIII. Musik

Zum 75. Geburtstag von Franz Hirtler
Franz Hirtler, Allensbach 599

IX. Geschichte

Zur Geschichte der Photographie
Peter Assion, Walldürn/Marburg 609

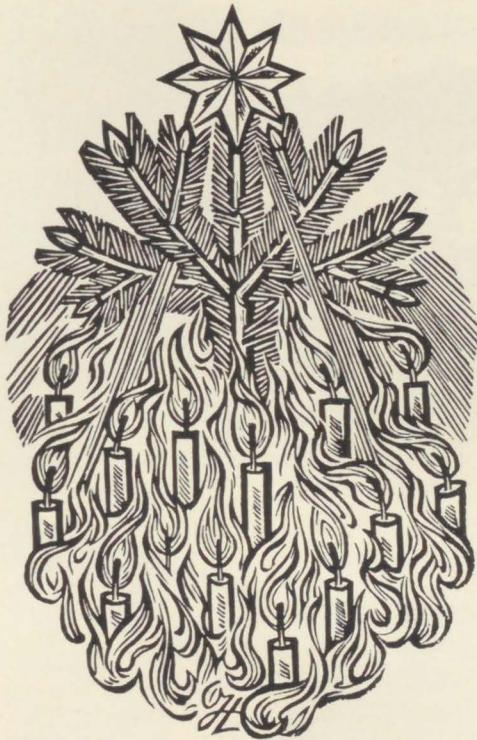
X. Landesverein

80 Jahre Landesverein „Badische Heimat“
Eine Ausstellung in Karlsruhe 647

XI. Chronik der Kirchen

Chronik der katholischen Kirche 1988/89
Josef Dewald, Karlsruhe 651

XII. Buchbesprechungen 665



*Ein gutes
glückliches Jahr
1990
wünscht
allen Mitgliedern
und Freunden*

*Ihr Vorstand und Beirat
des
Landesvereins
Badische Heimat*



Auf der Waldwiese (Im Wiesengrund), 1876, Öl auf Leinwand, 47,2 × 37,5 cm, bez. r. u.: HTh/76; Frankfurt/M., Städtische Galerie im Städelchen Kunstinstitut (In. Nr. SG 910)

Augenblicke des Glücks

Zum 150. Geburtstag von Hans Thoma

Markus Ewel, Freiburg

Thoma war zu Lebzeiten eine umstrittene Künstlerpersönlichkeit, er ist es in gewisser Weise noch heute. Vom Publikum und den Kunstkritikern wegen seines vermeintlich kunstlosen Realismus zunächst abgelehnt und verhöhnt, wurde er erst spät anerkannt. Der plötzliche Wechsel in der Einschätzung seiner Kunst kam für Thoma unerwartet. Die Ausstellung seiner Bilder im Münchner Kunstverein 1890 „war ein mich ganz überraschender Erfolg. Die Kritik war wie umgewandelt . . . Ein Bild um das andere wurde verkauft“¹). Sein Werk traf nicht nur auf ein verändertes, vielfältiger und freier gewordenes Kunstinteresse. Die späte Begeisterung für einen Maler, der zurückgezogen, still und ungerührt für sich gearbeitet hatte²), der von seiner Malerei als einer „stillen Kunst“ spricht³), die einem frohen Spiel gleiche, „welches der Künstler zumeist für sich selber zu seiner eigenen Befriedigung ausführt“⁴), und der sich, nicht ohne Züge einer nachträglichen Selbststilisierung, zu seiner Schüchternheit bekennt, hatte ihren Grund in der Kunstdiskussion der Zeit. In besonderer Weise tat sich der Kunsthistoriker Henry Thode hervor, Freund Thomas und Streiter für seine Kunst, der sich seines Namens bediente für die Sache einer bestimmten Kunstrichtung. Er erklärte Thoma und Böcklin zu den Protagonisten einer spezifisch deutschen Kunst; sie sollten Vorbild sein für eine neue, eigene Kunstauffassung gegenüber der allzu virtuos-Modekunst des französischen Impressionismus, der es an Gefühlstiefe, Naturtreue und Erfindungskraft der Phantasie mangle. Die Parteinahme für einen Künstler, seine

Vereinnahmung für eine Kunstrichtung mußte Selbstäußerungen Thomas ebenso überhören wie seine Stellung zwischen den Parteien, die Vielseitigkeit seines Werkes übersehen. Der emphatische Thoma der Thoma-Verehrung hat sich heute, nach einer Pause des Stillschweigens, abgekühlt. Thoma zählt heute nicht zu den großen Protagonisten in der Geschichte der Kunst. Als Sezessionist des Münchner Leibl-Kreises nahm Thoma unmittelbar teil am Kunstleben seiner Zeit, so wie er sich zusammen mit Adolf v. Hildebrand, Konrad Fiedler, Julius Langbehn und Heinrich Wölfflin auch am aktuellen Gespräch über Kunst beteiligte. Die Auseinandersetzung mit seinem Werk und seiner Person hat die Form kritischer Achtung angenommen, die in der breiten Öffentlichkeit begleitet wird von einer eigentümlichen Reserviertheit. Der skeptischen Zurückhaltung, die seiner Kunst widerfährt, entspricht die stille Wertschätzung einzelner, Sammler und Liebhaber. Die Verunsicherung seinem Werk gegenüber mag einen Grund in der Überbewertung seiner Kunst in der nahen Vergangenheit haben. Manche Bilder sind noch zu bekannt, als daß man bereit wäre, ihnen auf neue Weise zu begegnen. Zum anderen sind mit seinem Namen Erwartungen verknüpft, die sich an Bildern einer bestimmten Kunstsparte orientieren, sodaß er voreilig der Heimatmalerei zugerechnet wird. Befremdlich mögen auch die Widersprüche wirken, die sein Werk wie auch seine Zeit kennzeichnen. Wir erkennen heute in seiner in ihrem Wirklichkeitssinn ehemals provozierenden Darstellungsweise Anspielungen auf traditionelle



Signet Thomas ab etwa 1869

Bildformen und Bildvorstellungen. Wir spüren die Tendenz, Vergangenes zu idealisieren, Gegenwärtiges zu verklären.

Die Einordnung solch verschiedenartiger und gegensätzlicher Urteile wie Aburteilungen verlangt es, sich der Vielwertigkeit und Vieldeutigkeit von Thomas Bild- und Vorstellungswelt zu versichern. Auf die Frage, inwieweit diese Einschätzungen seinem Werk angemessen sind, oder inwieweit sein Werk diese selbst nahelegt, vermag man so Hinweise zu gewinnen. Angesichts eines reichen Schriftmaterials liegt es nahe, sich dabei auf Selbstaussagen Thomas zu berufen. Neben den Begriffen Natur und Kunst, Leben und Paradies, die Leitbegriffe seines Denkens sind, ist der Begriff Heimat von besonderer Bedeutung, möglicherweise der Zentralbegriff, aus dem heraus die anderen für Thoma ihre Bedeutung gewinnen.

In seinen Briefen, Betrachtungen und autobiographischen Schriften äußert er sich immer wieder über seinen Heimatort Bernau im Schwarzwald. Darin spricht sich ein Bewußtsein über seinen Ursprung aus, was bedeutet, daß er mit ihm nicht nur Gefühle, sondern auch bestimmte Vorstellungen verbindet, die sich ihm immer wieder erneuern. In der Rückerinnerung berichtet er über Grunderfahrungen, die sich ihm als Kind eingepägt haben. Deren sinnhafter Charakter stellt zugleich den Bezug zum Künstlerischen her.

Zum einen ist es die elementare Erfahrung sonniger Wärme auf dem Platz vor seinem Elternhaus⁵). Neben seiner ersten Erinnerung ist es das Bewußtsein seiner Sinnhaftigkeit selbst: „Ich wurde mir auch immer mehr bewußt, wie schön die Welt sei; ich beobachtete die Wolken, die verschiedenen Zeiten des Jahres, die das Aussehen der Gegend so ganz veränderten . . . So möchte ich sagen, ich wurde ganz Auge, schon lange vorher, ehe ich die Mittel wußte und konnte, durch die man diese intensive Sehlust einigermaßen fixieren könne⁶). Im Gefühl der Geborgenheit verbindet sich die „unerschöpfliche Mutterliebe⁷) mit dem Ort, an dem er diese erfuhr. Dieses Gefühl prägt die Erfahrungen mit seiner unmittelbaren Umwelt und begründet sein späteres Naturverständnis. Bernau ist vor allem der Ort seiner ersten Naturerfahrungen, d. h. seiner ersten Landschaftserfahrungen. Daß er die Natur seiner Umgebung mit künstlerischen Augen wahrnahm, entfremdete ihn zugleich von seiner heimatlichen Mitwelt. „Ich fing . . . an, im Freien nach der Natur zu zeichnen — ich tat das so viel wie möglich heimlich — versteckte das Mäppchen unter der Jacke, weil die Nachbarn diese Firlefanzereien nicht gerne sahen⁸). Thoma aber blieb unbeirrt in der Sicherheit dessen, der um seine Berufung weiß. „In mir leben die Jugendeindrücke meiner Heimat immer stark und machen einen großen Teil meines Schaffens aus⁹).

Die Grunderfahrung einer sinnvollen Ordnung bestätigt sich für ihn auf verschiedenen Ebenen. In frühlingshaften Landschaften offenbart sich ihm die Lebenskraft und Fülle der Natur. Dabei beruft Thoma Vorstellungen, die sich für die Antike in der Gestalt der Ceres oder in der Gestalt der Flora verkörpert hatten. Ebenso selbstverständlich war für ihn der Rückgriff auf Paradiesvorstellungen. „Die Bibel war mir sehr vertraut, und psalmenartig sprach oft die Natur zu mir¹⁰). Die Bibel lieh ihm die Worte für das „Gefühl der Einheit mit der Natur¹¹), das so „unbeschreiblich“ ist¹²). Seine Naturerfahrung ist

vermittelt über Goethes Gedichte, die ihn „durch Feld und Wald begleiteten, . . . Ossian und Jean Paul, das Nibelungenlied . . ., auch Homer und Dante“¹³). Das Erlebnis der Liebe zu seiner Frau Cella wurde für ihn zum Inbegriff der Fülle des Lebens. „Für mich begann der schönste Frühling voll Blumen und Liebe“¹⁴.

Die Landschaft ist aber auch zugleich der Ort, wo unmittelbare Glückserfahrung möglich ist. Entsprechend spätromantischer Gefühlskultur erfährt der Mensch ein Einheitsgefühl mit der Natur, wenn er „von Bergeshöhen in die weiten Lande hinausieht und sich hinaussehnt“¹⁵. Die unbestimmtere, aber

umso unmittelbarer wirkende Sprache des Gefühls läßt zu einer Übereinstimmung finden, als ob man „die Natur in ihrem Innersten verstände“¹⁶. Voraussetzung für diese glücklichen Augenblicke sind für Thoma Einsamkeit und Stille, wo man, in Jean Paulschem Sinn, „nur noch sein Herz pochen hört“ und „sich selbst als ein höheres Wesen fühlt, das eine Welt in der Brust trägt, eine Welt der Gefühle“¹⁷). Das Sich-eins-Fühlen mit der Natur überkommt ihn nicht nur beim Blick von der Höhe aus hin zu der in der Ferne am Horizont liegenden Alpenkette, wenn man „so allein in der großen Natur“¹⁸) dem Gebirge gegenübersteht, das sich ins Unermeßliche zu



Die Kapelle, 1904, Öl auf Karton, auf Holz aufgezogen, 64 × 74 cm, bez. r. u.: HTh 1904, Privatbesitz

erheben scheint. Oder beim Anblick der „Unendlichkeit des Meeres“, wo das Auge in der Ferne nicht mehr zu unterscheiden vermag, „wo Himmel und Meer sich trennen“¹⁹). Dies sind außerordentliche Landschaftssituationen, in denen die Natur in ihrer unausdenkbaren Größe und Weite dem Menschen in seiner Kleinheit und Vereinzelung einen anschaulichen Begriff von Unendlichkeit vermittelt. Daß der einzelne fähig ist, diese Wirkungen zu erfahren, läßt ihn seine Teilhabe am Ganzen erkennen, eröffnet ihm die Dimension eigener Unendlichkeit. Der Mensch kann sich als „Mittelpunkt der Welt“ fühlen: Thoma schreibt „Alles gehört ja mein, was ich sah, für mich war die Welt da . . . Denn war nicht diese Großartigkeit und Pracht für mich da? — War ich nicht dazu berufen, sie zu sehen?“²⁰). Dieses gesteigerte Selbstgefühl sieht er nicht nur in erhabenen Situationen, sondern auch in bescheideneren Augenblicken verwirklicht; man kann „sich nicht allzu lang auf dem Standpunkt einer erhabenen Stimmung festhalten“²¹). Das Pathos der Distanz wird zurückgenommen, es weicht dem friedlich harmonischen Gefühl glücklicher Beschränkung. Nicht Fernweh läßt ihn vom Hier und Jetzt absehen, er findet sein Genügen an einer Gegenwart, die ihn in ihrem „Frieden“ und „Ruhe“²²) an die glückliche Vergangenheit seines „Kinderparadieses“ gemahnt. „Wie oft saß ich . . . in dem stillen, blumigen Wiesentälchen . . . Wie oft wurde mir damals das Herz warm, wenn ich dort saß. Es wird mir auch jetzt weich und warm, wenn ich daran denke und es wäre wohl Zeit zu erproben, ob ich nicht schon ganz das Kinderherz verloren habe.

Indem ich mich so zurückerinnere, drängen sich Bilder in mein Gemüt, sie sind nicht erzählbar; es passiert nichts. Es sind Zustände der Seele . . . Zustände, in denen ich willenlos nur Glück und Dasein fühle“²³): „— Wenn ich diesem Gefühl einen Namen gebe, so nenne ich es wohl annähernd am richtigsten Heimatgefühl“²⁴). Das erklärt, warum Thoma bei seinen Landschaftsdarstellungen weniger im

Genus der erhabenen, als der lieblichen, d. h. lebensnahen Landschaft zuhause ist.

Im Begriff Heimat verbinden sich für Thoma seine persönlichen Erfahrungen und Wünsche mit allgemeinen Vorstellungen und Sehnsüchten. Seine Sehnsucht nach Geborgenheit ist zu verstehen als Gegenbild zu den Erfahrungen mit dem Stadtleben.²⁵) Heimat bedeutet für ihn aber auch, Verlässlichkeit zu suchen durch Rückbindung, als Gegengewicht zu der polemischen Ablehnung durch die Zeitgenossen. Sein Heimat- bzw. Naturbegriff hilft ihm, seinen Standort zu bestimmen. „Was ich suche und brauche, ist Natur, und wo ich eine heuchlerische Schranke brechen kann, so tue ich es“²⁶). Es gehört zum Ethos des modernen Künstlers, Verkenning als Ausweis für die Wahrheit seiner Kunst zu nehmen, die vom unverständigen Publikum nicht gesehen und verstanden wird. „Nur ich allein weiß, daß sie (die Bilder, Anm. d. Verf.) gut sind“²⁷).

Die Suche nach Orientierung hat weiterreichende Bedingungen. In einer Zeit, die gekennzeichnet ist vom steten Wechsel der Moden, deren Sinn es ist, überraschend und kurzfristig mit Neuartigem zu überzeugen, um möglichst schnell den Reiz des Neuen mit anderem zu wiederholen, entspricht der Wechsel der Stile, die Wechselhaftigkeit der Urteilkriterien. Bei den Kritikern seiner Bilder beobachtet Thoma: Es „häufen sich darin die größten Widersprüche, und was der eine reich nennt, nennt der andere arm; was der eine naiv nennt, nennt ein anderer raffiniert; was der eine fein nennt, nennt der andere roh; ja, was der eine farbenprächtig findet, findet der andere schmutzig. Einige glauben, daß ich zeichnen könne, aber keinen Farbensinn habe; andere sagen, ich sei ein guter Kolorist — es sei schade, daß ich nicht zeichnen gelernt. — Der eine Kritiker nennt mich zuerst barock, aber talentlos, und ein paar Wochen später barock, aber geistvoll. Dem ‚barock‘ der einen setzen andere die Natürlichkeit und Ungesuchtheit meiner Ideen gegenüber. — So lernte ich aus der Kritik ruhig mei-

ner Wege gehen und meine Bilder denen zu widmen, die mit mir empfinden wollen, was durch die Malerei sich empfinden läßt²⁸). Die Unversöhnlichkeit, mit der sich widersprechende Meinungen gegenüberstehen, wird grundsätzlicher verstanden als ein Charakteristikum der Zeit, denn, so die Analyse, „das Gefühl für das Ganze in Natur und Leben ist uns verloren gegangen“²⁹). Die Gegenwart stehe unter der Vorherrschaft der Vernunft; ihr Mittel der Weltaneignung ist die Technik, ihr Maß die Geschwindigkeit: „Die Eisenbahnen und die Automobile leisten zu dieser nervösen Hast schon übergenug; sie lassen uns keine Zeit mehr zu behaglicher Wahrnehmung; sie heben das natürlich schöne Verhältnis auf, wie es Aug und Fuß zueinander haben, bei dem noch eine gewisse Ruhe der Beschaulichkeit stattfinden kann, aus welcher Besonnenheit und Gelassenheit hervorgehen können“³⁰). Dies „zerstört unser natürliches Körpergefühl“, und wir kommen dazu, „zu sagen: Alles ist relativ“³¹). Das rationale Denken hat „den Hang, dahinter zu kommen, wie die Sache eigentlich ist, auch wenn wir sie zerstören müssen. Zur Strafe werden wir dann herausgeworfen in alles Leid des Lebens und wir müssen mit den Dingen, an denen wir uns freuten, nun kämpfen“³²). In diesen Worten Thomas äußert sich Kritik am Geist der Aufklärung, die auf die klärende Kraft der Vernunft gebaut habe, aber kläglich gescheitert sei. Ihre Einseitigkeit habe die Vielfalt menschlichen Vermögens ignoriert, habe den Menschen seiner Natur entfremdet. Sie habe die Ganzheit aus Natur und Vernunft zerstört; es gibt keinen Übergang, keine Vermittlung mehr zwischen beiden. Die Vernunft ist nicht natürlich, und die Natur erscheint unvernünftig, irrational. Was sich früher einvernehmlich fügte, Vernunft und Phantasie, Vergangenes und Lebensunmittelbarkeit, Idee und Wirklichkeit, tritt nun schroff auseinander in einer im besonderen Maß kritisch über sich selbst urteilenden Zeit. Unsicherheit aus dem Verlust eindeutiger Orientierung und das Gefühl der Schwäche

einer „Spätzeit“ belasten das Lebensgefühl. Ganz auf sich zurückgeworfen, muß der einzelne sich selbst Orientierung geben, auf eigene Weise eine neue Einheit versuchen. „Ich muß meinen eigenen Weg gehen, den vorerst nur ich selber kenne“³³). Dieser starke „Unabhängigkeitssinn“³⁴) entspricht zugleich dem Bewußtsein ebenso starker Gebundenheit, der Verbundenheit mit der Natur. „Wenn alles schwanken will in unseren Begriffen und in unseren Weltanschauungen, hier stehen wir wieder vor der heiligen Natur — hier lernen wir wieder der ewigen Natur vertrauen“³⁵). Der Natur wird das zugesprochen, was der Mensch verloren glaubt. Der Reichtum, die Fruchtbarkeit und Ursprünglichkeit der Landschaft steht für die Lebenskraft der Natur, der Zyklus der Jahreszeiten ist Ausdruck ihrer ständigen Erneuerung, ihres zeitlos-überzeitlichen Charakters. Sie kann zum Symbol des Ewigen werden, des Lichts, „das aus der Heimat her leuchtet“³⁶), der „ewigen Heimat“³⁷), denn „wir müssen doch irgendwo eine Heimat haben“³⁸).

Natur umfaßt aber nicht nur die äußeren Dinge, sondern auch den Menschen selbst. Was den Menschen in seinem „natürlichen“ Wesen ausmacht, spricht sich in einzelnen glücklichen Augenblicken des Sich-eins-Fühlens aus. In Momenten lebendiger Stille erfährt er die Möglichkeit innerer Verwandtschaft mit der Natur. In der Tatsache, daß er die Sprache der Natur zu verstehen vermag, daß sie menschlich zu ihm spricht, hat er berechtigten Grund, daraus den Rückschluß abzuleiten, sie selbst auch menschlich anzusprechen, sie zu „beseelen“³⁹). „Wie das Kind mit seiner Puppe, der es in Liebesregung alles Leben zugesteht, der es die eigene Seele leiht, damit die Puppe lebe“⁴⁰). Die „schöpferische Kraft der Phantasie“⁴¹), ein „geheimnisvoller Trieb . . . , gleichsam angeboren“⁴²), ist eine unmittelbare „Seelenäußerung“ . . . , die sich nicht auf den erfahrungsgemäß rechnenden Verstand aufbaut, sondern direkt aus dem Sinnenleben ihren Ursprung hat — fast möchte ich sagen, aus dem „atmenden Leben“.



Sommormorgen, 1863, Öl auf Leinwand, 86 × 67 cm, bet. r. u.: Thoma, Freiburg Augustinermuseum (In. Nr. M 61/5)

Wenn diese „aus dem Urquell menschlichen Seins entspringende Tätigkeit aufhören würde, so würde auch gar bald der Wissenschaft das Wort fehlen, mit dem sie ihre Erfahrungen klarlegen muß, sie würde vertrocknen“⁴³). Diese Äußerungen Thomas stehen den zu seiner Zeit weit verbreiteten Gedanken des Philosophen Theodor Vischer nahe. Die schöne Natur ist in uns. Sie ist für Vischer in der Gegenwart nur noch zu denken als Produkt des symbolischen Aktes unserer Seele⁴⁴). Um auf menschliche Weise leben zu können, müssen wir die Welt notwendig symbolisch auffassen. „Denn die Harmonie, die Schönheit liegt nicht in der Welt da draußen, sie ist nur eine Fähigkeit der Seele“⁴⁵). Im Bewußtsein von der eigenen Natürlichkeit wird es Thoma zur Lebensmaxime, „die innere Jugend sich zu bewahren“, die Fähigkeit auszubilden, „den Frühling in sich zu tragen“⁴⁶), der uns in der Gegenwart Vorahnungen des Paradieses erleben läßt. Im Glauben an diese Heimat im höheren Sinn gründet sein optimistisches Lebensverständnis. „Persönlich gehöre ich eigentlich lieber zu den ‚Bequemen‘, die unter dem Schild des Glaubens sitzen, als daß ich mich von den Dämonen der Philosophie in Höhe und Tiefe hetzen lasse“⁴⁷). Hinter diesem heiteren Ton steht der Ernst innerer Überzeugung, die einem lauterem Wesen entspringt. Aus einer inneren Gewißheit heraus erkennt er die Lebensmöglichkeit irdischen Paradieses. „Wir können immer noch in Paradiesen weilen“, wenn wir die „Empfänglichkeit des Auges stärken“, um das Widersprechende „zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen“⁴⁸). „Dazu hat man ja doch schließlich die Augen, um alle gestörte Harmonie in diesem Brennpunkte der menschlichen Sinnenwelt sich wieder herzustellen“, um „von seiner Schönheit zu träumen“, sie „im Geiste zu rekonstruieren“⁴⁹). Die Möglichkeit zur Konstruktion, d. h. der Erfindung von Harmonie, liegt in der Kraft der „Göttertochter Phantasie“, „dieser Trösterin des Menschen“⁵⁰). Die Einbildungskraft vermag Verschiedenes in eins zu bilden, ohne

daß darüber die Wirklichkeit vernachlässigt würde. Man erkennt, daß das Auge über ein weiteres Spektrum verfügt. Die Anschauungskraft umfaßt „Herz und Auge“⁵¹), Gefühl und Verstand. Sie vermag Erinnerung und Phantasie, Bewußtes und Unbewußtes zugleich anzusprechen. Bei der Lektüre der Schriften von Jean Paul hatte Thoma lernen können, sich die Möglichkeiten der Einbildungskraft in einem besonderen Verfahren zunutze zu machen: die Gegenwart aus der Erinnerung zu gestalten, wodurch das Jetzt sich im Widerschein vergangenen Glücks spiegelt, Realität und Ideal sich im gegenwärtigen Leben versöhnen.⁵²) Momente der Wiedererinnerung werden als Glück erfahren. Die Schönheit einer Landschaft, eines Frühlingstages läßt die ungestörte „Schwarzwaldstille“ seines „Kinderparadieses“⁵³) wieder gegenwärtig werden; „Schöne Träume aus fernen Jugendtagen mischen sich in wunderlicher Weise in den scheinbar so unmittelbaren Landschaftseindruck“⁵⁴). Fremdes gemahnt an Eigenes; so ist es möglich, daß andere Länder und Gegenden ihm zur „zweiten Heimat“ werden können. „Eine eigentümliche Gegend, ganz anders als bei Bernau . . ., aber schön ist es hier auch“, „noch schöner als im Schwarzwald“⁵⁵). „Jetzt war ich in Italien. — Seltsam, es war mir gar nicht fremd, es war in mir ein Gefühl, das mir sagte: Da gehörst Du hin!“ Alles kann dem Auge zum „Schönheitswunder“ werden, zum Bild gegenwärtigen „Paradiesfriedens“. „Nur die Augen öffnen und alles wird schön“⁵⁶). Zugleich steigert sich der Wert des Vergangenen an der Erfahrung der Wirklichkeit: „In der Ferne freut man sich doppelt der Freuden in der Heimat“⁵⁷). Da die Rückbindung an die Urheimat der göttlichen Natur die „Blumenheiterkeit unseres Daseins“ verbürgt, scheint Thoma die Hoffnung berechtigt, daß das Leben „immer so durch Blumenauen gehen möge“⁵⁸).

„Da frage ich mich, warum ich denn Maler geworden bin . . . — ich sehne mich nach einem Naturzustand und treibe Kunst, das äu-



Strand bei New Brighton, 1881, Öl auf Leinwand, Privatbesitz

ßerste Gegenteil von Naturzustand⁵⁹). Bei der Suche nach der verlorenen Lebenstotalität gewannen gerade die Kunst und das Ästhetische im 19. Jhd. eine zentrale Bedeutung, „weil sie aus der reinen zwecklosen Anschauung“ entspringen.⁶⁰) Gegenüber dem zergliedernden, bloß „rechnenden Verstand“, vermittelt die Anschauung „sinnliche Erkenntnis“⁶¹). Vermöge ihrer integrierenden Kraft ist der Mensch in der Lage, sich Vorstellungen zu bilden, Bezüge herzustellen und Zusammenhänge zu entwerfen, sich die Welt als harmonisches Ganzes, als Bild vor Augen zu stellen. „Bild! — Welch einen weiten Begriff umfaßt dieses Wort! ,Im Anfang war das Wort‘ . . . Vielleicht dürfte man auch sagen: ,Im Anfang war das Bild‘, als Vorstellung von der Welt aus der Seele des Menschen heraus gewachsen, zum erstenmal Klarheit, Erkenntnis gewonnen aus dem Chaos verworrener Gefühle heraus . . . Im

Bild erscheint uns die Welt . . . Das durch Anschauung, durch unsere Sinne aufgenommene Bild geht dem Wort voran“⁶²). Die Aufgabe und Fähigkeit der Kunst ist es nun, mit Mitteln der Anschauung die „reichen Möglichkeiten des Bildes von unserem Dasein“ in Werken darzustellen, die den Menschen unmittelbar ansprechen, da die Augen die „Eingangstore der Seele“ sind⁶³). Ihr autonomer Rang leitet sich von den ihr eigenen Gesetzen ab: „Die Kunst beruht auf Gesetzen des Sehens“, „Gesetze . . . für den Sinn des Auges“⁶⁴). In diesen Überlegungen über das Wesen der Kunst bezieht sich Thoma auf die Kunsttheorie seines Freundes Konrad Fiedler⁶⁵). Die Malerei gestaltet nach den Gesetzen des Auges und vermag, reiner als die Natur, dem Betrachter glaubwürdige Bilder des Paradieses vor Augen zu stellen. Man kann „die von der Natur, von dem Schöpfer gegebene Anschauung, . . . die paradiesische und,

im Gegensatz zu der wissenschaftlichen, die künstlerische nennen⁶⁶⁾. Paradiesisch bedeutet nicht zuletzt, daß wir in stande sind, eine Ganzheit zu erkennen. „Es gibt . . . Bilder, die uns vollständig gefangen nehmen — so ist es immer die Idee, als ob wir da vor einem Weltganzen stehen würden, indem wir das ganze Sein, wie es sich dem Auge zu offenbaren möglich ist, erkennen lernten . . . Es offenbart sich hier etwas Unergründliches“, es wird mit künstlerischen Mitteln der „Ausdruck von etwas Unendlichem“ erreicht.⁶⁷⁾ So hat „Heimat“ im Sinne Thomas umfassende Bedeutung für den Menschen.

Anmerkungen

- 1) Hans Thoma, *Im Winter des Lebens*, Jena 1919, S. 95 (Thoma 1919)
- 2) Thoma 1929, S. 114
- 3) Hans Thoma, *Im Herbst des Lebens*, München 1909, S. 11 (Thoma 1909)
- 4) Hans Thoma, *Aus 80 Lebensjahren. Ein Lebensbild aus Briefen und Tagebüchern*, gestaltet von Josef August Behringer, München 1929, S. 85 (Thoma 1929)
- 5) Thoma 1909, S. 17
- 6) Thoma 1909, S. 17f.
- 7) Thoma 1909, S. 27
- 8) Thoma 1909, S. 18
- 9) Thoma 1929, S. 186
- 10) Thoma 1909, S. 27
- 11) Thoma 1919, S. 58
- 12) Thoma 1929, S. 123
- 13) Thoma 1909, S. 27
- 14) Thoma 1929, S. 147
- 15) Thoma 1929, S. 31
- 16) Thoma 1929, S. 109
- 17) Thoma 1929, S. 30
- 18) Thoma 1929, S. 105
- 19) Thoma 1929, S. 135
- 20) Thoma 1909, S. 25f.
- 21) Thoma 1909, S. 26
- 22) Thoma 1929, S. 111
- 23) Thoma 1929, S. 12
- 24) Thoma 1929, S. 240
- 25) Thoma 1929, S. 111
- 26) Thoma 1929, S. 157
- 27) Thoma 1919, S. 46
- 28) Thoma 1929, S. 184
- 29) Thoma 1929, S. 158
- 30) Hans Thoma, *Jahrbuch der Seele*, Jena 1922, S. 27 (Thoma 1922)
- 31) Thoma 1922, S. 48f.
- 32) Thoma 1909, S. 11

- 33) Thoma 1919, S. 41
 - 34) Thoma 1919, S. 59
 - 35) Thoma 1909, S. 13
 - 36) Thoma 1909, S. 12
 - 37) Thoma 1922, S. 74
 - 38) Thoma 1929, S. 253
 - 39) Thoma 1909, S. 198
 - 40) Thoma 1909, S. 11
 - 41) Thoma 1909, S. 197
 - 42) Thoma 1909, S. 18
 - 43) Thoma 1909, S. 198
 - 44) Willi Oelmüller, *Friedrich Theodor Vischer und das Problem der nachhegelschen Ästhetik*, Stuttgart 1959, S. 172f.
 - 45) Thoma 1909, S. 75
 - 46) Thoma 1929, S. 77, S. 212
 - 47) Thoma 1929, S. 205
 - 48) Thoma 1909, S. 11, 75
 - 49) Thoma 1909, S. 12
 - 50) Thoma 1909, S. 93
 - 51) Thoma 1909, S. 75
 - 52) vgl. Eberhard Seybold, *Das Genrebild in der deutschen Literatur*, Stuttgart 1967, S. 93ff.
 - 53) Thoma 1919, S. 5; Thoma 1929, S. 107
 - 54) Thoma 1929, S. 125
 - 55) Thoma 1929, S. 111
 - 56) Thoma 1909, S. 231
 - 57) Thoma 1929, S. 189
 - 58) Thoma 1919, S. 6, S. 84
 - 59) Thoma 1929, S. 103
 - 60) Thoma 1929, S. 266
- „Was er (Schopenhauer) über Kunst sagt, ist das beste, was ich je gelesen“ (Thoma 1929, S. 166). Zur Theorie der reinen Anschauung vgl.: Gabriele von Heesen-Cremer, *Zum Problem des Kulturpessimismus. Schopenhauer-Rezeption bei Künstlern und Intellektuellen von 1871 bis 1918*, in: *Ideengeschichte und Kunstwissenschaft, Philosophie und bildende Kunst im Kaiserreich*, hrsg. von Ekkehard Mai, Stephan Waetzoldt und Gerd Wolandt, Berlin 1983, S. 45—71
- 61) Thoma 1909, S. 197
 - 62) Thoma 1909, S. 31
 - 63) Thoma 1909, S. 31
 - 64) Thoma 1909, S. 177
 - 65) Zur Theorie von der Kunst als Kunst der reinen Sichtbarkeit vgl. Brigitte Scheer, *Conrad Fiedlers Kunsttheorie*, in: *Ideengeschichte*, a. a. O., S. 133—145; siehe auch Max Imdahl, *Marées, Fiedler, Hildebrand, Riegl, Cezanne*, in: *Festgabe für Benno von Wiese zu seinem 65. Geburtstag*, Bonn 1963, S. 143—195 und Werner Hofmann, *Studien zur Kunsttheorie des 20. Jahrhunderts*, in: *Bruchlinien, Aufsätze zur Kunst des 19. Jahrhunderts*, München 1979, S. 34—54.
 - 66) Thoma 1922, S. 65
 - 67) Thoma 1909, S. 150

Dank an Hans Thoma

1839—1924

*Wer Heimat sagt und sucht des Wortes Sinn,
tut gut daran, die alten Meister fragen.
In ihren Werken ist wohl Echtes drin,
das fast am Sterben ist in unsern Tagen.*

*So wird beglückt der, der hineingeschaut,
mit Aug und Herz in jene heile Welt,
die uns Hans Thoma herrlich anvertraut:
Das Paradies der Heimat, Wald und Feld.*

*Zwei klare Augen und sein brennend Herz
verbanden sich in seiner Künstlerhand.
Ob Blick zum Bächlein oder sternwärts,
der große Meister Strich und Farbe fand,
um Schöpfers Wunderwelt echt zu gestalten
und würdevoll das Menschenbild erhalten.*

*Des Rheines Schleife durch das grüne Feld;
die Lautenspielerin, ein Brunnen nebenan;
Walkürenritt, der Träume Zauberwelt;
ein Bergsee mit dem jugendstarken Mann;
des Sommers blauer Himmel; zierlich die Kapelle:
alles durchstrahlt des reinen Geistes Helle.*

*Im Selbstbildnis zeigt er sein sinnend Wesen
und seine Mutter malt er lieb, vertraut.
Voll heil'ger Sorge ist ihm der Sinn gewesen,
wie er des Gotteskindes Flucht geschaut.*

*Im Bild der Sehnsucht zieh'n die Vögel weiter,
wie all die Zeiten von uns, Jahr um Jahr. —
Mit seiner Kunst bleib Thoma uns Begleiter,
daß wir begreifen, wie es einmal war.*

*Und dieses Wissen um der Heimat Werte,
sei uns Verpflichtung, stärke Wort und Tat,
damit uns das geliebene Stück Erde
auch weiterhin der Schöpfung Würde hat.*

*Nur so sind wir der Ahnen Erbe Hüter,
wie es der Meister uns im Bild gezeigt.
Es hört beglückt der Heimat frohe Lieder,
wer vor der Kunst Hans Thomas sich verneigt!*

*Karl Kurrus
zum 2. Oktober 1989*

Hans Thoma und Frances Grun

Wege einer schöpferischen Freundschaft.
Zum 150. Geburtstag / 65. Todestag des Malers

Peter Götz, Backnang



Hans Thoma. Diese Fotografie übersandte Hans Thoma im Februar 1895 an Frances Grun mit einer Widmung

In den Jahren um 1875, während seiner Münchner Jahre, malte Hans Thoma ein Ölbild, das die Bezeichnung „Gesang im Grünen“ trägt. Das Bild befindet sich heute im Niedersächsischen Landesmuseum in Hannover und zeigt eine idyllische Szene: Inmitten dichten Grüns am Ufer eines silbrig schimmernden Gewässers — vielleicht des

Rheins — stehen drei Mädchen im hohen Gras. Singend, dabei sich innig an den Händen fassend (Die Köpfe der beiden äußeren, jüngeren Mädchen neigen sich dem Größten in der Mitte, auch durch einen Strohhut hervorgehoben, zu. Dies verleiht den Kindern das Aussehen einer Drei-Frauen-Gruppe mancher spätmittelalterlicher Schnitzaltäre.).

Vor den Mädchen sitzt ein Junge auf einem Stein, andächtig auf seiner Gitarre spielend. Vertraute Seelen, Kunst (Musik) inmitten unverfälschter Natur — Thoma konnte damals nicht ahnen, daß ihm ein solch harmonischer Dreiklang in einer späteren, erfolgreicher Lebensperiode begegnen sollte.

Begeisternde Jugend

Im Jahre 1892 erlebte Hans Thoma in Frankfurt am Main eine Begegnung mit jungen Menschen, Schülern des Dr. Hoch'schen Konservatoriums, die für ihn über die Freude des Augenblicks hinaus schicksalshafte Folgen hatte. Diese Begegnung schildert Thoma als bereits geachteter, wengleich noch nicht allgemein anerkannter Maler in einem Brief vom Weihnachtsabend 1892 seinem Freund Henry Thode:¹⁾

„Schon oft hatte ich es mir schön gedacht, mit jungen Malern zusammenzukommen, mit solchen übermütigen Seelen, wie ich es innerlich in meiner Jugend immer war . . . Ich fand nur vertrocknete Seelen . . . Schon gab ich die Hoffnung für Frankfurt auf; da nähern sich mir junge Musiker — ganz junge Menschen — Schüler vom Konservatorium — sie kommen voll Vertrauen, teilen mir mit, was sie geschaffen, spielen mir ihre Lieder, lesen mir ihre Gedichte, weihen mich in alles ein, was ihre törichten jungen Herzen in dichterischer Begeisterung erfüllt. — Das kümmert sie gar nicht, ob ich was von Musik und Dichtkunst verstehe; ich muß es verstehen — ich soll mich freuen an dem, was sie machen — ich soll es ahnen, wie groß und gut ihre Pläne sind, denen ihre Kunst entgegengeht. — Und ich freue mich auch; wo Leben und Jugend spricht, hat alle Kritik ihr Recht verloren. Vor ein paar Tagen waren die zwei Schwestern dieser jungen Künstler bei uns — beide Schülerinnen vom Konservatorium, fast noch Kinder — die jüngste las uns ihre Gedichte vor, die ich ganz merkwürdig fand, großartig, phantastisch, wie Bilder aus der Offenbarung

Johannes. Sie sangen spielten uns dann ein Lied ihres Bruders 'Osterglocken', welches ein junger Freund in Musik gesetzt hat, und welches mich tief ergriffen hat. — Es war auch etwas so Schönes und Einziges, die zwei jungen Mädchen dies zusammen aufführen zu hören; es war so lebendig, wie wenn sie es gerade eben in ursprünglicher Begeisterung erfinden würden . . .“²⁾

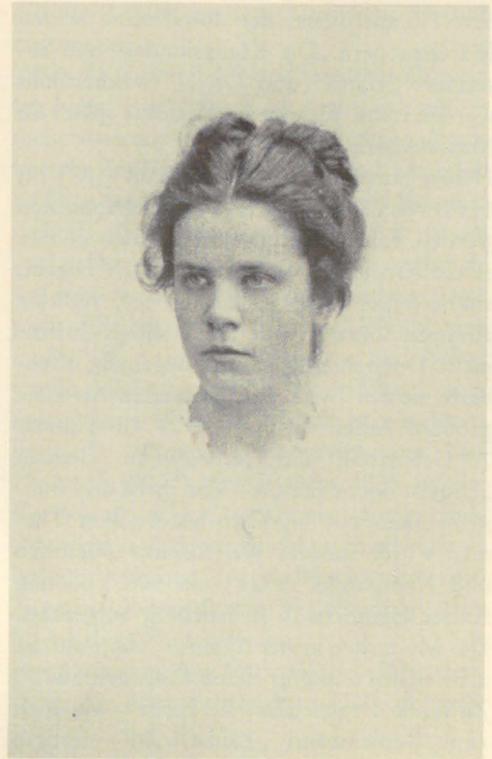
Unter diesen „ganz jungen Menschen“ waren Frances und Eleanor (Ellinor) Grun („die zwei Schwestern“) sowie als Ältester der Geschwister deren Bruder James. (Die dritte Schwester, Constance, damals noch zu jung für das Konservatorium, lernte Hans Thoma erst später kennen.) Die jüngste Schwester, „die Klavierspielerin“, war Frances Grun, die spätere Dichterin, damals 18 Jahre. In ihren im Ganzen leider ungedruckten „Lebenserinnerungen“ beschreibt die Dichterin den damaligen Besuch im Atelier von Thoma:

„In Frankfurt am Main kam ich zum ersten Mal im Leben in das Atelier eines Malers. Dieser Maler war Hans Thoma. Nie werde ich die erste Begegnung mit dem großen Meister vergessen. Ein Mann anfangs der fünfziger Jahre, von kleiner, gedrungener Gestalt, mit wunderbar durchgeistigtem Gesicht, mit dunklen Augen, die bald heiter blickten, bald seltsam aufflammten, stand er damals am Anfang seines Ruhmes. Freundlich begrüßte er meinen Bruder, meine beiden Schwestern und mich und noch einige junge Menschen, die gekommen waren, seine Werke zu besichtigen. Bald war die ganze Welt um mich her vergessen; hingerissen stand ich vor einem großen, noch nicht ganz fertig gewordenen Gemälde. . . Von tiefster Ergriffenheit überwältigt blieb ich regungslos stehen, ohne die anderen Bilder im Atelier überhaupt zu beachten . . .“³⁾

(Auch diese Szene hat Thoma in seinem zitierten Brief an Henry Thode geschildert; bei dem Bild handelte es sich um die „Kentaurin am Wasserfall“.)



Cella Thoma (1859 bis 1901) Gemälde von Hans Thoma aus dem Jahre 1877



Frances Grun (1874 bis 1946) Fotografie aus dem Jahre 1905

Vier hochbegabte Geschwister

Mit der Mutter Marie Grun kamen die Geschwister, von deutscher Herkunft in England geboren, 1888 nach Frankfurt am Main. Der Älteste, James (1868 bis 1928), trat gleich in das Dr. Hoch'sche Konservatorium ein und lernte als Mitschüler den späteren Komponisten und bayerischen Generalmusikdirektor Hans Pfitzner (1869 bis 1949) kennen, mit dem ihn bald eine schöpferische Freundschaft verband. James schrieb für seinen Freund die Texte zu den Opern „Der arme Heinrich“ (nach Hartmann von Aue) und „Die Rose vom Liebesgarten“ (nach einer Anregung von Hans Thomas Gemälde „Der Wächter vom Liebesgarten“, 1890). Und

James Grun war es auch, den Hans Thoma wiederholt zeichnete, wie in der künstlerisch so wertvollen Lithographie „Der blinde Geiger“ (erstmalig 1895/96 in der Kunstzeitschrift „Pan“ veröffentlicht); auch für sein berühmtes Bild „Der Mondscheingeiger“ soll James nach Angaben von Frances Grun Vorbild gewesen sein.

Eleanor (Ellinor) Grun (1872 bis 1955) verdanken wir einen Lebensüberblick ihrer dichtenden Schwester Frances, deren Betreuung in den letzten Lebensjahren und die Ordnung des dichterischen Nachlasses. Auch Eleanor nahm in jungen Jahren in Frankfurt am Main Musik- und Gesangsunterricht, dabei Chorstunden und Theorie mit Frances bei Engel-

bert Humperdinck, der durch seine beiden Märchenopern „Die Königskinder“ und besonders „Hänsel und Gretel“ weltberühmt werden sollte. Eleanor Grun wirkte später als Musiklehrerin.

Neben James sollte Frances Grun (1874 bis 1946) von den Geschwistern am bekanntesten werden. Mit fünfzehn Jahren schrieb sie ihre ersten Gedichte. Auch musikalisch begabt, studierte sie Gesang und Klavier, verfaßte Kompositionen (Lieder) für dieses Instrument. Doch ihre eigentliche Begabung offenbarte sich in Lyrik und Dramatik. Als erste größere Arbeit erschien 1909 zu Thomas 70. Geburtstag das dramatische Gedicht „Urgeist des Schaffens“. Von ihren drei Bühnenwerken mit mythisch-historischen Themen wurde unseres Wissens nur „Heinrich und Kunigundis“ 1924 zum 900. Todestag Kaiser Heinrichs II. in Bamberg aufgeführt. Das Mysterium in vier Akten „... übte auf die zahlreichen Zuhörer tiefen Eindruck aus“.⁴⁾ Zu ihrem Drama „Der Berggeist“ (wie auch zum Gedichtband „Zauberwald“) fertigte Hans Thoma Illustrationen an. Die Dramen von Frances Grun sind stilistisch dem Expressionismus zuzurechnen (Marianne Broecker-Liss, Oberursel).

Auch die Jüngste unter den Geschwistern Grun, Constance (1876 bis 1934), studierte am Frankfurter Konservatorium, hatte eine vorzügliche Gesangsstimme und großes Talent zum Zeichnen, von dem nach dem Zeugnis von Frances Grun auch Hans Thoma sehr viel hielt.

Verwandte Seelen

Wenige Jahre nach der ersten Begegnung mit Thoma in Frankfurt am Main (1892) kehrte Frances Grun nach dem Tod der Mutter vorübergehend nach England zurück. Dort hatte sich der Bruder James mittlerweile mit Alice Dessauer, einer Schülerin von Clara Schumann, verheiratet. Bei der Rückkehr nach Deutschland im Herbst 1901 zog Frances Grun zu den Geschwistern der verstorbenen

Mutter nach Oberursel, einem reizenden alten Städtchen im Vortaunus. Thoma hatte zwischenzeitlich mit seiner Familie das nahe Frankfurt verlassen, um einem Ruf des badi-schen Großherzogs Friedrich I. zu folgen, in Karlsruhe Galeriedirektor und Professor an der Kunstakademie zu werden (seit 1899). Seltsame Wege des Schicksals: Eben in jener Stadt, in der ihm einst in jungen Jahren heftige Ablehnung widerfuhr, vollendet sich Schaffen und Leben des Malerpoeten und Schriftstellers, der auch bei allen äußeren Erfolgen und im gesellschaftlichen Treiben der Residenzstadt sich treu bleibt. Trotz Belastungen des Doppelamtes und durch repräsentative Verpflichtungen ist Thoma rastlos tätig, greift auch Überlegungen auf, die in Oberursel kennengelernte Majolikaherstellung in und für Karlsruhe zu nutzen. 1901 wird die „Karlsruher Majolika“ gegründet. Im selben Jahr trifft ihn ein schwerer Schicksalsschlag: auf einer Reise stirbt seine geliebte Frau Bonicella (Cella), eine frühere Schülerin und begabte Blumenmalerin, die er 1877 in Säckingen geheiratet hatte.

Erst 1904 nimmt Thoma den Faden der freundschaftlichen Beziehungen mit den Gruns aus der Frankfurter/Oberurseler Zeit wieder auf. Während Frances Grun an einem Bühnenwerk arbeitet, kommt sie mit ihrer Schwester Eleanor („die unzertrennlichen Schwestern“ hatte sie Engelbert Humperdinck auf dem Konservatorium genannt) einer Einladung nach Karlsruhe nach. Die Wesensverwandtschaft zwischen der jungen Dichterin und dem alternden, nach dem Tode der Gattin menschlich einsamen Maler läßt eine Liebe aufflammen, die sich schließlich in zahlreichen Briefen des Meisters äußert:

„War es denn ein Traum, daß Du hier warst? Es ist mir, seit Du fort bist, zu Mute wie an einem Morgen, an dem man von einem schönen Traum erwacht, der innen losgelöst von aller irdischen Schwere; nun steht man nüchtern da mit Sehnsucht im Herzen. — Du hast es wohl gemerkt, daß etwas wie ein Druck auf mir lag, und daß das Wort, was ich so ger-

ne ausgesprochen, mir kaum von den Lippen wollte, das Wort: Ich liebe Dich! — Denn es ist ein Wort, das bei mir unendlich viel in sich faßt, das ich nicht auszusprechen wagen konnte, weil der unerbittliche Gott Chronos drohend zwischen uns steht, der seinem Kalendermann zuruft: 66 Jahre sind schon über Dich hinweggerauscht. . .“³⁾ (8. März 1905). Der bescheiden gebliebene, lebensweise Thoma ahnt bereits die Unerfüllbarkeit dieser Liebe:

„Dem Greise gehören Orden und Ordenssterne, die ihm sein Landesfürst gibt. — Das Bild meiner Jugendliebe auf dem blauen Grunde erschien in Blau versunken, — es ist nochmals lebendig aufgetaucht, — nun versinkt auch das zweite Bild wieder in die blaue Welt der Träume. — Wie kann ich Dein Freund sein? Nun lehre Du mir dieses, ich will Dir folgen . . .“ (Brief vom 22. März 1905).³⁾

Der Altersunterschied von rund 35 Jahren ist beiden Künstlerseelen bewußt, nährt weiter-

hin die Zweifel an dem Vorhaben, die Ehe einzugehen.

„Wie die Zukunft für uns werden soll, weiß ich nicht. Fast möchte ich sagen, ich will es nicht wissen. — Hier in der heiligen Natur kommt Zuversicht über mich, und wenn ich an Dich denke, so wird es in mir wie frommes Gebet . . . Wie meine Seele um Dich gestritten und gelitten hat, liebe Frances, ist unsäglich. Ich sprach zu unserer Liebe: Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn. Alle Namen mußte ich meiner Liebe geben, und keiner wollte taugen. — Ich bin alt und grau, aber meine Seele ist ein Kind, sie ist ein Jüngling . . .“ — so in einem Brief vom 24./25. April 1905.³⁾ Am 19. Mai 1905 ist der Verlobungstag — Hans Thoma schreibt einen achtseitigen Verlobungsbrief aus Karlsruhe —, im Juni verbringt der Vielbeschäftigte zwei Tage in Oberursel, die Verlobung wird im Kreise der Gruns gefeiert.

Doch schon im Juni 1905 reift in beiden Menschen der schmerzliche Entschluß, der iridi-



Constance Grun (1876 bis 1934)



Eleanor Grun (1872 bis 1955)

Sella

schen Verbindung zu entsagen. Der Altersunterschied und sicher auch die gesellschaftlichen Rücksichten des fast 66jährigen Thoma in Karlsruhe lassen keine andere Wahl. Hans Thoma und Frances Grun bleiben sich bis zum Heimgang des Malers am 7. November 1924 freundschaftlich verbunden. Beide nehmen dabei regen Anteil am schöpferischen Tun des anderen, zahlreiche Briefe werden gewechselt, nachdem man über Jahre hinweg auf eine persönliche Begegnung verzichtet. Auffallend an dieser seelisch tiefen Beziehung ist, daß in den zahlreichen biografischen Darstellungen des volkstümlichen Thoma die Lebensbegegnung mit Frances Grun meist verschwiegen wird. (Auch im Hans Thoma-Museum in der Karlsruher Kunsthalle fehlt ein Hinweis auf die Dichterin.)

Gerade diese schöpferische Freundschaft ist es, die ein erhellendes Licht auf das Alterswerk von Thoma wirft: „Um die Eigenart und Vollreife des Künstlers im Abendleuchten seines demütigen, christusgläubigen Daseins — im seelischen Ringen und Überwinden — verstehen zu können, müssen wir die tiefen Zusammenhänge zwischen seiner naturmystischen Schau und seiner seelischen Verbindung mit der Dichterin Frances Grun aufhellen“ (Walter Kreuzburg).³⁾ Wir verdanken der „jungen, geistvollen Dichterin, die ein Ebenbild seiner Frau Cella war“⁴⁾, daß Thoma noch im hohen Alter eine Fülle von Graphiken (auch zu Arbeiten von Frances Grun) und Gemälden schafft, den Karlsruher Christuszyklus vollendet, verwandte religiöse Werke gestaltet. Auch das schriftstellerische und Briefwerk Hans Thomas in seiner schwer ausschöpfbaren Fülle erlebt ab etwa 1905 einen bemerkenswerten Aufschwung.

Verklärte Sicht

In den letzten Lebensjahren verband Hans Thoma auch eine enge Freundschaft mit der Karlsruher Schriftstellerin Hermine Maierheuser (1882 bis 1968). Während Frances Grun schon aus Gründen der Entagung und

des Taktes in räumlicher Entfernung zu ihrem verehrten Meister lebte, begleiteten Hermine Maierheuser und ihr Ehemann die letzten Lebensjahre des greisen Thoma in Karlsruhe und Marxzell bei Bad Herrenalb aus unmittelbarer Nähe. Von der Schriftstellerin sind eine Reihe von Erinnerungen und Anekdoten an Hans Thoma überliefert; so diese: Verfllossene Liebe. Agathe Thoma eilte zur Apotheke, um für ihren kranken Bruder Arzneien zu holen. Er setzte sich im Bett zurecht und blätterte in einer Mappe, bis ihm ein schöner Kunstdruck der Schlüsselblumenwiese in die Hand kam. Lange schaute er dies Blatt an, und dann begann er zu erzählen: „Das Urbild dieses Druckes ist ein Märchen, das den Glanz der Schlüsselblumenwiese verschlüsselt oder enthüllt, je nach den Augen, die es anschauen. Die Himmelsschlüssel hüten das Geheimnis der Worte: Der Tod ist verschlungen in den Sieg.“

Ich habe das Bild nach dem frühen Sterben meiner lieben Frau entworfen, aber ich bin in Schwermut verfallen, und die Malerei wollte mir nicht gelingen. Da ist mir die Musikerin und Dichterin Frances Grun begegnet. Sie hat als junges Mädchen in unserem Hause in Frankfurt zusammen mit Hans Pfitzner und ihren Geschwistern musiziert, und nun stand sie vor mir, ein Geschenk jener glücklichen Tage, und ein Gruß meiner jungen, geliebten Cella, die sie einst durch die Musik beglückte. Ihre Hände glitten wie spielend und wundervolle Melodien verschenkend über die schwarzweißen Tasten, und später klang ihre leise Stimme tröstlich durchs Atelier. Sie las Gedichte und Dramen, und ich malte, nicht mehr ganz von Schwermut umdüstert, die Schlüsselblumenwiese:

’Der Tod ist verschlungen in den Sieg!’

Siege aber müssen errungen werden, und allein der Sieger weiß um den Preis des Sieges. Doch die Kunst, die große Beglückerin und strenge Herrin, befreite die Jahre, die uns trennten, von irdischer Schwere und süchtigen Sorgen. Durch die Gnade wurde meinem Bild Vollendung und Erfüllung, und uns bei-

den ein zeitloses Glück, wie es wenigen Sterblichen zuteil wird.“

Hans Thoma legte das Blatt in die Mappe zurück. Agathe brachte Arzneien und ein Bild ihres Bruders. Es war eine der letzten Aufnahmen aus dem Photoatelier Bauer, und der Altmeister schenkte es mir. Als er seinen Namen an den Bildrand schrieb, zerfloß auf dem faserigen Papier die Tinte. Da schaute mich Hans Thoma an und sagte: 'Die Lieb' ist verflossen'.⁶⁾

Selbst wenn die heutige (bleibende?) Sicht das Alterswerk des Schwarzwälder Meisters kritischer wertet, so beglückt doch die Fülle und Vielseitigkeit seiner Botschaft von der Wirklichkeit eines aufrechten, gottgegebenen Menschenbildes, eingebettet in eine von höherer Harmonie durchdrungene Natur.

Quellenhinweis:

Sämtliche Porträtfotos aus:

Hans Thoma und Frances Grun, Lebenserinnerung von Frances Grun, hrsg. von Walter Kreuzburg. Frankfurt am Main 1957

Anmerkungen:

¹⁾ Henry Thode (1857 bis 1920), Kunsthistoriker, Direktor des Städelschen Kunstinstituts in Frankfurt am Main und von 1894 bis 1911 Professor für Neuere Kunstgeschichte in Heidelberg, Mitbegründer und Organisator des Werdandi-Bundes. Arbeitete über die italienische und deutsche Renaissance — und Hans Thoma, dessen Kunst er schon früh förderte und verteidigte. Sein Werk „Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance“ gilt noch heute als Standardwerk. Von 1886 bis 1914 Schwiegersohn von Cosima Wagner.

²⁾ Hans Thoma, Briefwechsel mit Henry Thode, hrsg. von J. A. Beringer, Leipzig 1928, S. 53

³⁾ Hans Thoma und Frances Grun. Lebenserinnerungen von Frances Grun, hrsg. von Walter Kreuzburg, Frankfurt am Main 1957

⁴⁾ Berliner Börsenzeitung vom 18. 4. 1924, zitiert in: Frances Grun, Heinrich und Kunigundis (Oberursel am Taunus, 1950)

⁵⁾ Marianne Broecker-Liss in ihrem Beitrag „Der Maler Hans Thoma in Oberursel 1894—1898“ in: Hans Thoma in Frankfurt und im Taunus“ (Frankfurt am Main, 1983)

⁶⁾ Hans Thoma. Erinnerungen und Geschichten. Erlebt und geschrieben von Hermine Maierheuser. Karlsruhe 1989, S. 62.

Alemannische Gedichte von Hebel bis heute

Heiteres und Besinnliches von 94 Autoren aus dem Badischen, gesammelt von Hubert Baum, Karl Kurrus und Heinrich Lehmann. Badische Reihe 21, 144 Seiten, Efallinleinen, DM 24.-

Badische Sagen

Nach alten Aufzeichnungen und Sammlungen erzählt von Otto Fritz, Zeichnungen von Lothar Rohrer. Badische Reihe 20, 160 S. DM 24.-

Hermann Hesses Alemannenbuch

Faksimile-Ausgabe mit 18 Holzschnitten und einem Nachwort von Volker Michels. Hermann Hesses berühmte Anthologie, das »Alemannenbuch«, ist ein kulturhistorisches Dokument von zeitloser Gültigkeit. 160 Seiten DM 35.-

Heinrich Hansjakob: Schneeballen vom Bodensee

Erzählungen · Schneeballen (Dritte Reihe) 528 S. Efallinleinen, DM 29.-

Heinrich Hansjakob: In der Karthause

464 Seiten, Efallinleinen, DM 32.-

Heinrich Hansjakob: Im Schwarzwald

Die Heimat · Das Vaterhaus · Freunde und Kameraden · Wie der Schneider-Sepp zu seinem Teil Dumms kam. 208 Seiten, DM 19.80

Waldkircher Verlag

7808 Waldkirch, Marktplatz



Hans Thoma, Bildnis der Mutter des Künstlers, 1866.

Bleistift auf chamoisfarbenem Papier

Realist und Poet der Malerei

Eine Betrachtung zum 150. Geburtstag von Hans Thoma

Hans Leopold Zollner, Ettlingen

Hans Thoma kam am 2. Oktober 1839 im Schwarzwalddorf Bernau zur Welt, und daher mag es herrühren, daß er die Herbsttage in seiner südlichen Schwarzwaldheimat besonders liebte, die stillen Stunden, „da über dem Tal schon blauendes Dämmerdunkel liegt, in dem der silberne Bach glänzt.“ Man spürt schon aus dieser kurzen Beschreibung, wie sich der Blick des Malers mit dem Empfinden des Poeten vermählt, und als Hans Thoma am 7. November 1924 starb, da galt er als der Maler-Poet, dem nachgerühmt wurde, sein Wesen und sein Wirken würden allezeit im deutschen Volk fortleben. Verwundern darf das nicht, denn damals war er für Freunde und Verehrer ein unbestrittener Meister, ein ehrfurchtsgebietender Greis, der selbst im Rollstuhl oder am Arm der treuen Schwester Agathe wie eine Figur aus dem Märchen anmutete. Noch märchenhafter, wenigstens aufs erste Hinsehen, empfand man den Lebensweg des Künstlers; denn er paßte durchaus unter die Überschrift, die Hans Thoma seiner Selbstbiographie gab: „Vom Bauernbühle zur Exzellenz“.

Doch ganz so schlagwortartig lassen sich Leben und Schaffen Hans Thomas nicht umreißen. Auch seine Stellung in der deutschen Malerei ist nicht so summarisch zusammenzuraffen, wie das ein neueres Nachschlagewerk mit dem einen Satz erledigt, Thoma sei der Vertreter einer realistischen Naturmalerei mit stimmungshaften Wirkungselementen gewesen. Für solche Etikettierungen war dieser Schwarzwälder schon als Mensch eine viel zu komplexe Natur. Der Sohn eines Schindelmachers und Nachfahr von Schnitzern, Orgelbauern und Uhrenschildmalern besaß alle Eigenschaften, die dem schwerblütigen Ale-

mannen eigen sind; war ein Spätentwickler, der aus der Lehre als Anstreicher und als Graphiker weglief, der sich aber dann im Zeichnen und Malen als so begabt erwies, daß ihn der Bernauer Lehrer Ferdinand Ruska nach Kräften förderte, und daß selbst der Herr Amtmann von St. Blasien keine Bedenken trug, den Taugenichts aus Bernau schließlich doch noch auf den Weg zu einer richtigen Ausbildung zu dirigieren.

1859 erschien der zwanzigjährige Thoma in der badischen Residenz und bezog dort die Kunstschule, in der immerhin so bekannte Künstler wie Karl Friedrich Lessing, Johann Wilhelm Schirmer und Hans Canon als Lehrer wirkten. Schirmer wurde sein Lieblingslehrer und blieb es, bis Thoma nach Düsseldorf ging. Doch was beide Akademien und alle Professoren nicht vermochten, schenkte dem Suchenden und Werdenden ein Besuch in Paris, zu dem ihn im Jahre 1868 sein Freund Otto Scholderer einlud. In den vierzehn Tagen an der Seine lernte Thoma die Arbeiten Gustav Courbets und den Maler von Barbizon kennen. Die Begegnung war für Thoma so entscheidend, daß er gestand, diese Darstellungen seien ihm so klar geworden, als ob sie seine eigenen gewesen wären. „Nun glaube ich, meine Bilder malen zu können“, berichtete er an Mutter und Schwester in Bernau, und er machte den Vorsatz wahr mit dem Bild der Schwester, der „Nähenden Agathe“. Als er jedoch dieses Bild und seine Bernauer Landschaften im Karlsruher Kunstverein ausstellen wollte, kam es zum Skandal, zum „Fall Thoma“, der mit dem Antrag der Kunstvereinsmitglieder endete, der Vorstand möge diesem „Graumaler“ ein- für allemal das Ausstellen seiner Bilder verbieten. Sogar

der ihm sonst wohlgesonnene Vorsitzende und Kunstprofessor Hans Gude ermahnte den „progressiven“ Hans Thoma: er möge doch auf die Stimmen des Publikums achten und so malen, wie gebildete Menschen es verlangen. „Die Philister sind empört über meine Bilder, kaum hätte ich geglaubt, daß man sie mit Bildern noch in solche Wut bringen könnte“, notierte Thoma damals in sein Tagebuch, folgte indessen der Empfehlung, sich aus seiner jetzigen Umgebung zu entfernen, und siedelte 1870 nach München über, wo er wenigstens im Kreis um Wilhelm Leibl auf Gleichgesinnte stieß, und wo er in der Malerin Cella Berteneder seine Lebensgefährtin fand. 1877 ließ er sich in Frankfurt nieder, und hier, inmitten einer Schar teilnehmender Freunde und Förderer, und dank der Unterstützung von selbstlosen Kollegen, vor allem aber unter der freundlichen Ägide des Kunsthistorikers Henry Thode, gedieh Thomas Kunst zur vollen Reife.

Würdigungen und Anerkennung seines Schaffens blieben nicht aus, und nach seinen Erfolgen bei den Kunstausstellungen in München, Heidelberg und Frankfurt konnte man auch in Baden den Bauernsprößling aus dem Schwarzwald nicht länger übersehen, obwohl dessen „gewöhnliche Malerei“ drei Jahrzehnte zuvor die Karlsruher Kunstpäpste so maßlos empört hatte. 1899 berief Großherzog Friedrich I. von Baden Hans Thoma als Professor an die Kunstschule und übertrug ihm das Amt des Direktors der Kunsthalle in Karlsruhe. Thoma, bisher stets „freier Künstler“, nahm die Berufung auf Drängen seiner Frankfurter Freunde an, obwohl er die ihm zuge dachte Aufgabe als „gar schwere Sache“ empfand, obwohl der designierte Galerie direktor kein eigenes Werk in der Karlsruher Kunsthalle vorfinden konnte, und obwohl noch im Jahr vor seiner Berufung die An-

kaufskommission der Galerie ein Landschaftsgemälde Hans Thomas als „völlig ungeeignet“ abgelehnt hatte.

Hans Thoma hatte diesen Entschluß nicht zu bereuen. Noch ein volles Vierteljahrhundert fruchtbaren Wirkens waren ihm in Karlsruhe vergönnt, 25 Jahre der Geborgenheit und des behüteten Alterns, wenn sich in dieser Zeit auch persönliches Leid und äußere Katastrophen förmlich die Hand reichten. Zwar bedeutete die Karlsruher Zeit keinen neuen Abschnitt mehr in Thomas künstlerischer Entwicklung, wohl aber die Erfüllung manch langgehegter Wünsche — und sie führte mit der Errichtung der Thoma-Kapelle und mit dem Erwerb so wertvoller Stücke wie der Tauberbischofsheimer Grünwald-Tafeln zu einer ungewöhnlichen Bereicherung der Karlsruher Galerie. Daß der Direktor dieser Galerie auch Mitglied der Ersten Kammer wurde, Ehrendoktor zweier Universitäten, Wirklicher Geheimer Rat und damit Exzellenz, brachte Thoma freilich nicht aus seinem alemannischen Gleichmut. So wenig übrigens wie die Boshaftigkeit des jungen Hermann Burte, der den Philister-Schreck von 1868 nun als „netten rundlichen Greis“ und als „obersten Anwärter auf die Liebkindlesstelle am Busen des Fürsten“ verspottete.

Der alte Hans Thoma verspann sich immer mehr in metaphysische und religiöse Betrachtungen über Gott und Mensch und Welt, gelangte wieder vom Malerischen zum Graphischen, zu fast surrealistisch anmutenden Federspielen, und schien zuletzt als Malerpoet selbst über Zeit und Ewigkeit zu stehen. Darüber wurde lange Zeit die künstlerische Bedeutung dieses Realisten vergessen. Jetzt aber will es scheinen — und Ausstellungen von seinen Werken bestätigen diesen Eindruck — als besänne man sich mit der Wiederentdeckung des Realismus in der Malerei doch des Malers Hans Thoma wieder.

Hans Thoma: Reden in der Badischen Ständekammer

Erste Rede vom 15. März 1906
gelegentlich einer Justizdebatte

Durchlauchtigste hochgeehrte Herrn!

Es ist wohl das erste Mal, daß einem Maler, einem Vertreter der bildenden Künste, die hohe Ehre zuteil wird, vor so hervorragender öffentlicher Stelle sprechen zu dürfen. Es ist für mich ein Wagnis, das Wort zu ergreifen, da ich kein Redner bin und so muß ich zum voraus um die Nachsicht des hohen Hauses bitten.

Den Künstlern, wenn sie von einer lex Heinze, von obrigkeitlichen Einschränkungen, von strengerer Handhabung bestehender Gesetze, gegen die überhandnehmenden Erzeugnisse unsittlicher Machwerke hören, ist es mindestens so zu Mute wie den Besitzern von Automobilen, wenn ihnen Einschränkungen von Staatswegen auferlegt werden. — Einer der Herrn Vorredner hat uns hierüber einiges berichtet. — Das Automobil ist für den Besitzer ein ideales Fortbewegungsmittel, er kennt schon fast keine Entfernung mehr. — Es muß eine Art von Hochgefühl sein, durch den Raum zu rasen — vielleicht fast so wie wenn die Phantasie des Künstlers unbehindert durch die Schranken der Materie ihren Flug nimmt. Beide denken gewiß nicht daran und haben noch weniger die Absicht, den ruhig den Weg ihres Tages hinwandelnden Mitmenschen Schaden zufügen zu wollen. —

Doch ich stocke — und kann den hinkenden Vergleich nicht fortsetzen. — Ich will aber bei Gelegenheit dieser Justizdebatte es hier aussprechen, daß die wirkliche Kunst auch von strengerer Anwendung der bestehenden Vorschriften gegen Verbreitung unsittlicher Erzeugnisse in Wort und Bild keinen Schaden leiden kann.

Denn die wahre Kunst beruht doch gerade auf höchster Sittlichkeit, indem sie berufen ist, das menschliche Fühlen aus dem dumpfen Triebleben des Begehrens zu einer dem Menschengeste angemessenen Form zu erheben — und Formgebung in solchem Sinne ist auch zugleich Veredlung oder Klärung.

Die Kunst wird und muß sittlich sein und wenn sie es nicht ist, so verliert sie von selbst das Recht zu bestehen — oder doch das Recht, sich auf eine geistige Höhe zu erheben. — Ich berufe mich hier auf das Wort, das Schiller an die Künstler gerichtet hat: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, waret sie, mit euch fällt sie, mit euch wird sie sich heben.“ —

Die Künstler möchte ich an dies Wort erinnern und sie werden gewiß davor bewahrt bleiben, Schaden anzurichten im allgemeinen Volksgefühl und ihre Werke werden dann auch vor strengen Sittengesetzen bestehen können.

Solche Gesetze mögen ja wohl auch da und dort harmlose unbeabsichtigte Entgleisungen treffen, aber doch in den weitaus meisten Fällen willkürliche Entgleisungen, die unter dem Schein und Namen der Kunst aus unlautern Absichten, ja sogar aus gemeiner Gewinnsucht gemacht werden.

Das sittliche Gefühl unseres Volkes ist gewiß noch gesund genug, hierüber zu entscheiden. Mißgriffe der Polizei werden wohl vorkommen, aber man dürfte sie doch nicht so tragisch nehmen wie es sogar häufig in den Zeitungen geschieht — und wenn auch einmal ein Michelangelo oder eine andere Kunstgröße arretiert wird — ich meine natürlich im Schaufenster — so

wird ihm das weiter auch nicht schaden — ja sehr wahrscheinlich würde er der Polizei recht geben und sagen, — ich habe mein Werk nicht für das Schaufenster oder für den Ansichtspostkartenverkehr gemacht.

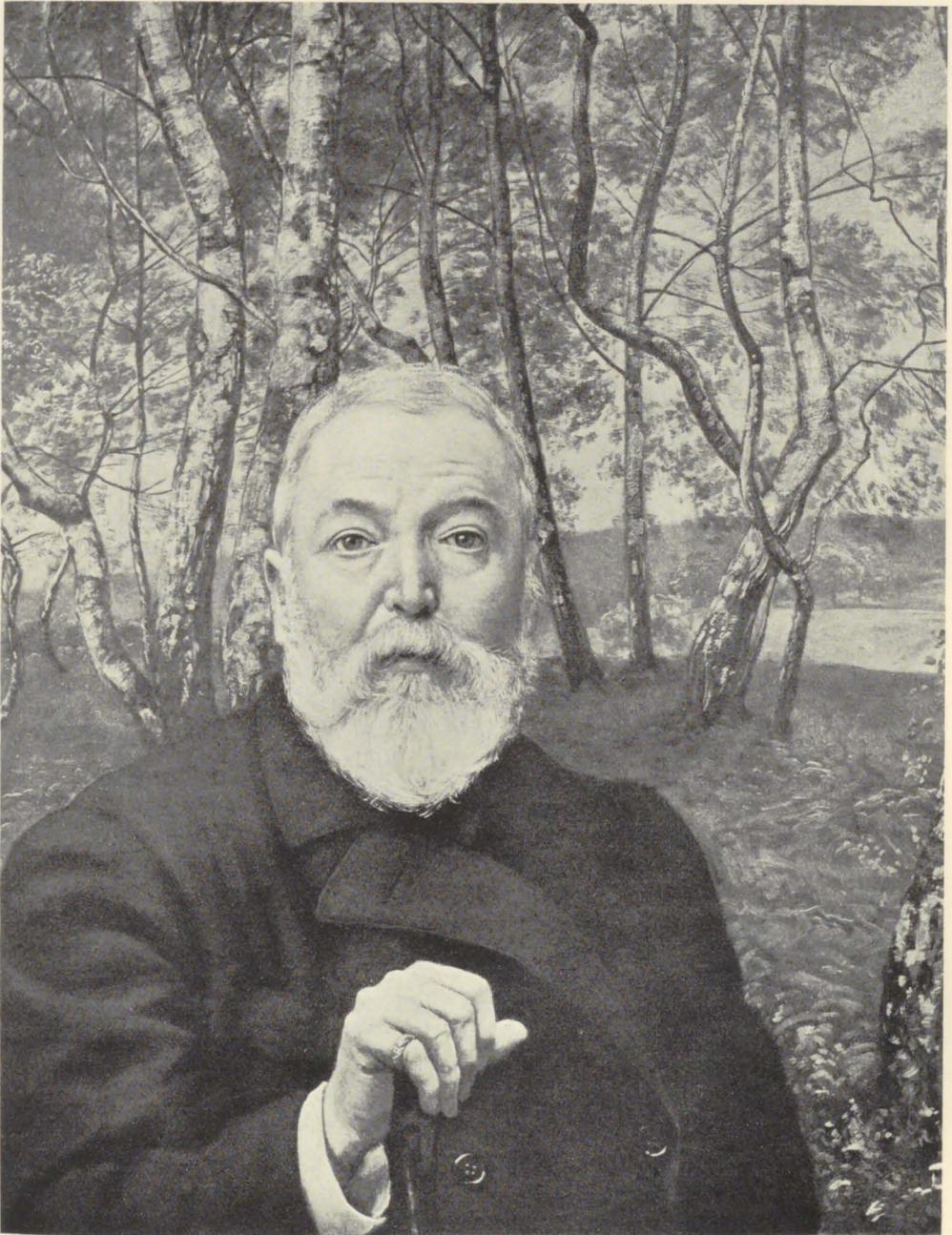
Es hat mir immer wehe getan, wenn, wie es ja so oft geschieht, Kunst und Unsittlichkeit zusammen genannt werden, dies ominöse Zusammennennen wird aufhören, wenn die Künstler ihres hohen Berufes, wie etwa Schiller ihn aufgefaßt wünscht, sich bewußt werden.

Wohl gehört auch Talent dazu, etwas Unsittliches machen zu können — und wenn man Kunst nur von Können ableitet, so könnte man nicht viel sagen — aber zur Kunst gehört doch eben der ganze Mensch und vor allem auch sein Wille, — und der Wille eines jeden Menschen, wenn er sich über den tierischen Willen, den ich lieber Begierde nennen möchte, erhebt, kann nur ein sittlicher Wille sein, der Menschenwille, ein geistiges Eigentum, das ihn zum Menschen macht. Man sagt freilich, was kann in bezug auf künstlerische Erzeugnisse ein Gendarm wissen, er kann ja nur sehen, ob etwas nackt ist oder bekleidet; — es sind gewiß hier mancherlei Mißgriffe möglich — die ja von höheren Instanzen leicht wieder gut gemacht werden können. Aber ein bißchen aufpassen kann der Gendarm schon — der Unfug mit sogenannten Künsterakten, welche durch die Photographie erzeugt werden — und welche für den Künstler, der den Menschenkörper studieren muß, ganz wertlos sind, ist recht groß — und sie und besonders ihr Anhang, der auf die gemeinste Sinnlichkeit spekuliert, dürften schon ein wenig in die Dunkelheit zurückgeschleucht werden.

Zum Schlusse muß ich ein Geständnis machen, das man mir wohl mancherorts sehr übel nehmen wird — ich würde nämlich in Gerichtssachen, welche Unsittlichkeitsfragen betreffen, keine Schriftsteller, keine Künstler und keine Ärzte berufen als Sachverständige — die gehen doch meist von ganz anderen Voraussetzungen aus als die, um die es sich hier handelt. — Mir scheint, daß eine Art von Volksgefühl, wie es sich durch das gesellige Zusammenleben der Menschen herangebildet hat, doch das Richtigere treffen könnte — man frage den Mann aus dem Volk, den Familienvater, auch die Erzieher des Volkes, Lehrer und Geistliche; um anzuzeigen, was ich und wie ich es meine, so verschanze ich mich hinter die Worte eines gewiß anerkannten freien Dichters, Goethe hat gesagt: Willst Du wissen, was sich schickt, so frag bei edeln Frauen an.

Auch meine ich etwa so: Das Gefühl für Frauen, für unsere Mütter, Gattinnen, Schwestern, Töchter, das in unserm deutschen Volke von jeher so lebendig war und hoffentlich immer lebendig bleiben wird, ist ein edles Gut, das Tacitus schon bei den alten Germanen anerkannt hat, und das das Christentum gewissermaßen geheiligt oder gefestigt hat.

Dies deutsche Volksgefühl meine ich wird uns wohl zu leiten vermögen, wenn wir urteilen sollen, was in Kunst und Leben sittlich und schicklich ist.



Hans Thoma, Selbstbildnis in Frankfurt a.M. 1899

Zweite Rede,

gehalten in der Ersten Badischen Ständekammer am 28. Mai 1908
bei Beratung des Forst- und Domänenetats

Durchlauchtigste hochverehrte Herrn!

Unser sehr verehrter Herr Berichterstatter Freiherr von Stotzingen hat, als er im Laufe seiner Rede von der Schönheit des Waldes gesprochen hat, einen Blick zu mir herübergeworfen, der die Macht hatte, mich dazu zu verführen, das Wort zu ergreifen, obgleich ich gar nicht darauf gefaßt bin.

Seit ich die große Ehre habe, Mitglied dieses hohen Hauses zu sein, habe ich manchmal darüber nachgedacht, was wohl die Kunst im Staatshaushalt für eine Aufgabe haben könnte, oder wie auch ich hier ein Scherflein beitragen könne zum Besten dieser Sache, — zum guten Gedeihen das auch dem Staate durch die Kunst erwachsen könnte.

Es ist gar nicht leicht, dies zu finden; ich weiß ja, daß es sich im Staatshaushalt um sachlich harte nüchterne Erwägungen handelt und es somit schwer ist für die Kunst, die sich doch ganz auf einer Gefühlswelt, auf einer Vorstellungswelt aufbaut, hier eine Verbindungsbrücke zu finden. Man könnte auch gar leicht den Einwurf machen: Kunst ist Privatsache, und hätte damit nicht so unrecht.

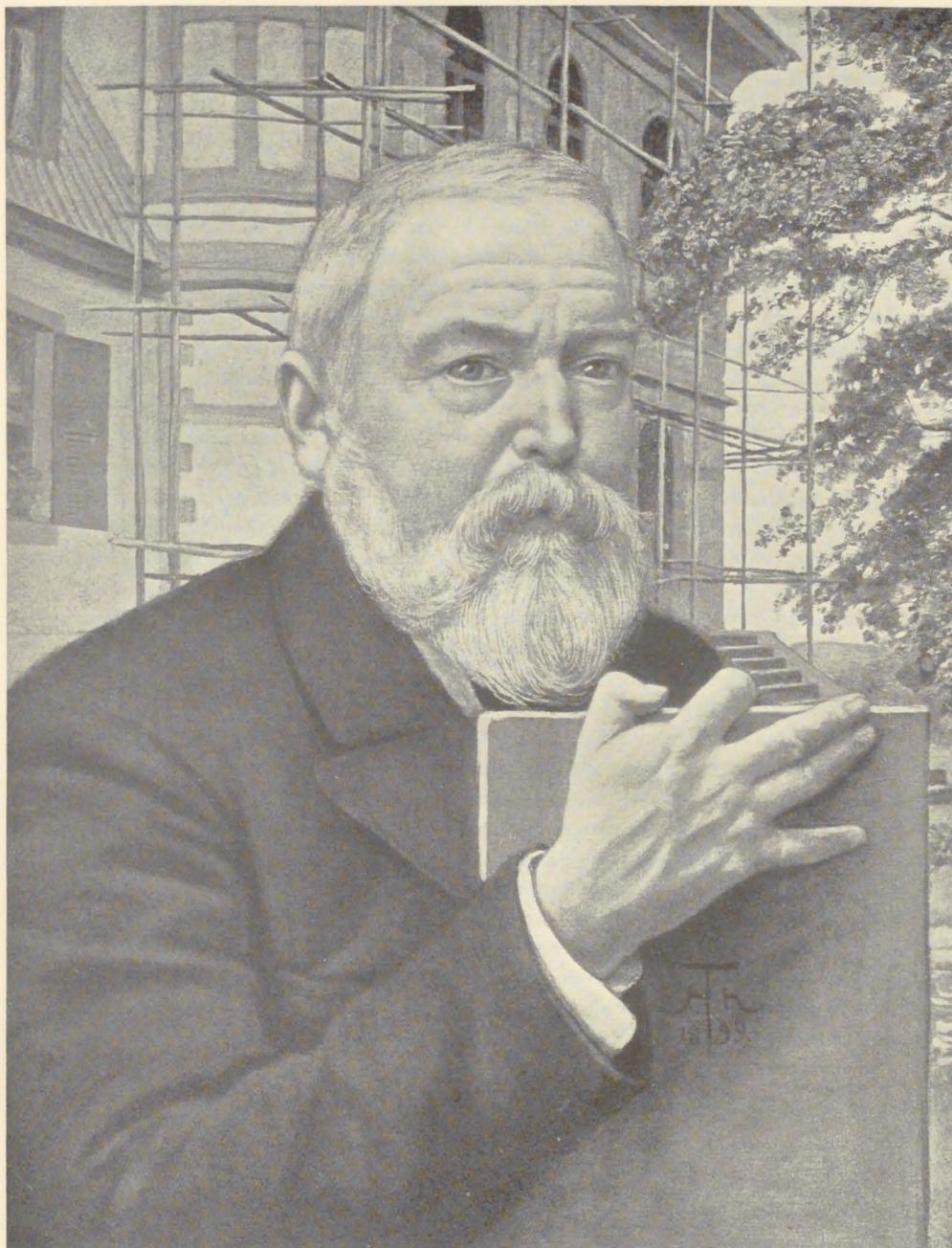
Dankbar bin ich dem Herrn Berichterstatter für seinen freundlichen Wink, mit dem er mich aufmerksam machte, wo vielleicht auch die Kunst in Wirksamkeit treten könnte, um mit einiger Berechtigung am Staatsleben teilzunehmen.

Ich denke also die Kunst dürfte im Staate berufen sein zum Schutze für die im Lande vorhandenen Schönheiten und zur Mehrung derselben, sie dürfte bestrebt sein, die Natur- und Kunstdenkmäler in ihrem Bestande zu erhalten — indem sie auf das Schöne hinweist und es nicht geschädigt wissen will, wofern dies nicht durch eine Notwendigkeit bedingt ist; — in solchen Dingen darf auch die Kunst mitreden — hier wären vielleicht auch die Künstler als Sachverständige besser am Platze als — in einer anderen Sache.

Da jetzt vom Walde die Rede ist und dabei auch seiner Schönheit gedacht worden ist, so will ich gern feststellen, daß zwischen Forstbeamten und Künstlern von jeher das beste Einvernehmen herrscht. — Der Künstler wird freilich manchmal als das konservativere Element über das was im Walde schön in Meinungsverschiedenheit mit dem Forstmanne geraten — aber das schadet nichts — beide sind Naturfreunde und lieben den Wald und die Verständigung ist auf diesem großen Boden dann wieder leicht.

Der Wald war für uns Deutsche von jeher ein ideales Gut und viel geheimnisvoll schöne Poesie entströmt ihm. — Unsre Voreltern haben einst in den Urwäldern gewohnt — dadurch wohl sitzt uns Deutschen die Liebe zum Walde tief in der Seele. Daß er einträglich ist, eine melkende Kuh, das haben wir gehört und freuen uns darüber, aber es soll doch nicht der einzige Standpunkt sein, den wir diesem Nationalgut gegenüber einnehmen, er sei und bleibe eine Stätte des Genusses, der Erholung für jung und alt. Aus den Landwirtschaftsverhandlungen habe ich übrigens bemerkt, daß man Wert darauf legt, daß auch die Kühe, die wir melken, schön sein sollen.

Sodann will ich noch etwas vorbringen; ich fühle mich sozusagen jetzt auch als Anwalt unserer Waldeskünstler, der Singvögel, die nicht nur poetisch schwärmen und musizieren, sondern auch gegen das schädliche Gewürm in Wald und Feld eine gute Schutztruppe sind.



Hans Thoma, Selbstbildnis in Cronberg, 1899

Diese Singvögel haben sich nun in einer Petition an mich gewendet, — ich weiß nicht, wie sie es erfahren haben, daß ich jetzt Mitglied der Ersten Kammer bin, — auch einige Raubvögel haben unterschrieben, und weil sie so schön sind, möchte ich auch für sie ein gutes Wort einlegen, daß man sie nicht so unbedingt ausrotten möge; ich denke der Haushalt der Natur ist doch wohl noch viel komplizierter als der Haushalt des Staates und wer vermag es so genau zu wissen, ob nicht am Ende auch diese Räuber eine Aufgabe zu erfüllen haben.

Wenn die Singvögel in Italien verspeist werden, so bleibt uns in Deutschland doch nicht viel anderes übrig, als daß wir es ihnen bei uns, in ihrer Heimat, so bequem wie möglich machen — so daß sie von ihrer Winterreise gerne wiederkommen mit dem Bewußtsein, daß sie hier ihre richtige Heimat haben, in der sie leben, lieben und sich vermehren können.

Sollten wir da nicht auch ein wenig an die gewohnten Niststätten der Vögel denken?

Da dürfen Forstverwaltungen und Gemeindebehörden doch daran erinnert werden, daß diese Sänger gerne an den Wasserbächen wohnen, und daß das unsinnige Weghauen des Buschwerkes an den Bächen her, wie es besonders im Schwarzwald, wie mir gesagt wurde, sogar oft auf obrigkeitlichen Befehl oder auch um ein paar Handvoll Heu mehr zu erzielen, seit Jahren hindurch verübt wurde, gar vielen Vögeln die Brutstätten zerstört hat. Wenn sie jetzt aus den Gefahren des Welschlandes wieder heimkehren, können sie nicht so froh sein wie sie wollen — da sie aufs neue überlegen müssen: Wohin jetzt? Auch auf unsern Feldern, auf den Viehweiden im Schwarzwald sind all die jungen Bäumchen und andre Gebüsche, die vogelfrei vor dem eigentlichen Wald sich selbst ausgepflanzt haben, wegrasiert worden. Mir scheint, daß dies ohne vernünftigen Grund geschehen ist — denn ich kann nicht glauben, daß alles was ordnungshalber geschieht, dadurch auch vernünftig ist. Diese Vorposten des Waldes hielten viel Feuchtigkeit zurück und das Weidevieh fand immer kräftige Nahrung um sie herum — jetzt sind die Weidewalden so dürr und so ausgetrocknet.

In solchen kleineren Gebüschern auf Feld und Heide habe ich in meiner Jugend viele Vogelnester entdeckt — ich habe aber keine ausgenommen — ich weiß, daß die Vögel dort gebrütet haben, und wenn sie Singschule hielten, sind sie in den Hochwald gezogen. —

Meine eigne Wahrnehmung, daß man im Schwarzwald jetzt viel seltener Vögel singen hört als in frühern Jahren, wird mir auch von gar vielen andern Beobachtern bestätigt.

Der Übergang, der von dem Weidefeld durch das Vorholz gebildet war, war auch landschaftlich recht schön, jetzt steht der Wald da, oft fast feindlich und trotzig in Reih und Glied wie ein Regiment Soldaten — aber auch das kann schön sein, wenn das Auge sich danach akkommodiert. — Und besonders der Wald hat wie noch viele Dinge in der Natur, die Macht in sich unter allerlei Bedingungen schön zu bleiben. — Und so will ich schließen, sonst könnte man fragen: Wie kommt der unter die Kritiker?

Dritte Rede,

gehalten in der Ersten Badischen Ständekammer
am 29. Juli 1906

Durchlauchtigste hochverehrte Herrn!

Wenn ich heut vormittag noch aus der Reihe der Rednerliste zum Wort gekommen wäre, so hätte ich, um die Zeit der schon so langen Sitzung abzukürzen, auf das Wort verzichtet und hätte dies dahin begründet, daß Herr Geheimrat Dr. Windelband das, was ich etwa sagen könnte in bezug auf das Heidelberger Schloß schon so vortrefflich gesagt hat, daß meine Erörterungen nur eine Abschwächung sein könnten.

Nun ist der Nachmittag doch angebrochen worden und da die Zeit vorhanden ist, so bitte ich, daß das hohe Haus auch die Geduld haben möchte, mich anzuhören.

Ich habe das hohe Präsidium um die Vergünstigung gebeten, daß ich in meiner Rede ein wenig ausschweifen darf, um dann auf Umwegen nach Heidelberg zu kommen.

Über das Heidelberger Schloß ist wohl alles was gesagt werden kann, schon gesagt, zwei Standpunkte der Denkmalspflege stehen sich gegenüber und zu bekehren ist wohl niemand mehr. — Ich kann jetzt nur noch vom Standpunkte des Malers, des Naturfreundes, des Romantikers, d. h. aller derer reden, die man mit dem Namen „Ruinenschwärmer“ abtun möchte. Ich winde mich jetzt durch allerlei Ränke hindurch bis ich am Heidelberger Schloß anlangen kann. Wie Sie durchlauchtigste hochgeehrte Herrn wohl wissen, bin ich in einer eigenen Situation hier in diesem hohen Hause — da ich bis in mein sechzigstes Jahr gar nichts anders war als Maler — nicht einmal Professor — so muß ich annehmen daß ich als Vertreter der Kunst in diesem Hause sitze. — Nun passe ich natürlich auf, meine Pflicht zu tun, ich frage mich: wo hat die Kunst auch etwas zu sagen, wo kann ich ihr hier etwas nützen? Bei welchem Etat habe ich einzusetzen? Als ich hierher kam sozusagen wie ein Waisenknabe, so dachte ich, die Stelle wo ich auch vielleicht etwas sagen darf, wird natürlich beim Kultusministerium sein, die Kunst ist ja eine Kultusangelegenheit, vielleicht auch eine Unterrichtsangelegenheit — weit gefehlt, einmal sprach ich beim Justizetat und zweimal beim Finanzetat — letzteres ist vielleicht dadurch einleuchtend, wenn man das banale Wort: „Die Kunst geht nach Brot“ in Erwägung zieht.

Als ich in dies hohe Haus eintrat, hat es mir auch viel Kopfzerbrechens gemacht, daß ich nicht wußte zu welcher politischen Partei ich eigentlich gehöre — als Künstler habe ich nämlich nie einer Partei angehört, ich stand gewissermaßen unter den Parteien. So sehr ich mich seit ich dem Landtag angehöre auch prüfe, ich muß es gestehen daß ich immer noch nicht im klaren bin — und es war ein arges Schwanken — wenn ich am Morgen rot aufwachte so wurde ich den Tag über blau und grün und schlief wohl nachts als Schwarzer ein.

Aber gar bald fühlte ich mich doch heimisch in diesem hohen Hause, ich sah, daß es hier gar nicht so nötig ist, sich zu einer bestimmten Partei zu bekennen — sondern daß allem voraus das redliche Streben geht nach bestem Wissen und mit gutem Willen das Wohl des Volkes, des Vaterlandes zu fördern.

Wenn auch in manchen Sitzungen rote und schwarze Fäden vor meinen Augen hin und her geschwirrt sind, nun ich bin ja Maler und da muß man sich sogar der Farbengegensätze freuen. — Ja ich wurde recht kühn und betrachtete das ganze Staatsgetriebe, indem ich es mit dem Malergewerbe verglich. So ein Staatsmann, ein Minister ist doch auch ein Künstler und wenn die Farben Parteien bedeuten, so muß er halt auch versuchen aus all den schreienden Farbengegensät-



Hans Thoma, Selbstbildnis IV mit Blume, 1919.

Radierung

zen ein harmonisches Gebilde herzustellen — der Staatsmann muß das Farbenmischen so gut verstehen wie wir Maler. — Da wurde ich ganz frech und nannte in meiner Seele ganz heimlich die Herrn Minister Kollegen. Gegensätze versöhnend aus dem auseinanderstrebenden Chaos zu gutem Zwecke eine Einheit gestalten, das ist Kunst.

Die Kunst hat etwas Konservatives in ihrem Wesen, sie will festhalten und will erhalten, was sie als schön erkennt — sie konserviert eben so gerne, als sie neu schafft. — Die Künstler sind sehr bescheiden und gar nicht begehrlieh, alles was von ihren Wünschen seit ich im Landtag sitze an mich herangekommen ist, ist daß sie eine gewisse Berechtigung erhalten möchten auch einmal gehört zu werden, wo es sich um Erhaltung der Kunst- und Naturdenkmäler des Landes handelt — ich konnte ihnen nicht viel in Aussicht stellen. — In dem Felde der Kunstpflege, wie es vielleicht der Staat übernehmen könnte, muß noch gar viel gesucht werden.

Im stillen habe ich mir gedacht, daß man vielleicht die Künstler, die in gewissen Bezirken ihr Wesen treiben oder heimisch sind, zu Heimatschutzmännern ernennen könnte — oder zu Waldhütern — da diese ja jetzt den Titel „Forstwart“ angenommen haben.

Eine Farbe die ich besonders liebe ist das Grün, und dies läßt wohl auf agrarische Neigung schließen und ich gestehe, daß ich mich immer freue, daß in diesem hohen Hause für den Schutz der Kleinbauern, Kleinmüller und anderer ländlicher Gewerbe eingetreten wird. Hier mischen sich meine künstlerischen Gefühle mit meinen nationalökonomischen.

Ich sehe die Zeit kommen wo man das Eichendorffsche Lied „In einem kühlen Grunde da geht ein Mühlenrad“ nur mit einem Kommentar verstehen wird; was ist ein kühler Grund? Da wird man sagen: Dort wo jetzt die großen Eisenrohre oben daran hingehen war im Tal ein Bach, der sich durch Erlen und Weidengebüsch hingeschlängelt hat — der hat ein großes Mühlenrad getrieben, über das das Wasser gestürzt ist und im Sonnenlichte wie Diamanten gegläntzt hat; man wird auch fragen, wo ist die schöne so viel besungne Müllerin, die dort gewohnt hat? Ja die arbeitet jetzt in der Farbrük oder sie ist Verkäuferin in einem Warenhaus in der Stadt. — Schön ist sie immer noch, aber sie hat keine so roten Backen mehr.

Es ist eine große und dankbare Aufgabe, die Heimstätten des Volkes zu schützen — Heimatgefühl, Heimberechtigung fördert wie nichts anderes die Zufriedenheit — auch wenn das Heimatrecht nur für eine Strohütte besteht. Das größte Mißgeschick ist, heimatlos zu sein — Unruhe und Unfriede knüpft sich dem an die Fersen, der heimatlos gemacht worden ist. Die Bestrebungen, den Arbeitern kleine Häuser, eigene Wohnstätten zu bauen, sind höchst segensreiche und jedenfalls viel wichtiger, als den Vögeln Nistgelegenheiten zu verschaffen.

Doch ich will nun eilen, denn ich muß doch nach Heidelberg kommen.

Wir Badener freuen uns alle, wenn wir im Auslande hören, das ist doch ein schönes Land, das badische Ländle. Als ich noch in Frankfurt war, besuchte mich ein österreichischer Graf, — ein Kunstfreund, ein Weltreisender, der alle Herrlichkeiten der Erde gesehen hatte, er erzählte wie schön es in Indien, in Japan und anderswo sei, aber die schönste Landschaft, die er je gesehen habe, sei halt doch die Gegend vom Bodensee am Oberrhein herunter. Es war mir, als ob ich in seinen Augen sehr gewinnen würde als ich sagte, ja aus der Gegend stamme ich.

Ich brauche hier bloß Namen zu nennen und keine poetische Landesbeschreibung — so wissen wir alle schon was das ist. — Der Bodensee, der Untersee, die Höhgauer Berge — Schaffhausen mit seinem Rheinfall. Man sagte mir, daß die Schweizer, recht materiell gesinnt, den Rheinfall immer mehr zu Industriezwecken ausnützen wollen; — ich bin mir wohl bewußt, daß man sich nicht in Angelegenheiten fremder Staaten einmischen darf und tue es auch nicht, obgleich ich schon von Schweizer Heimatschutzleuten darum angegangen worden bin, — wenigstens ist mir dies geklagt worden. Wie schön krümmt sich dann der Strom durch Hügel, Felder und Wälder bis Waldshut hinunter, wo das Aartal einmündet. Wir kommen an das schöne Laufenburg mit

seinen Stromschnellen, das ist ein herrliches Naturbild, manche meinen, es sei interessanter und malerischer sogar als der Schaffhauser Fall — wer sich ein Urteil darüber bilden will, der möge bald hin, ich garantiere nicht dafür, wie es in ein paar Jahren schon aussehen wird. — Werfen wir noch einen Blick darauf und dann vorbei — nach Säckingen — der Fridolinsstadt, der Scheffelstadt. Auf dem Marktplatz stand früher ein mächtiger achteckiger Brunnen — ich kann mir nichts schöneres denken als Zier eines solchen Platzes, als ein solcher einfach, fast symbolisch, wirkender Wasserspender; er wirkt meist schöner als ein — Kunstbrunnen. Nun hat dieser Brunnen einem Scheffeldenkmal weichen müssen — eine Kolossalbüste mit einem an den Sockel angeklebten Trompeter — es wären doch grüne Anlagen genug gewesen wo ein solches Denkmal hätte aufgestellt werden können, der Fridolinskirchplatz hätte seinen guten alten Brunnen behalten sollen; — dann kommt Rheinfelden und ich fürchte, daß auch Laufenburg wie dieses ein Schlachtfeld sein wird, auf dem das Agrariertum von der Industrie besiegt worden ist — dann kommt das schöne Basel, wo der Rhein zu dem Entschluß kommt nördlich zu ziehen. — Wie schön ist die Gegend zwischen Basel und Freiburg, das Markgräflerland, im Westen über dem Rhein das Elsaß und die Vogesen und hinter ihm die Schwarzwaldhöhen. Freiburg mit seinem wunderschönen Münster; freilich kommt mir dieses jetzt fast bescheiden vor neben den modernen Emporkömmlingen von Stadtortürmen. — Von Freiburg kann man leicht in den Schwarzwald und die schönen Holzhäuser ansehen, die fast wie Naturprodukte so selbstverständlich in der Gegend stehen, wahrscheinlich deshalb, weil sie von Dorfzimmerleuten gemacht worden, die noch keine Baugewerkschule besucht haben.

Dies Zusammenwachsen, dieser Einklang von Natur und Menschenwerk ist etwas gar Schönes, — wie schön ist dadurch das Heidelberger Schloß. — Ich möchte hier auch noch der Kleinstadt- und Dorfkirchen und der Kapellen gedenken — und sie in ihrer schlichten Art dem Schutze des Publikums empfehlen, d. h. ich möchte es sehr empfehlen, wenn sie baufällig werden, sie wieder so herzustellen wie sie gewesen sind, ja auch bei notwendig werdenden Neubauten dürfte man daran denken, so eine altmodisch bäuerliche Kirche sieht viel besser aus als die Reißbrettgotik, die jetzt so oft an ihre Stelle gesetzt wird. Es ist noch viel Schönes unterwegs von Freiburg, aber ich darf mich nicht länger aufhalten und muß nun zur Sache kommen — zum Heidelberger Schloß.

Vor Jahr und Tag hat einmal ein Architekt zu mir gesagt: Sie mögen nun wollen oder nicht, das Heidelberger Schloß wird doch neu aufgebaut. Er hat dies gesagt, ohne daß ich mich besonders darüber geäußert habe, auch weiß ich nicht, war das Sie groß geschrieben und ich damit persönlich gemeint oder war es ein sie im Plural, alle die gemeint, die dagegen sind. Dieser Architekt nahm wohl an, daß ich dagegen sein müsse, weil er wußte, daß ich, erstens Maler, zweitens Naturfreund und drittens etwas romantisch angehaucht bin, so wie es in Deutschland immer noch manchem passiert. — Ich habe keinen Grund gehabt, diesen so bestimmten Ausspruch zu bestreiten. Wenn ich es getan hätte, so hätte er mich wahrscheinlich mit den Worten „Ruinenchwärmer“ abgetan. Aber ich stehe doch auch heute noch unter dem Eindruck dieses harten Architektenausspruches.

Ich bin aber kein Ruinenchwärmer — bei manchen Rittersburgen habe ich sogar meine Freude daran, wenn sie wieder erneuert und belebt werden — fast gelüstet es mich selber auf so einer Burg zu wohnen — wenigstens trinke ich, wenn eine Wirtschaft eingerichtet ist, gern dort meinen Schoppen. — Auf solchen Burgen ist eben Mauer Mauer — und die neuen Steine sind gerade so wie die alten, sie wurden alle bei der Erschaffung der Welt gemacht.

Der Otto-Heinrichsbau ist aber der Rest eines Kunstwerkes — ein Torso — und wie schön er gerade als solcher jetzt ist, das haben schon Tausende von Menschen empfunden und empfunden es noch heute. Nun spielt die Natur mit diesem Menschenwerk — sie zielt es mit ihrem un-

nachahmlichen Farbensmuck und ich bedaure es lebhaft, daß man die grünen Flammen des Efeus, die an den Trümmern emporrankten, teilweise ganz ohne allen Grund zerstört hat, wie z. B. an dem heruntergefallenen Stück des gesprengten Turmes. Kein Meister der Welt kann die Heidelberger Ruine schöner machen als sie jetzt ist, wenn er nun Zwerrhdächer oder Giebeldächer noch so hoch farbig oder grau aussetzt. — Wenn man die Ruine, die ja der Mittelpunkt einer kultivierten Stadt ist, so gut wie möglich zu erhalten sucht, so hat man genug getan, und sollte der Zerfall auch noch mehr vorschreiten, die Natur sorgt schon dafür daß sie immer noch schön bleibt. Wenn in Jahrhunderten sich einmal die Notwendigkeit herausstellt, an diesem Platze einen Neubau aufzuführen, der einem neuen aus der Zeit hervorgewachsenen Zwecke dient, so kann es uns ja recht sein. —

Meiner Meinung ist, ich darf es wohl sagen, die allergrößte Mehrheit der Maler Badens, ja auch Deutschlands — sogar Europas und wohl auch die von China und Japan, wenn sie das Heidelberger Schloß, aber auch den Friedrichsbau, gründlich angesehen hätten. Es gibt recht viele Maler, aber das Regiment, das ich aufstellen könnte, mag wohl denen, die doch wieder aufbauen wollen, nicht allzusehr imponieren.

Die Malerei aber in ihrem tiefern Sinne, nicht als Bilderverfertigerin sondern als geistige Disziplin, hat doch das Auge des Menschen zu erziehen, deshalb nennt auch Leonardo da Vinci die Malerei die Wissenschaft vom Sehen.

Vornehmlich durch das Auge macht der Geist die Welt zu seinem Besitz.

Nur die Augen öffnen und alles wird schön! Das Auge hat die Kraft alles zum Schönen zu wenden, zur harmonischen Einheit zu gestalten.

Aus dem flüchtigen Streifzuge durch das Land wird man vielleicht den Eindruck gewinnen, daß die Naturfreunde und die Künstler, vorweg die Maler, recht konservativ sind und daß sie deshalb die Ruinenschönheit des Schlosses erhalten möchten — und daß der Wiederaufbau desselben für sie eine Zerstörung dieser Schönheit bedeutet.

Etwas anderes wäre es, wenn das Schloß zu einem bestimmten Zwecke wieder neu gebaut werden könnte, zu einem großen Zwecke bewohnbar gemacht mit allen Mitteln der modernen Zeit, aber so bloß als Atrappe, als eine Art Museumsbau um die Otto-Heinrichwand herum wäre es doch nur eine Fälschung, und wer den Friedrichsbau mit Künstleraugen ansieht, bekommt genug von solcher prunkhaften zusammenhanglosen Ausstellungskunst.

Wenn einmal für Kunstzwecke Millionen vorhanden sind, so meine ich, man könnte dieselben dazu verwenden, aus dem Geiste und dem Bedürfnisse unserer Zeit heraus etwas Neues zu schaffen — ist kein solches Bedürfnis vorhanden, so kann man getrost noch ruhig warten.

Eine Weltanschauung früherer Zeiten war so stark, herrliche Dome emporzutürmen — es ist ja doch seit dem gescheiterten Turmbau von Babel das Bestreben der Menschheit, ihrer Volksgemeinschaft mächtige, möglichst dauerhafte Zeichen zu setzen. — Sollte nicht einmal unsere mehr an der Erde haftende Weltanschauung doch etwas Großes, was ich mir fast als etwas Breites denken könnte, als Zeichen gemeinschaftlichen Strebens des Volksgeistes hervorbringen können?

Es ist heut vormittag von Herrn Oberbürgermeister Winterer bei der Aussicht auf Schiffbarmachung des Oberrheines etwas wie eine Fata morgana hervorgerufen worden — ein Mannheim am Bodensee. Der Herr Redner hat gesagt, daß Optimismus dazu gehöre, wenn Bedeutendes geschaffen werden soll, das ist Wasser auf Künstlers Mühle, das verlockt seine Phantasie zur Kühnheit. — Und so sei es auch mir gestattet eine Aussicht zu eröffnen, verlockend für alle Künstler und ganz insbesondere für die Herrn Architekten, heimlich hoffe ich sogar, daß mein Plan sie ein wenig von allerlei Restaurationsplänen weglocken könnte. —

Sollte man nicht einmal, wenn einmal ein großes Staatsportemonnaie vorhanden wäre, daran

denken können, einen Kunsttempel großen Stiles zu bauen, ein Festhaus, den edelsten Freuden des Volkes gewidmet? — Es würde zugleich eine Erziehung zu edler Freude — fast eine Gesetzgebung für dieselbe sein. Eine Festhalle zur Aufführung der Meisterwerke unserer deutschen Kunst in Musik und Dichtung, Festhallen für Spiele, für Tanz und Sport.

Wenn ich hier an das Beethoven-Schillersche „Freude, schöner Götterfunke“ denke, so ist dies beinahe ein Programm, unter dem ich diesen Kunstfreudentempel aufgeführt wünsche.

Unser Badener Land würde sich vorzüglich dazu eignen — all die schönen Hügel, die das Rheintal begrenzen — um Baden-Baden herum, bei Freiburg — die Burg Windeck bei Bühl — und noch an gar vielen Stellen. — Das wäre eine Kunsttat, ja eine Kulturtat — das versöhnende Wesen, das in der Kunst liegt, würde manche Gegensätze mildern — der Freude Götterfunke würde manche Härte schmelzen können, ein Gefühl brüderlicher Gemeinschaft könnte die Seele milde machen, so milde, daß keiner mehr dem andern seine Weltanschauung in Fetzen vom Leibe zu reißen sucht, weil er als Draperie seiner menschlichen Blößen sich eine andre angeschafft hat. —

Nach meiner Meinung kann von der Kunst ein milder Geist ausgehen, der schonend mit jeder Weltanschauung umgehen kann. —

Ein milder Geist, der walten möge über den Menschen und in ihrem Verkehr miteinander, ein Geist wie er auch ganz besonders in unserm lieben Badenerlande vom Herrscherthrone aus voranleuchtet.

Ausstellungen zu Hans Thoma 150. Geburtstag

Staatliche Kunsthalle Karlsruhe (1. Juli—15. Oktober)

Katalog: Hans Thoma — 1839—1924 — Zum 150. Geburtstag.

Zeichnungen und Druckgraphik aus dem Kupferstichkabinett der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe

Augustinermuseum Freiburg im Breisgau (2. Oktober—3. Dezember 1989)

Katalog: Hans Thoma — Lebensbilder. Gemäldeausstellung zum 150. Geburtstag

Neuere Publikationen:

Christa von Helmolt, Hans Thoma. Spiegelbilder, Klett Cotta, 1989

Hermine Maierheuser/Marlene Angermeyer-Deubner, Hans Thoma — Erinnerungen und Geschichten, Edition dws Karlsruhe 1989

Verleihung des Hans-Thoma-Preises ✓

Rede von Minister für Wissenschaft und Kunst, Professor Dr. Helmut Engler, bei der Verleihung des Hans-Thoma-Preises des Landes Baden-Württemberg an den Kunstmaler Professor K. R. H. Sonderborg in Bernau am Sonntag, 13. August 1989 (10.30 Uhr)

Ein doppelter Anlaß — und das heißt hier: ein doppelt freudiger Anlaß — führt uns heute in Bernau, der wunderschönen Schwarzwaldheimat Hans Thomas, zusammen, dieser Heimat, die er so oft und so liebevoll gemalt und gezeichnet hat, der er zeitlebens eng verbunden blieb.

Wir gedenken an diesem Hans-Thoma-Tag 1989 der Geburt des großen Malers hier in Bernau vor 150 Jahren. Und wir haben zugleich die Freude, daß einem großen Künstler unserer Zeit heute der Hans-Thoma-Preis des Landes Baden-Württemberg verliehen wird. Ich danke Ihnen allen, meine Damen und Herren, herzlich für Ihr Interesse an diesem zweifachen Kunsterlebnis, und ich danke der Gemeinde Bernau mit allen ihren Bürgerinnen und Bürgern von Herzen für die festliche Gestaltung.

Der Mensch und Maler Hans Thoma wird in seinem Jubiläumsjahr auf mannigfaltige und kompetente Weise gewürdigt und gefeiert. Dazu zählen bedeutende Ausstellungen in der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe, im Augustiner-Museum Freiburg und hier im Hans-Thoma-Museum in Bernau. Ich will mich daher mit meiner Würdigung — zumal vor einer Zuhörerschaft, die zum erheblichen Teil mit Hans Thomas Leben und Schaffen vertraut ist — auf zwei Aspekte beschränken, die Bezug zu unserer Gegenwart haben.

Der erste Aspekt könnte heißen: Natur und Landschaft, Mensch und Heimat — damals und heute. Eine solche Gegenüberstellung von damals und heute, exemplifiziert am Werk Thomas, markiert nicht nur einen für uns vielfach schmerzlichen Gegensatz, son-

dern mag auch Anreiz und Ermutigung geben, sich immer wieder einzusetzen für unsere Umwelt und für humane Lebensverhältnisse. Seit Generationen wird die Bildwelt Hans Thomas von einem zahlreichen und breiten Publikum geschätzt und geliebt als empfindsame und bewahrende Darstellung einer heilen Welt, einer Welt ungestörter Naturschönheit und menschlicher Innerlichkeit, einer Welt des Verbundenseins mit Heimat und Familie, mit Landschaft und Schöpfung, einer Welt des Gewachsenen und nicht des Produzierten, einer Welt der Gelassenheit und nicht der Hektik.

Wir wissen zwar, daß jene vermeintlich so heile Welt von früher, wie sie uns in Thomas Bildnissen einfacher Menschen, in seinen Schilderungen bäuerlichen Lebens und in seinen durchatmeten Landschaftsgemälden vorgestellt wird, durchaus auch ihre Nöte und Schmerzen kannte. Dennoch aber läßt der Vergleich mit den heutigen Lebensverhältnissen — ungeachtet vielfältiger Verbesserungen, deren wir uns erfreuen dürfen — auch schmerzliche Verluste erkennen, wie sie nun einmal der Preis des sogenannten zivilisatorischen Fortschritts sind.

In Gedanken und Gefühlen mögen wir uns beim Betrachten einer Bildwelt, wie Hans Thoma sie uns so eindringlich hinterlassen hat, dann und wann sehnsuchtsvoll zurückversetzen in eine vorgestellte Idylle der Vergangenheit. Ein wirkliches Zurück aber kann es nicht geben, nach dem strengen Gesetz der Geschichte, das sie als unumkehrbaren Prozeß im Voraneilen der Zeit ausweist. Da hilft kein Beschwören des Gestrigen, auch keine

noch so eifrige politische und publizistische Aktivität: Nie mehr werden die einst so anmutigen und unberührten Hügel und Täler mit ihren frischen Gewässern, nie mehr werden die friedlichen Dörfer und malerischen Städtchen, nie mehr werden südlich-heitere Meerestage so aussehen, wie ein Hans Thoma sie gesehen und mit großer künstlerischer Vollendung festgehalten hat. Wir werden leben müssen mit vielfach zugebauter Landschaft und zurückgedrängter Natur.

Aber die Frage ist doch, in welcher Weise wir damit leben und umgehen und wie wir die weitere Entwicklung uns vorstellen und gestalten wollen. Kürzlich hat jemand das Dilemma so ausgedrückt: Alle wollen zurück zur Natur, aber keiner zu Fuß. Die Frage ist für unser Verhalten in der industriellen und postindustriellen Gesellschaft, gegen welche Defizite und Gefahren wir energisch angehen und welche Werte wir mit Vorrang pflegen wollen. Die Befassung mit der Bildwelt und damit der Weltsicht eines Hans Thoma mag uns in diesem Sinn — noch jenseits allen nostalgischen Behagens und allen hohen ästhetischen Genusses — auch ein wenig darin bestärken, Natur und Leben weit über alle materiellen Interessen hinaus als die höchsten Güter zu begreifen, zu deren Schutz und Pflege wir aufs nachdrücklichste aufgerufen sind.

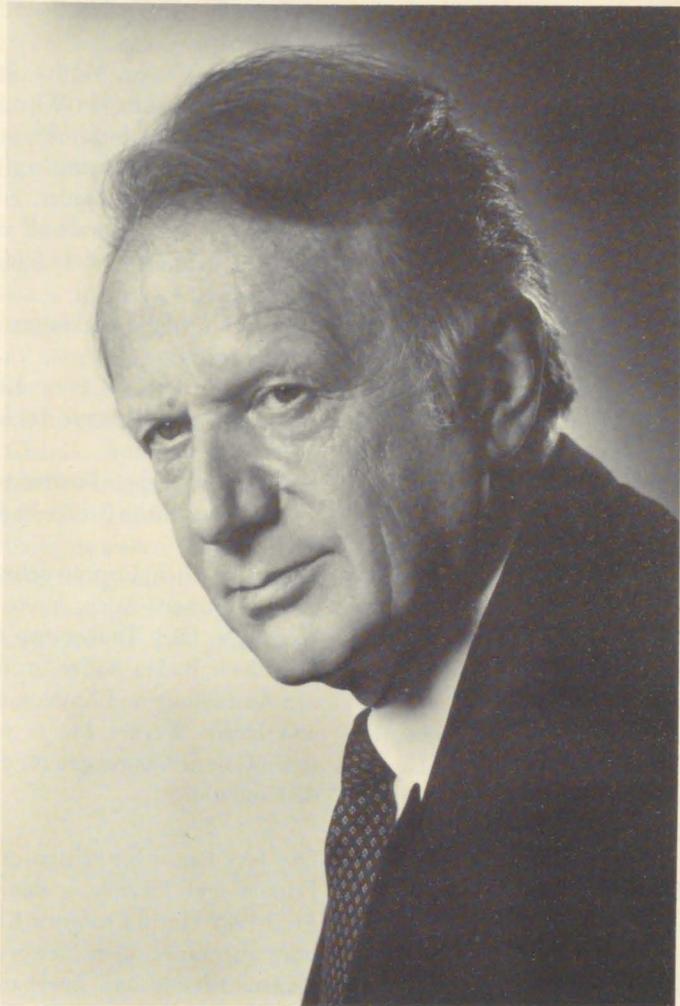
Ich komme zum zweiten Aspekt, und der heißt: Zeitgenossenschaft von Künstler und Publikum, Ungleichzeitigkeit von Kreation und Rezeption. Es geht hier um die in der neueren Geschichte der Kunst so oft zu beobachtende zeitliche Verschiebung zwischen dem Kunstschaffen und der Akzeptanz solchen Schaffens. Nicht selten hinkt die Rezeption hinter der Kreation erheblich nach, nicht selten sieht sich ein Künstler zunächst und manchmal für geraume Frist von den meisten Betrachtern unbeobachtet oder mißverstanden. Van Gogh, zu Lebzeiten nur verachtet und verspottet, heute, hundert Jahre später, am internationalen Kunstmarkt mit bis zu hundert Millionen Mark für ein Gemälde be-

wertet, ist nur das vielleicht prominenteste unter zahllosen Beispielen.

Auch der junge Maler Hans Thoma wurde seinerzeit — für uns heute ganz unbegreiflich — mit seiner unbefangenen-realistischen Gestaltungsweise, die aber doch so gar nichts Gewalttätiges oder Revolutionäres hatte, heftig angefeindet. Und wenn ich vorhin sagte, Thoma sei seit Generationen ein Liebling des Publikums, so hat den Künstler diese große Wertschätzung doch erst in reiferen Lebensjahren erreicht. Um die Jahrhundertwende war Thoma dann der vielleicht populärste deutsche Maler geworden, in einer Lebensphase also, als sein Schaffen sich bereits auf die allegorisch-symbolistischen Motive des Alterswerks zubewegte, denen wir mittlerweile eher mit einer gewissen Reserve begegnen.

Wir sehen aus alledem und gerade auch am Beispiel Hans Thomas verdeutlicht, was selbstverständlich auch für unsere Gegenwart gilt: Die Zeitgenossenschaft des Betrachters mit dem Künstler kann nicht für Abgewogenheit, Qualität und Beständigkeit des Kunsturteils bürgen, und der Erfolg oder Mißerfolg beim zeitgenössischen Publikum ist vielfach ganz und gar kein verlässlicher Gradmesser für den dauerhaften Wert künstlerischen Schaffens. Diese Erfahrung — seit den Zeiten Thomas und Van Goghs und dann seit den radikalen Umbrüchen der Moderne immer wieder aufs neue erhärtet — sollte uns auch lehren, gegenüber der Kunst der Gegenwart aufgeschlossen zu sein und uns vor vorschnellen und ungeprüften Urteilen und Verurteilungen zu hüten. Ernsthaftige Kunst hat allemal, auch wenn sie sich leichtem Zugang versperrt, in einer offenen, freiheitlichen und an kulturellen Werten orientierten Gesellschaft zumindest Anspruch auf Toleranz.

Meine Damen und Herren, damit bin ich beim Kunstgeschehen unserer Zeit angelangt, zu dessen wichtigen Erscheinungen in Baden-Württemberg auch der Hans-Thoma-Preis gehört. Dieser Kunstpreis, von Anfang an mit Bernau als traditionellem Ort der Verleihung



Professor Dr. Helmut Engler

verbunden, ist nach dem Zweiten Weltkrieg von Staatspräsident Leo Wohleb gestiftet worden mit dem Ziel, das künstlerische Leben im südlichen Baden anzuregen und zu befruchten. Nach der Bildung des vereinten Landes Baden-Württemberg wuchs dem Hans-Thoma-Preis die Rolle eines Staatspreises des neuen Landes für die bildende

Kunst in diesem Lande zu. Dieser Staatspreis, verliehen alle zwei Jahre und dotiert mit zwanzigtausend Mark, dient der Würdigung von Künstlern besonderen Ranges, die auch einen besonderen Bezug zu Baden-Württemberg haben, sei es, daß sie aus dem Lande stammen, sei es, daß sie hier einen Schwerpunkt ihres künstlerischen Schaffens haben.

Der Preis wird durch eine unabhängige Fachjury zuerkannt.

Unter der Vielzahl von deutschen Kunstpreisen erfreut sich der Hans-Thoma-Preis mit seiner qualitätsbewußten Tradition nach wie vor besonderer Aufmerksamkeit und großen Ansehens in der Kunstwelt. Er ist und bleibt die höchste Auszeichnung des Landes Baden-Württemberg für baden-württembergische Künstler. Damit stellt sich der Hans-Thoma-Preis als ein organisches Glied von hervorgehobener Bedeutung dar in dem vielfältigen Gefüge von Förderungsmaßnahmen des Landes für die bildende Kunst unserer Zeit. Er steht neben dem Internationalen Preis des Landes für bildende Kunst, den die Landesregierung 1984 aus Anlaß der Eröffnung der Neuen Staatsgalerie in Stuttgart gestiftet hat und der den Bogen zum weltweiten Kunstgeschehen schlagen soll; der Internationale Preis ist begleitet von Förderpreisen im nationalen und im baden-württembergischen Rahmen. Der Förderung von Künstlern der jüngeren Generation dient auch das Annemarie- und Will-Grohmann-Stipendium des Landes Baden-Württemberg, das auf private Stiftung zurückgeht. Zu nennen sind ferner die Künstlerstipendien des Landes für die Deutsche Akademie Villa Massimo in Rom und die Cité Internationale des Arts in Paris.

Mit diesen Preisen und Stipendien für bildende Künstler verfügt das Land — zusammen mit den mannigfaltigen und umfangreichen sonstigen Fördermaßnahmen wie Ankäufen, Unterstützungen des Ausstellungswesens, Katalogzuschüssen, gezielten Nachwuchsförderungen, Hilfen für Künstlerhäuser und künstlerische Manifestationen und manches mehr — über ein reichhaltiges und sinnvoll abgestuftes Instrumentarium. Mit seiner Förderpolitik für die Künste aller Gattungen bemüht sich das Land Baden-Württemberg nach Kräften, seiner Verantwortung als Kulturstaat gerecht zu werden.

In der Jury für den Hans-Thoma-Preis 1989 haben die folgenden Persönlichkeiten mitgewirkt:

- Frau Dr. Dorothee Bauerle vom Ulmer Museum,
- Herr Professor Moritz Baumgartl vom Künstlerbund Baden-Württemberg,
- Herr Gerhard Birkhofer vom Landesverband Baden-Württemberg im Bundesverband bildender Künstler,
- Herr Professor Brodwolf von der Staatlichen Akademie der bildenden Künste Stuttgart,
- Herr Dr. Botho Kickhöfen vom Kunstverein Freiburg,
- Herr Professor Georg Kintzel von der Staatlichen Akademie der bildenden Künste Karlsruhe und
- Herr Dr. Jochen Poetter von der Staatlichen Kunsthalle Baden-Baden.

Ich danke allen Juroren sehr für ihre sachkundige Arbeit. Auch danke ich besonders Herrn Dr. Dirk Teuber von der Staatlichen Kunsthalle Baden-Baden für die Erarbeitung von Ausstellung und Katalog des Preisträgers und Herrn Werner Meyer von der Städtischen Galerie Göppingen für die anschließende Laudatio.

Die Jury hat — Sie wissen es bereits, meine Damen und Herren — den Hans-Thoma-Preis 1989 Herrn Professor K. R. H. Sonderborg zuerkannt, dem Nestor der Stuttgarter Kunstakademie und international hoch renommierten Kunstmaler und Graphiker. Ich freue mich sehr über diese so begrüßenswerte Entscheidung, die auch das hohe Niveau des Landespreises aufs neue bekräftigt, und gratuliere dem Preisträger von ganzem Herzen! Professor Sonderborg stammt aus dem nördlichsten Norden Deutschlands. Er lebt und arbeitet vorwiegend in Stuttgart und Paris, und er ist dem Land Baden-Württemberg seit fast einem Vierteljahrhundert eng verbunden als äußerst anregender und produktiver Lehrer an der Staatlichen Akademie der bildenden Künste Stuttgart. Dieser Altmeister von eruptiver Jugendlichkeit gehört mit seiner energiegeladenen gestischen Malerei seit der

Nachkriegszeit zu den Promotoren der Abstraktion und zu den herausragenden Künstlerpersönlichkeiten Europas.

Geboren wurde K. R. H. Sonderborg 1923, ein Jahr vor dem Tod Hans Thomas. Diese knappe Berührung und Überschneidung der Lebensdaten des Säuglings und des Greises dürfte freilich — und warum auch nicht — so ziemlich die einzige Verwandtschaft zwischen diesen beiden so extrem gegensätzlichen Künstlernaturen ausmachen. Das liegt nicht nur — ganz natürlicherweise — an den auseinanderfallenden Epochen, sondern ist nicht zuletzt auch im gänzlich verschiedenen Temperament, Charakter und künstlerischen Willen der beiden Maler begründet. Der beschaulichen Beschreibungsfreude eines Thoma steht die lebhafteste, zuweilen explosive Dynamik eines Sonderborg diametral gegenüber; der farbenfrohen, reich orchestrierten Palette Thomas widerstreitet aufs grundsätz-

lichste Sonderborgs radikale Beschränkung und Zuspitzung auf harte Schwarz-Weiß-Kontraste; der kontemplativen Erfassung einer harmonisch gesehenen Welt der Natürlichkeit kontrastiert der kraftvolle, blitzartige, expressive Zugriff auf eine technoide Welt voll zuckender Spannung und Zerrissenheit. Nein, eklatantere Polaritäten in Kunst und Künstlertum sind schwerlich denkbar als zwischen einem Thoma und einem Sonderborg. Und doch haben sie letztlich zwei ganz wesentliche, wenn auch sehr allgemeine Kategorien gemeinsam: die unbestreitbar hohe Qualität ihres jeweiligen Schaffens und das darin beschlossene Gelingen, typischen Zügen und charakteristischen Prägungen ihrer jeweiligen Zeit — des ausgehenden 19. Jahrhunderts und der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts — einen treffenden und überzeugenden Ausdruck verliehen zu haben, durchaus gemäß der Maxime: „Il faut être de son temps“.



Josua Leander Gampp 1889—1969

Foto: Marlene Reinhard Gampp, 1949

Josua Leander Gampp 100

Ulrich Reinhardt, Tuttlingen

Der Maler und Graphiker Josua Leander Gampp, dessen unaufdringliche Kunst unvergessen ist, wäre am 26. August dieses Jahres 100 Jahre alt geworden.

Hotzenwälder von Geburt, blieb Gampp seiner badischen Heimat immer verbunden. Mehr als 3 Jahrzehnte konnte er in Karlsruhe wohnen und arbeiten. Er malte fast ausschließlich im Schwarzwald, und weite Teile seiner Graphik waren thematisch durch Natur und Garten und den vertrauten Lebenskreis bestimmt.

Er fügte dem Ende des 19. Jahrhunderts wiederentdeckten künstlerischen Originalholzschnitt eine eigenwillige und herzhaftere Variante hinzu, wobei er beim Linienholzschnitt blieb und meisterhafte Einzelblattdrucke und Bildfolgen schuf, die die Schönheit und die Symbolkraft des Gegenständlichen zeigen („Alle Dinge haben Sprache“).

Geschätzt als Bilderbuchillustrator, Buchkünstler und Kalendermacher, widmete er sich auch mit einer Fülle einfallsreicher und einfühlsamer Arbeiten besonders der Gelegenheits- und Familiengraphik.

Leben

Gampp wurde im malerisch gelegenen Gasthaus Hohenfels-Buch, jetzt Gemeinde Albruck, Kreis Waldshut, geboren. Durch die Mutter, geb. Leber, Landwirtstochter aus Birkingen, ergaben sich vielfältige Beziehungen zum dörflichen Leben. Der Vater Josua Leander, Hotelier, ein eher unsteter Mann, der u. a. in Frankreich und England gewesen war, hatte 1887 Hohenfels erworben und übernahm 1895 in Waldshut, dem Schulort der Kinder, das Bahnhofshotel, später in Freiburg, wo Gampp die Rotteck-Oberrealschule besuchte, den Rheinischen Hof.

Bei den Gampps (Großvater und Urgroßvater waren Lehrer in Eschbach und Weilheim gewesen) läßt sich der Vorname Josua bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen.

Als Gampp sich um sein 30. Jahr herum mit feinsinnigen Illustrationen einen Namen machte, führte das, zumal in so schwarzwaldfernen Orten wie Berlin oder Hamburg, zu Bemerkungen wie: „Josua Leander Gampp, — existiert er wirklich — oder ist er bloß eine Marke?“ und auch, weil Gampp, wie auch später, kaum etwas über sich selber preisgab, zu überschwenglichen Kommentaren wie: „Über seinem ganzen Wesen ist etwas von dem Erbe, was einem bei dem Klang seiner wunderschönen Namen anweht. Die tiefe, stille Frömmigkeit alter deutscher Kantor-



Signet Josua Leander Gampps

Alle Dinge haben Sprache



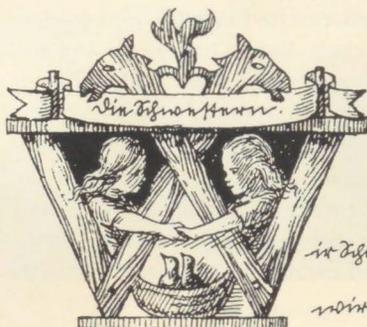
Josua Leander Gampp, Mohnkapsel



Josua Leander Gampp, Pflanzenwetter, Aus Sonnenbrot, 1936



Josua Leander Gampp, Aprilregen



ix Schwestern
zwei,
wir
sönnen,
Toglich von Anspitz,
Du gleibst Ein Ei von ander,
Ein Wort von ander nicht.

Die Schwestern zwei, wir sönnen,
Die haben lichterinn Gann;
Und fliegt bei sie in nimm Zog,
Man kann sie nicht fernerst.

Die Schwestern zwei, wir sönnen,
Die tragen gleich Gansam;
Zugian und von Dispinglen
Und singen Gant in Gant.

Josua Leander Gampp, Die Schwestern, Mörike-Liederbuch, 1920—1921

und Pfarrergeschlechter in versonnenen Schwarzwaldhöfchen, in denen der goldene Abendhimmel glüht durch die Andacht schweigender Tannenwipfel und in denen die selbstlose Liebe daheim ist.“ (!)

Gampp hatte schon eine Lehrerausbildung begonnen, als sein Vater den Direktor der Kunsthalle in Karlsruhe und dortigen Akademieprofessor Hans Thoma über die künstlerische Begabung seines Ältesten befragte. Thoma empfahl den Zwanzigjährigen dem Impressionisten Walter Georgi als Zeichenschüler (1909—1912).

In dieser ersten Karlsruher Zeit entwickelte sich die Gampp so bestimmende Freundschaft mit dem väterlichen Thoma, dessen Heimat auch der Hochschwarzwald war. Jede Woche konnte Gampp Thoma besuchen, der, im Kunstleben Deutschlands vereinsamt, sich dem jungen Künstler wesensverwandt fühlte und ihn bestärkte „am Festhalten am Stillen und Feinen“ in der Kunst. Thoma wußte, welch große Kraft gebraucht wurde, „um zartsinnig Leichtbeschwingtes hervorzubringen“. Viele Briefe gingen bis in Thomas letztes Lebensjahr 1924 hin und her. Thoma schrieb: „Bei Ihrem Talent und Ihrer Jugendllichkeit werden Sie stark sein und alles, was auch das Leben bringen kann, gut überwinden.“ Und Gampp bekannte: „Dieser Mensch war das Schönste, was ich erleben durfte.“ Der eigenen Ausbildung war, nach Gampps Urteil, diese Karlsruher Akademiezeit wenig förderlich und mehr als im Unterricht wäre er zum Malen in den Schwarzwaldbergen gewesen.

1913—1915 war Gampp an der Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums Berlin, Abteilung für dekorative Malerei und Buchkunst, zuletzt als Meisterschüler von E. R. Weiss, dem Landsmann aus Lahr, einem der begabtesten und vielseitigsten Buchkünstler seiner Zeit. Dennoch wußte Gampp auch von diesen Jahren zu berichten: „Ich bin, sobald die Sonne den Sommer kündete, von Berlin geflohen und mit meinem Malzeug in die Schwarzwaldberge gegangen.“ Und in einem

Brief aus Pommern, wo er vor dem Einsatz an der Westfront ausgebildet wurde, hieß es: „Am 15ten gebe ich um 14 Tage Urlaub ein, ich muß nach dem Schwarzwald sehen.“

Von 1919—1933 wohnte er als freier Künstler mit seiner Familie in Hamburg-Bergedorf, beschwingt und intensiv arbeitend, aber voller Sehnsucht nach dem Schwarzwald (s. Brief vom 21. 2. 1929 an den Kunsthistoriker August Beringer). Als er im Dezember 1933 auch auf Vorschlag des vielseitigen und hochgeschätzten Ernst Würtenberger dessen Nachfolge als Lehrer für Holzschnitt, Illustration, Buchgestaltung und Schrift an der Karlsruher Akademie antrat, empfand er das als Heimkehr ins Badener Land.

Gampp, der gern betonte, daß er im Alemannischen geboren sei, wurde wiederholt als ein vom Menschenschlag geprägter Künstler betrachtet. Der Graphiker Marcus Behmer hatte jedoch schon 1936 in seinem engagierten „Brief“ an Gampp (Ekkhart Jahrbuch für das Badner Land, 17. Jahrg. S. 37—45) auf die vielfältigen Vorbedingungen dieser „unscheinbaren Bilder“ hingewiesen, als da sind: geübte Hand, innere Anschauung, „strengste künstlerische Weisheit“, „liebevolltes Herz“ und formuliert: „Der mit allen guten Kräften des Verstandes und des Herzens gesättigte Boden, auf dem allein die Früchte solcher Kunst reifen können: Das ist, was wir Gemüt nennen.“

1938 lehnte Gampp einen Ruf an die Akademie für Graphische Künste und Buchgewerbe nach Leipzig ab, obwohl ihn dort ausgezeichnete Bedingungen erwarteten und einer seiner besten Freunde der Auffassung war, daß man vom Schwarzwald allein nicht leben könne. Gampp mag so empfunden haben, wie es ihm, „dem Meisterlehrer an der Kunstschule“, die Schulkinder aus seiner Heimatgemeinde Buch 1936 in einem Heft mit Bildern und Zeichnungen geschrieben hatten: „Grüëß die Gott! i bliib derbii,/Cha nit ohni Heimet sii./Hät mi au mäng Glanz umruscht,/Ha di gern um alles tuuscht.“

Für Gamppp gehörte die „Gebirgsheimat“, wie sie ein Hamburger Kritiker genannt hatte, immer zu den wichtigen Dingen.

Nach der kriegsbedingten Schließung der Akademie war Gamppp ab der Neueröffnung 1947 bis zu seiner Pensionierung 1956 wieder Hochschullehrer, wobei er in den letzten zwei Jahren auch das Rektorat innehatte. 1959 wurde Gamppp auch in die engere Heimat am Hochrhein „heimgeholt“, als im Geburtshaus Hohenfels durch den Landesverein „Badische Heimat“ eine Gampppstube eingerichtet wurde. 1968, im gleichen Jahr in dem die Badische Landesbibliothek Karlsruhe ihm eine umfangreiche Ausstellung widmete, ehrte ihn der Kreis Waldshut mit dem Band „Leben und Werk“ (Laudatio Hugo Ernst Rahner, Schriftleitung Eugen Rombach). An der Eröffnung der Ausstellung zum 80. Geburtstag in Waldshut konnte Gamppp noch teilnehmen. Er starb am 8. Dezember 1969 in Karlsruhe-Rüppurr.

Werk

Gamppp, dessen Anlagen von Anfang an ins Zeichnerische wiesen, verdankte Hans Thoma vieles. Die beiden Männer hatten die gleiche Einstellung zur Natur, und Thoma bestärkte den Jüngeren immer wieder, „streng objektiv die Natur zu studieren. Die Freiheit Ihrer Phantasie geht dabei gewiß nicht verloren.“

Als Maler übernahm Gamppp manches von Thoma, wie z. B. die vom Jugendstil herkommende Reduzierung der Farbtöne auf größere Flächen, „die sich einem ungemein melodischen linearen Rhythmus einordnen“ (Erich Herzog, Direktor der Staatlichen Kunstsammlungen Kassel, über Thoma), aber fand bald zu seiner eigenen und, wie Thoma meinte, „etwas abseits vom augenblicklichen Weg“ der Kunst liegenden Ausdrucksweise in Malerei und Graphik.

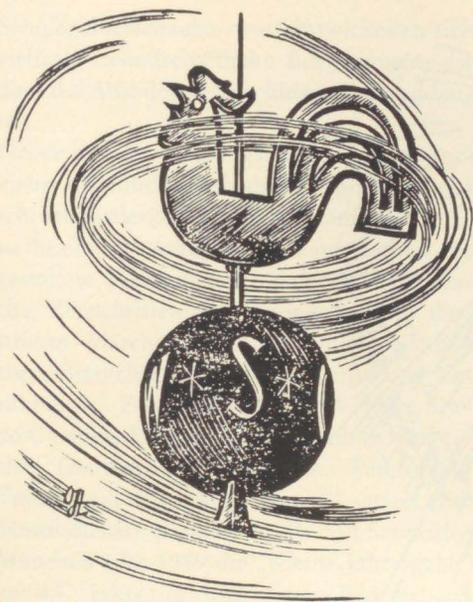
Gamppps Landschaftsbilder, zurückhaltend in der Farbgebung, verzichteten auf Figuren und Beiwerk und waren der Darstellung des Raums, des Himmels und des Lichts gewid-

met. Der Franzose Clément Morro schrieb 1930 über Gamppp: „Harmonische Übergänge zwischen linearen Perspektiven und den darüber schwebenden Schichten sind ihm wichtig.“

Dunst und Nebel, abziehender Regen, die Wolken und der Horizont reizten Gamppp immer wieder. Meistens bevorzugte er einen erhöhten Standpunkt. Malte er einzelne Bäume oder Baumgruppen, so schimmerte doch die große Landschaft hindurch. Siedlungen deutete er lediglich an. Ackerstücke, Weiden und Holzplätze verwiesen auf den Menschen. Klaftern, Steine, Waldschatten, Schnee gab er real und zugleich behutsam entrückt. Das Gesammelte, Stille und Transparente der Bilder umschrieb der Publizist und Kunsthistoriker Wilhelm Stapel mit der Formel, daß ein Wesenszug dieser Kunst u. a. die Vereinigung von „Weite und Intimität“ sei.

Die Zahl der Oelbilder und Aquarelle, einschließlich der Interieurs und Blumenstücke, ist nicht groß, die Anlässe scheinen gering und die Formate sind überwiegend klein. Doch die wahrhaftige und lautere Auffassung und Darstellung bewog den zitierten französischen Kritiker zu der Bemerkung: „Überhaupt legt er seine ganze Seele in seine Werke und das ist es, was ihnen den Wert gibt.“

Außer durch Thoma wurde Gamppp nachhaltig durch die Reformtendenzen der Buchkunstbewegung und seinen Berliner Lehrer E. R. Weiss beeinflusst, die der Verflachung der Gebrauchskunst entgegenarbeiteten. Gamppps Stormliederbuch 1919, für das sich Thoma eingesetzt hatte, war schmuck und akkurat und voller Leben. Manche Kindergestalten und Wurzelarabesken wiesen noch direkt auf die Thomasche Welt hin. Das Echo auf das Büchlein in der notvollen Zeit nach dem 1. Weltkrieg war so lebhaft, daß zwei weitere Liederbücher aus „Deutschen Gärten“ und das „Gottfried-Keller-Büchlein“ folgen konnten, die die zunehmende Selbständigkeit der Gampppschen Kunst zeigten. Gamppp hat auch später immer wieder seine Verbundenheit mit Thoma ausgedrückt. Ein



**Wer auf den Wind achtet
der kommt niemals zum Säen**



**Mit einer
Kindheit voll Liebe kann
man ein halbes Leben hinfür
die kalte Welt
haushalten**

Josua Leander Gampp, Mit einer Kindheit voll Liebe

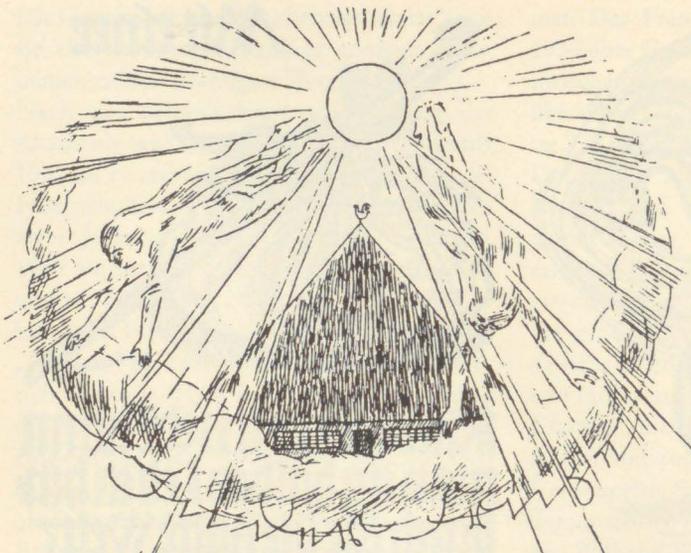
Josua Leander Gampp, Wer auf den Wind achtet

Beispiel sind die Variantionen über den Löwenzahn. Das Thema erschien bei Thoma z. B. 1909 in seiner Dankadresse anlässlich des 70. Geburtstags und in der Radierung „Das Geheimnis“ (mit lautenspielendem Kind und Kristallgehäuse, Bildelementen, die Gampp ebenfalls aufnahm). Gampps „Löwenzahn“ von 1929 (in „Blumen“, der Schrift der Hamburger Oberschulbehörde für die Entlassschüler), realistisch und bildkräftig, wurde einer seiner bekanntesten Holzschnitte. Aber auch im Eichendorff-Liederbuch, in vielen Zeichnungen für die Familie und für Freunde, in Geburtsanzeigen und in den „Jahresgaben“ variierte Gampp das volkstümliche Motiv.

Die Veröffentlichung „Blumen“ (als schönes deutsches Buch in Barcelona ausgestellt) und der Petermann-Kalender des gleichen Jahres markierten mit der souveränen, aus einem immer entschiedeneren Zeichenstrich hervorge-

gangenen Handhabung des Holzschnitts und dem weitgehenden Verzicht auf Allegorik eine wichtige Entwicklungsstufe. Zugunsten einer geschlossenen Komposition und Aussage trat auch die Darstellung der menschlichen Figur zurück, die in den „Bauernregeln“, den „Sprichwörtern“, in den Initialen zu Tolstois „Volkserzählungen“ und in den „Kunstmärchen“ (unveröffentlicht) eine erhebliche Rolle gespielt hatte. Beispielhaft für diesen Stil war die Gesangsbucharbeit, die Illustration von „Sonnenbrot“, der Klingspor-Kalender 1938, „Lob des Gartens“ und „Angelus Silesius“, besonders aber der Holzschnittkalender „Kleine Jahresgabe“ (ab 1940).

Die Arbeit für das evangelische Gesangbuch für die Provinz Sachsen und Anhalt (ab 1931), zusammen mit Fritz Kredel, Rudolf Koch und Herbert Post unter der Leitung von Johannes Ficker, Kirchenhistoriker der Universität Halle, entsprach der schlichten, diszi-



Goldstrahlen schießen über Berg,
 Die Hölzer brennen den Dörfern weh;
 Ein Rauch steigt, ein Rauch steigt,
 Doch es brennt von Ort zu Ort,
 Und in der Luft steht die Klänge
 Die schon nicht, ist schon lang,
 Es war ein Hölzer, trägt dich!
 Ein Pfaffen immer, immer noch.

Josua Leander Gampp, In der
 Frühe Goldstrahlen schießen,
 Stormliederbuch, 1919

plinierten und überkonfessionellen Einstellung Gampps. Dank seiner Kunst wurden die dem lutherischen Protestantismus gewidmeten Werke zugleich zu originellen Heimatbüchern einer Region. Außer den Zierstücken und den Lutherstätten enthielt die große Ausgabe Ansichten von Halle, Magdeburg, Merseburg, Stendal, Schmalkalden u. a. und im Altmärkischen Anhang (1933) den Taufengel zu Estedt, die Totenkrone, die Hellberger Landschaft und fünf Darstellungen von Dorfkirchen. In der Schmuckausgabe (kleines Format) waren u. a. die Wartburg, die Lutherglocken, die Bachorgel in Halle und der Sämann vor den Schornsteinen von Leuna zu finden. Die Bilder und Vignetten waren mit dem Schwarzweiß der sorgfältig gesetzten Liedtexte, Noten und Sprüche aufs feinste

abgestimmt. Zweifellos war diese buch künstlerische Leistung (3 Ausgaben, mehrere Auflagen) mitbestimmend für Gampps Berufung als Lehrer an die Kunstakademie in Karlsruhe.

In der von Wilhelm H. Lange, dem Mitarbeiter Karl Klingspors in Offenbach und späterem Direktor der dortigen Werkkunstschule, bei Rütten und Loening konzipierten Sammlung Buchkunst zur Geschichte der deutschen Buchillustration und des deutschen Buchschmucks sollte Gampp dann auch eine monographische Darstellung erfahren, doch kam der Plan wegen des Krieges nicht zur Ausführung.

Gampp war ein behutsamer Lehrer, der immer riet, die Grundlagen zu studieren und das Beobachten zu üben. Da der Kreis der

Schüler überschaubar war, entwickelten sich vielfach freundschaftliche Beziehungen, die über die Ausbildungszeit hinaus Bestand hatten.

Neben dem Unterricht gab es für Gampp vermehrt öffentliche Aufgaben graphischer und schriftkünstlerischer Art: Urkunden, Meisterbriefe, Festschriften, Plakate, Signets. Er gestaltete Bucheinbände, Kalender, Almanache, Zeitschriften und Jugendseiten. Er illustrierte Märchen-, Kinder- und Liederbücher, Betrachtendes, Sammelwerke und Erzählungen. Er war tätig für die Verlage Bruno Cassirer, Stalling, Eugen Diederichs, Fricke, Deutsche Verlagsanstalt, Petermann, Trautmann, Klingspor, Insel, Laetare (Ev. Mütterdienst), Bärenreiter, Rudolf Schneider München (der 1989 die „Kleine Jahresgabe“ im 44. Jahrgang und eine „Bilderschau“ Gampps herausbrachte) und für andere. Wiedergaben seiner Holzschnitte waren in Schulbüchern, auf Katalogen, Einladungen usw. zu finden. Als größere Holzschnitte entstanden das ABC, das Vaterunser, der Ährenkranz, Klosterruine Frauenalb (Plakat des Denkmalschutzes), die Silberdistelschale (Jahresgruß aus dem Schwarzwald), das Erdbeerblatt, die Schlüsselblume im Stacheldraht u. a. Die Post druckte ein Schmucktelegramm, und der baden-württembergische Ministerpräsident verschickte noch heute Gampps Grußblätter zur Goldenen und Diamantenen Hochzeit und zu besonderen Anlässen.

Mit gleicher Intensität wie seinen ersten Aufträgen widmete sich Gampp der Familiengraphik, wie Postkarten, Freundesgrüßen, Festtagszeichnungen, Geburtsanzeigen, Neujahrswünschen, Drehbildern u. a. m. In diesen reizvollen, weniger bekannten Arbeiten, ob Ostergruß für ein Kind oder Glückwunsch für Karl Klingspor, dem Erneuerer der Schrift- und Buchkultur, ist Phantasie, Heiterkeit und persönliche Beteiligung aufs glücklichste miteinander verbunden.

Bei der Einweihung der Gamppstube in Hohenfels hatte es u. a. geheißen, daß Gampp in seinem Werk die Schönheit und den Reich-

tum der Heimat zum Ausdruck bringe. Immer wieder ist bewundert worden, welche Vielfalt Gampp einem relativ begrenzten Themenkreis abzugewinnen vermochte. Das gilt sowohl für seine Landschaftsmalerei, in der er einander verwandte, eher bescheidene und verhaltene Partien bevorzugte, als auch für seine Graphik, die das Alltägliche, Wiederkehrende, das schon nicht mehr Wahrgenommene sozusagen wiederentdeckte. Die differenzierte Zeichnung, die Kunst, Harmlosigkeiten einen Wert zu geben und z. B. die Jahreszeiten und großen und kleinen Feste sparsam aber trefflich zu charakterisieren, macht den eigentlichen Reichtum Gamppscher Arbeiten aus.

Schönes und Kostbares ist bei Gampp etwas Eigenes, und er hat Heimat und Zuhause sein



Josua Leander Gampp, Frühling I, 1934

wohl auch in einem weiteren Sinne aufgefaßt, als das im Zitat zunächst anklingen mag.

Gampp hatte auch einen Blick für den Abgesang der Dinge und Geschehnisse und gab öfters zu verstehen, daß das Vertrauen in die naturgebene Erneuerung und die persönliche Einsatzfreude und Genügsamkeit zusammenwirken müßten.

Gampp verknüpfte, besonders in den Kalendern, das Bild häufig mit einem knappen Text zu einer graphischen und inhaltlichen Einheit. Der Betrachter wird, je nach Neigung, im schlichten Bildspruch oder in der Zeichnung allein das Beste erkennen.

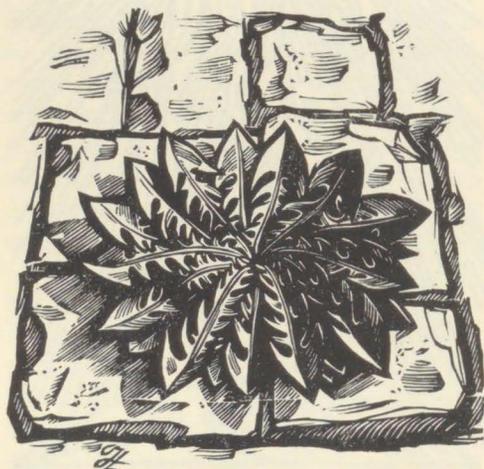
Gampp liebte auch ornamentale und abstrahierende Darstellungsweisen, bezog Elemente der Volkskunst mit ein und erreichte durch Humorvolles, auch durch Knitzigkeit, durch Spielerisches und Bewegtes, das manchmal der Schwerkraft zu spotten scheint, Volkstümlichkeit.

Sein letzter großer Holzschnitt galt einer Freude und einer Geselligkeit, wie sie ihm lag: dem Hohnsteiner Kasper von Max Jacob.

Jacob, gleichaltrig, auch aus dem Wandervogel hervorgegangen, hatte für das Puppenspiel eine ähnliche Verfeinerung erreicht wie Gampp in der Familiengraphik.

Bis zuletzt arbeitete Gampp an zwei weiteren Jahrgängen seiner „Kleinen Jahresgabe“, von der 1971 auch eine französische Ausgabe erschien.

Gampp war kein Idylliker, wie vielleicht ein flüchtiger Betrachter meinen könnte. Er war einer wohlverstandenen Tradition verpflichtet. Wesen und Werk, durch Friedlichkeit und Freundlichkeit ausgezeichnet, stimmten bei ihm überein. Viele Menschen lieben seine Bilder und haben sie gerade auch in belastenden Zeiten, im Krieg, bei Kummernis, bei sich gehabt; der Gampp-Kalender und die kleinen Holzschnittbücher finden weiterhin ihre Freunde; die Heimatgemeinde Albruck hat sich immer wieder für Gampp eingesetzt und zeigte 1983 seine Holzschnitte und in diesem Sommer 1989 das vielfältige Werk in reicher Auswahl, mit lebhafter Resonanz bei jung und alt — Zeichen für die Ausstrahlungskraft der Gamppschen Kunst.



Wachet, wie du mußt

Vom Rudolf Schneider Verlag, Freseniusstraße 59, 8000 München 60, können „Gampp-Geschenkbände“ bezogen werden, ebenso der bis auf unsere Tage weitergeführte Kalender „Kleine Jahresgabe“

Historische Fracht aus 11 Jahrhunderten

Die Lehrerbibliothek des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums in Rastatt

Hans Heid, Rastatt

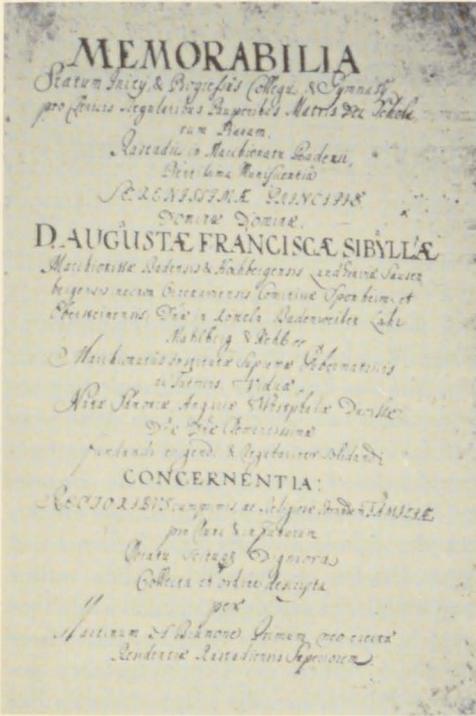
Im Februar dieses Jahres wurden von einem französischen Antiquariat zu einem stattlichen Preis zwei deutsche Bücher zum Verkauf angeboten, die aus der Zeit des 3. Reiches stammten und deren Veröffentlichung damals offensichtlich dem Zweck gedient hatte, die nationalsozialistische Ideologie zu verbreiten. Beide Bücher trugen einen Rastatter Bibliotheksstempel und gehörten — bevor sie in den Besitz des Antiquariats übergingen — zu einer Büchersammlung, die ein französischer Offizier während der Besatzungszeit von 1945 an aufgebaut hatte.¹⁾

Ein ähnliches oder gar dasselbe Schicksal wie den zwei antiquarisch zum Verkauf angebotenen Büchern war wohl auch zahlreichen weiteren Bänden aus verschiedenen Rastatter Bibliotheken beschieden — darunter sicherlich auch Bestände aus der Lehrerbibliothek des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums. Nach Kriegsende hatte nämlich die französische Militärregierung mehrfach angeordnet, daß alle Bücher, in denen die nationalsozialistische Ideologie vertreten wurde, sowie eine Reihe weiterer Publikationen, die während der Nazi-Zeit erschienen waren, aus den Bibliotheken zu entfernen seien²⁾ — vor dem Hintergrund der damaligen Zeit und aus der Perspektive der französischen Besatzungsmacht eine durchaus verständliche Bestimmung.

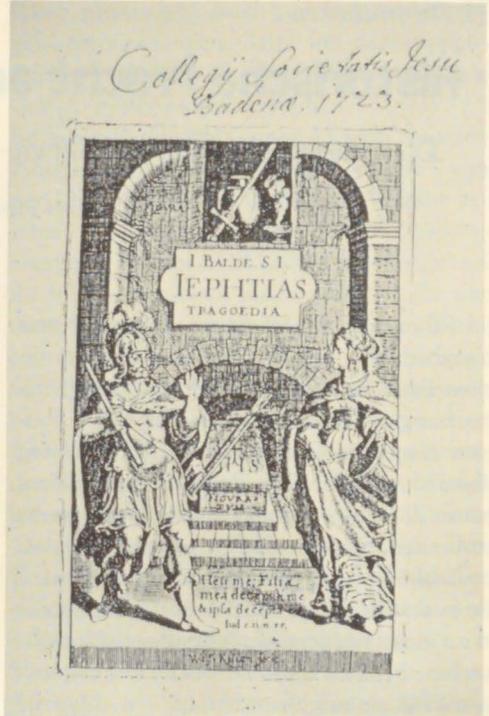
Diese Anordnung zur Säuberung der Bestände wurde auch im Hinblick auf die Lehrerbibliothek des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums konsequent in die Tat umgesetzt; zum einen finden sich die entsprechenden Nachweise in den Akten des Schularchivs,³⁾ und zum an-

dern kann sich der damalige Hausmeister Georg Wäscher noch recht gut daran erinnern, wie der Erlaß der Militärregierung am Gymnasium zur Anwendung kam: 1946 — so weiß Georg Wäscher zu berichten — traf ein französischer Lehrer in Rastatt ein. Er sortierte alle diejenigen Drucke aus der Bibliothek der Schule aus, die gemäß dem Erlaß wegzuschaffen waren; die Bücher sollten dann hinüber zum nahe gelegenen Schloßhof gebracht werden. Herr Wäscher hatte kurz vor dieser Aktion ein Leiterwägelchen gebaut, auf das er nun die ausgesonderten Bücher stapelte, um sie zum Schloßhof zu fahren, wo sie dann auf zwei große Lastwagen verladen wurden. Mindestens 8 solcher Fuhrten waren notwendig, und insgesamt dauerte die Säuberungsaktion rund 2 bis 3 Tage.⁴⁾

Mit der Beschreibung dieser Ereignisse haben wir freilich, was die Reihenfolge der bibliotheksgeschichtlichen Abläufe angeht, bereits weit vorausgegriffen; zu jener Zeit nämlich konnte die Büchersammlung des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums schon auf eine über 200jährige Geschichte zurückblicken. 1715 hatte die Markgräfin Francisca Sibylla Augusta mehrere Patres des Piaristen-Ordens nach Rastatt berufen: sie sollten hier eine höhere Schule aufbauen. Unabdingbare Voraussetzung für einen gut funktionierenden Unterrichtsbetrieb war die Einrichtung einer Schulbibliothek, und so kam es spätestens im Jahr nach der Ankunft der Patres in Rastatt, also 1716, zur Gründung einer solchen Büchersammlung, wie sowohl die entsprechenden handschriftlichen Eigentumsvermerke in verschiedenen Büchern, als auch die Tagebuch-



Titelseite der „Memorabilia“, der handschriftlichen Chronik des 1. Rektors des Piaristenkollegs, P. Martinus a S. Brunone. Die Aufzeichnungen belegen, daß spätestens 1716 mit dem Aufbau einer Schulbibliothek begonnen wurde



Handschriftlicher Eigentumsvermerk des Jesuitenkollegs von Baden-Baden aus dem Jahre 1723 in einem 1654 herausgegebenen Buch

aufzeichnungen des 1. Rektors der Schule, Pater Martinus a S. Brunone, belegen.⁵⁾ Der regelmäßige Ankauf, aber auch zahlreiche Schenkungen von Büchern führten zu einer stetigen Erweiterung der Bestände; und in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts konnte auch eine Anzahl von Druckwerken aus der Bibliothek des inzwischen aufgelösten Piaristenkollegs von Donaueschingen der Rastatter Büchersammlung des Ordens einverleibt werden. Seit der Fertigstellung des neuen Schulgebäudes im Jahre 1747 hatten die Bestände ihre Heimat im geräumigen und repräsentativen Bibliothekssaal der Schule.

Einen besonders bedeutsamen Einschnitt in der Geschichte der Bibliothek stellt das Jahr

1808 dar. In einer „CabinetsResolution vom 30. May d. J.“ hatte der badische Großherzog „die Verlegung des Lyceums von Baden(—Baden) nach Rastatt, und die Vereinigung desselben mit dem dortigen Gymnasium“ angeordnet,⁶⁾ und noch im selben Jahre kam es zur Zusammenlegung der zwei Schulen. Die Vereinigung dieser beiden pädagogischen Einrichtungen führte gleichzeitig zur Verschmelzung zweier ursprünglich getrennter Büchersammlungen in Rastatt und damit zu einem enormen Zuwachs für die Bibliothek des früheren Piaristenkollegs.

Den Grundstock der 1808 von Baden-Baden nach Rastatt verlagerten Bestände bildete die Bibliothek des Badener Jesuitenkollegs, das

1773 aufgehoben und 3 Jahre später in ein Lehrinstitut umgewandelt worden war. Schon vor der Aufhebung der Jesuitenschule in Baden-Baden hatte in die dortige Bibliothek eine größere Anzahl von Bänden aus im Elsaß angesiedelten Büchersammlungen ihren Eingang gefunden, und nach 1773 erfuhren die Bestände noch eine zusätzliche Erweiterung durch die Übernahme von zahlreichen Büchern aus zwei ebenfalls in Baden-Baden beheimateten Bibliotheken: den Büchersammlungen des Kollegiatstifts und des Kapuzinerklosters. Und nicht zuletzt schließlich wurde auch die Bibliothek des gleichfalls aufgelösten Jesuitenkollegs von Ettlingen nach Baden-Baden gebracht und in die dortige Büchersammlung eingegliedert. So verlief also, kurz skizziert, die Bestandsentwicklung in Baden-Baden, bevor dann 1808 die Bibliothek des Badener Lyceums mit den Büchern der Piaristenschule in Rastatt zusammengelegt wurde.

Auch nach der Vereinigung dieser beiden umfangreichen Schulbibliotheken im Rastatter Lyceum wurden die Bestände stetig erweitert und den Bedürfnissen des schulischen Alltags angepaßt. So wuchs die Büchersammlung im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte zu einem Gesamtbestand von nahezu 20 000 Bänden an.⁷⁾

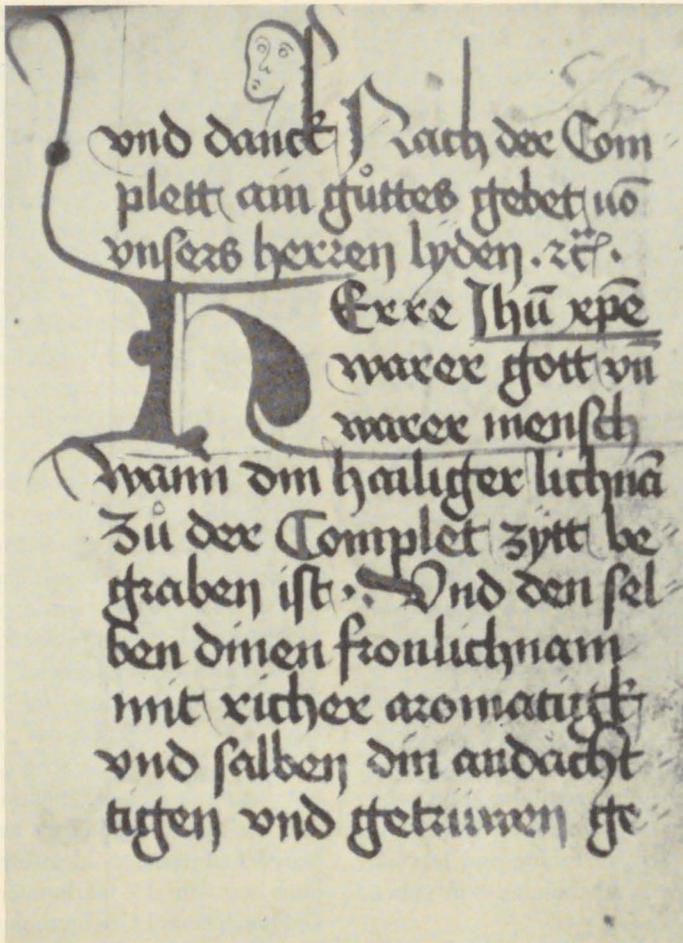
Damit kann die Lehrerbibliothek des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums als eine Schulsammlung bereits von ihrem bloßen Umfang her beeindruckend sein. Die eigentliche Bedeutung der Bibliothek beruht indessen auf der besonderen Eigenart und Qualität ihrer Bestände. In diesem Zusammenhang müssen in erster Linie die Handschriften und Inkunabeln genannt werden: letztere dürfen wohl als der wichtigste Bestandteil der Bibliothek gelten; und was die Handschriften angeht, so weist R. Dieterle mit Recht darauf hin, daß jeder von ihnen aufgrund ihrer jeweils spezifischen Einmaligkeit ein besonderer Wert zukommt.⁸⁾

Eine genauere Sichtung und Zählung in jüngerer Zeit hat ergeben, daß der Handschrif-

tenbestand der Bibliothek rund 40 Manuskripte aus der Zeit vom 14. — 19. Jahrhundert umfaßt. Die ältesten dieser Manuskripte sind, abgesehen von einer juristischen Handschrift, alle der theologischen Fachrichtung zuzuordnen. Daneben sind aber, betrachtet man die Handschriftensammlung als Ganzes, noch weitere Disziplinen vertreten: verschiedene naturwissenschaftliche Fächer, die Mathematik, Geschichte — im speziellen auch die Kirchengeschichte —, die Philosophie und die Musik; außerdem gehören zum Handschriftenbestand auch noch zwei Koranhandschriften. Das Format reicht vom zierlichen, nur 9,5 cm hohen Blatt bis zum mächtigen Folianten. Manche Handschriften zeichnen sich durch eine besonders sorgfältige und schöne Schrift sowie durch kunstvolle Initialen und Verzierungen aus; andere wiederum wurden recht flüchtig niedergeschrieben. Als Beschreibstoff diente in der Regel Papier, in einem Falle auch Pergament.⁹⁾

Das zuletzt erwähnte, auf Pergament geschriebene Manuskript, das „Rastatter Stundenbuch“, ist wohl die schönste Handschrift aus den Beständen der Bibliothek. Es handelt sich bei dieser Handschrift um ein über 300 Seiten umfassendes, kleinformatiges Gebetbuch aus dem 15. Jahrhundert, das für den Gebrauch eines Laien bestimmt war. Das Manuskript weist ein gleichmäßiges Schriftbild auf; manche Buchstaben — vor allem Initialen —, aber auch ganze Worte oder Textteile, werden in roter oder blauer Farbe besonders hervorgehoben und verziert; in vielen Fällen sind solche Verzierungen in der obersten Textzeile zu lustigen Gesichtern ausgestaltet.¹⁰⁾

Neben den vollständigen Handschriften besitzt die Bibliothek auch eine größere Zahl von Handschriftenfragmenten. Sie dienten ursprünglich zum Schutz des Einbands verschiedener Bücher, und teilweise bildeten sie — übereinandergelegt — den Einbanddeckel. Der Restaurator löste die Fragmente aus dem Einband heraus, und — sofern sie zusammengeklebt waren — trennte er sie Blatt für Blatt



Seite aus dem „Rastatter Stundenbuch“, einer Pergamenthandschrift aus dem 15. Jahrhundert

sorgfältig wieder voneinander. Diese Bruchstücke von Handschriften weisen im Hinblick auf Inhalt, Sprache, Format, Umfang, Beschreibstoff, Schriftbild und Alter einen recht unterschiedlichen Charakter auf. Das wahrscheinlich älteste Fragment mit einem Ausschnitt aus dem Buche Hiob stammt immerhin bereits aus dem 10. Jahrhundert; damit bildet es gleichzeitig auch den ältesten Bestandteil der gesamten Bibliothek.¹¹⁾

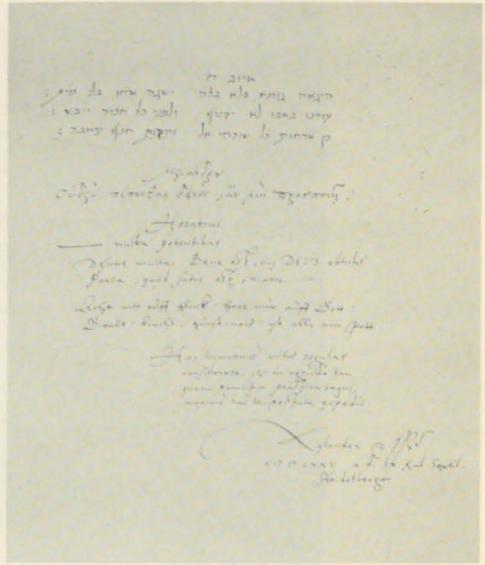
Schließlich dürfen hier auch die handschriftlichen Eintragungen nicht unerwähnt bleiben,

die wir in zahlreichen Drucken finden. Oftmals handelt es sich dabei um wissenschaftliche Notizen. Teilweise stoßen wir aber auch auf Eintragungen ganz persönlicher Art. So schreibt beispielsweise der bedeutende Heidelberger Professor und Gelehrte Xylander (1532–1576) in eine von ihm selbst besorgte Plutarch-Ausgabe in lateinischer Sprache eine Widmung, die in sinngemäßer Übersetzung etwa lautet: „Ein Geschenk von Xylander für Adrian Fries, einen jungen Mann, von dem für die Zukunft noch viel zu erwarten

ist.“ Dieser Widmung fügt Xylander noch in 4 verschiedenen Sprachen als Leitsprüche für das Leben Zitate aus unterschiedlichen Werken hinzu. Die handschriftliche Eintragung ist in das Jahr 1575 datiert, also in das Jahr vor dem Tode Xylanders.¹²⁾ In solchen Eintragungen begegnen uns in recht unmittelbarer Weise ganz konkrete Menschen mit ihren Hoffnungen, Gefühlen, Neigungen und Interessen, mit ihrer ganz persönlichen Lebensauffassung und mit ihrer unverwechselbaren Eigenart; so wird Geschichte hier plötzlich lebendig und nahe — viel näher, als sie uns ein modernes Geschichtswerk bringen könnte.

Bedeutender noch als die Handschriften der Bibliothek sind freilich ihre Inkunabeln. Der Begriff „Inkunabel“, zu deutsch: „Wiegendruck“, bezeichnet jedes Druckwerk, das bis zum Jahre 1500 herausgegeben wurde. Als seltene Zeugen aus der frühesten Zeit der Kunst des Buchdrucks — und der Begriff „Kunst“ ist hierbei durchaus wörtlich zu verstehen — sind die Inkunabeln heute besonders wertvoll. Rund 150 solcher Wiegendrucke befinden sich im Besitz der historischen Büchersammlung des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums. Die älteste datierte Inkunabel der Bibliothek ist eine 1473 in Augsburg gedruckte Ausgabe von Papst Gregors d. Gr. „Liber dialogorum“ in deutscher Sprache. Daneben gehören zu den Beständen aber auch zwei nicht datierte Drucke, die noch älter sind, nämlich zwei von den beiden Straßburger Frühdruckern Eggestein und Mentelin dem dortigen Kartäuserkloster geschenkte Werke; es ließ sich feststellen, daß beide nicht nach 1472 gedruckt worden sein können.¹¹⁾

Ähnlich wie die Handschriften und Fragmente sind auch die Inkunabeln recht verschiedenartig, was den Inhalt, die Sprache und das Format angeht. Einen unterschiedlichen Charakter zeigen sie aber auch in Bezug auf Druckort, Drucker, Typographie und nicht zuletzt im Hinblick auf die künstlerische Gestaltung und Einbandkunst. Bei der weitaus größten Zahl der Wiegendrucke handelt es sich um theologische Werke; an zweiter Stel-



Handschriftlicher Eintrag des bekannten Heidelberger Gelehrten Xylander in einer von ihm selbst edierten Plutarch-Ausgabe. Der Eintrag ist in das Jahr 1575 datiert

le steht — in quantitativer Hinsicht — die Jurisprudenz; neben diesen beiden Hauptgruppen sind noch weitere Fachgebiete vertreten. Viele Inkunabeln heben sich von anderen Wiegendruckten durch ihre schöne Initialmalerei und kunstvollen Verzierungen ab, und auch der schon vor der Erfindung des Buchdrucks bekannte Holzschnitt findet als Mittel bildlicher Darstellung seine Verwendung — wie z. B. in einem 1481 in Straßburg gedruckten Plenarium mit zahlreichen kolorierten Illustrationen zu den Evangelientexten¹³⁾, oder aber in einer in Augsburg im Jahre 1498 erschienenen Ausgabe von Sebastian Brants „Narrenschiff“¹⁴⁾; der Künstler lehnt sich hier offensichtlich an die Darstellungen in einem bereits 4 Jahre zuvor in Basel herausgegebenen Druck des „Narrenschiffs“ an, an dessen künstlerischer Gestaltung auch Albrecht Dürer maßgeblich beteiligt war.¹⁵⁾

Manche Werke schließlich beeindruckten uns in besonderem Maße auch durch ihre reprä-

Das er sey armer dann er went
Wer sein oz vor dem armen stopfft
Den höit got nit so er auch klopfft

Der vacht woen hasen auff ein mal
Wer meint zweyn hare dienen wol
Vnd richtet anß me dann er soll
Doch so entschlipfft im dick der al



Vnd arbeyt gar n
Wer jagen will v
Zwen hasen vab
Dem wirt etwan
Gar dick wirt im
Wer schiessen vil
Der trifft kum et
Wer auf sich selb
Der mag nit thün
Der hie müß sein
Der ist rechte wed
Wer thün will da
Der müß han aut
Vn schliessen vil
Vnd strecken sich
Vnd künne pßilb
Ein yeden auff den
Vn schmierz yede
Vnd lügen das er
Aber vil empter se
Mā wermbt sich
Der doch nit yede
Alle nit hā mach

Bient zu vier herze

Der ist ein nar der vnderstat
Der wels zu dienē vnd auch got
Dan wo zwē herze hand ein knecht
Der ma nit beveden dienen rechte

Wer sein zung vñ
Vnd nit mit reden
Der schämt vor a
Der specht sei iun

Holzchnitt in einer 1498 in Augsburg erschienenen Ausgabe von Sebastian Brants „Narrenschiff“

sentativen Ledereinbände mit ihren metallenen Beschlägen und Schließen und mit ihrer Blindprägung. So wird nicht zuletzt auch der Kunstfreund seine Freude an den schönen Büchern haben.

Der Freund des schönen Buchs muß sein Interesse freilich keineswegs auf die Inkunabeln beschränken: auch viele der nach 1500 gedruckten Werke sind in äußerst dekorative Einbände gekleidet; manche Bücher, die aus der Zeit vom 16.—20. Jahrhundert stammen,

tragen künstlerisch gestaltete Exlibris oder Supralibros; einige Bände zeichnen sich durch einen besonders schönen Schnitt aus; und auch nach der Inkunabelzeit wird selbstverständlich noch großer Wert auf eine illustrative Ausschmückung der Bücher gelegt.¹⁶⁾

Eine besonders große Zahl solcher Illustrationen enthält ein kleinformatiges Buch aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts.¹⁷⁾ In diesem Buch sind zwei verschiedene Werke zu-



Exlibris des Bischofs Johann Philipp von Würzburg in einer um 1600 in Antwerpen edierten, mehrbändigen kirchengeschichtlichen Chronik

sammengebunden: im vorderen Teil finden wir eine Sammlung von Holzschnitten zum Alten Testament; an diesen Druck schließt sich dann eine vom Umfang her wesentlich kleinere Folge von Kupferstichen zum Neuen Testament an. So macht dieses Buch den Übergang vom Holzschnitt zum Kupferstich als dem jeweils dominierenden Illustrationsverfahren, wie er sich eben in jener Zeit vollzog, geradezu handgreiflich. Und so, wie sich hier ein Teil der Geschichte der Buchillustrati-

on widerspiegelt, läßt sich anhand der Bestände auch insgesamt ein guter Überblick über die Entwicklung der Buchillustration von ihren Anfängen bis ins 20. Jahrhundert gewinnen.¹⁸⁾

Als Künstler der Holzschnitte und Kupferstiche zum Alten bzw. Neuen Testament in dem soeben als Beispiel angeführten Buch konnten Jost Amman und Virgil Solis identifiziert werden. Beide zählten zu ihrer Zeit zu den fruchtbarsten Meistern für die Buchillustrati-



Albrecht Dürer: Die Kreuzigung Jesu. Holzschnitt in einer in Straßburg erschienenen Predigtsammlung aus dem Jahre 1517

on; dem Kenner wird zumindest der Name von Jost Amann auch heute noch vertraut sein.¹⁹⁾ Weit bekannter freilich als diese beiden Künstler sind in unserer Gegenwart Namen wie Albrecht Dürer, Hans Holbein d. J. oder auch Hans Baldung Grien; sie alle sind in den Beständen der Bibliothek durch ver-

schiedene Illustrationen vertreten: in einer in Straßburg gedruckten Predigtsammlung aus dem Jahre 1517 finden wir beispielsweise eine Darstellung der Kreuzigung Jesu von Albrecht Dürer;²⁰⁾ einer 1520 gleichfalls in Straßburg edierten Schrift Martin Luthers ist ein Holzschnitt-Portrait des Reformators von

Hans Baldung Grien vorangestellt; Grien benutzte dabei, wie es scheint, den ebenfalls im Jahre 1520 erschienenen, bekannten Kupferstich von Lucas Cranach d. Ä. als Vorlage.²¹⁾

Wenn sich diese Illustrationen aus dem 16. Jahrhundert noch in einem erstaunlich guten Erhaltungszustand befinden, so hängt dies zum einen mit der guten Qualität des Papiers von damals zusammen, das noch nicht so säurehaltig und damit auch nicht vom baldigen Zerfall bedroht war wie das seit etwa 1840 hergestellte Papier.²²⁾ Daneben verdanken wir diesen positiven Befund aber auch den

Lehrern, die die Bibliothek im Laufe ihrer langen Geschichte verwalteten; denn angesichts des hohen Alters und besonderen Wertes der historischen Bücher und Schriften mußten die Bibliothekare ein Hauptaugenmerk gerade auf die Sicherung, Erhaltung und Bewahrung der Bestände richten.

Stellvertretend für die vielen anderen früheren Verwalter der Bibliothek sei an dieser Stelle Prof. Max Bruder genannt, der von 1933—1946 die Stelle des Bibliothekars einnahm. Noch heute sprechen ehemalige Schüler mit großer Sympathie und Achtung von ihrem Lehrer. Sie schildern ihn als einen



Hans Baldung Grien: Martin Luther. Holzschnitt in einer 1520 gedruckten Straßburger Ausgabe von Martin Luthers Schrift „De captivitate babilonica ecclesiae“

Mann von enormem Wissen und von humanistischer Gesinnung, der weitab von der Ideologie der Nazis stand, die die politische Szene damals beherrschten. Zwei Leidenschaften bestimmten sein Leben außerhalb des pädagogischen Aufgabenbereichs: zum einen das Schachspiel, und zum andern seine bibliothekarische Tätigkeit. Viele Stunden, so erzählen die früheren Schüler, verbrachte er in „seiner“ Bibliothek, und voll Begeisterung sprach er von „seinen“ Büchern.²³⁾

In die Amtszeit von Prof. Bruder fällt eine Anordnung der nationalsozialistischen Regierung aus dem Jahre 1942, die bestimmte, daß „alle Bücher jüdischer Autoren und Emigranten auszuscheiden und der Altpapiersammlung zuzuführen“ seien. Bei strikter Beachtung dieser und ähnlicher früherer Bestimmungen²⁴⁾ hätte auch eine ganze Reihe von Drucken aus der Bibliothek ausgesondert werden müssen oder zumindest ausgeschieden werden können, die indessen nach wie vor dort vorhanden sind^{24b)}. So ist die Erhaltung dieser Bücher wohl in erster Linie Prof. Bruder zu verdanken. Es erübrigt sich beinahe, darauf hinzuweisen, daß seine Haltung angesichts der damaligen Zeitverhältnisse sicherlich großen Mut erforderte.

So wird am Beispiel von Prof. Bruder deutlich, daß sich die Lehrer, in deren Händen die Verwaltung der Bibliothek lag, jeweils mit großem Verantwortungsbewußtsein ihrer Aufgabe stellten; gleichzeitig wird aber auch erkennbar, daß sie ihre bibliothekarische Tätigkeit weit engagierter ausübten, als auf dem Hintergrund einer knapp bemessenen Deputatsverminderung von ihnen erwartet werden konnte.

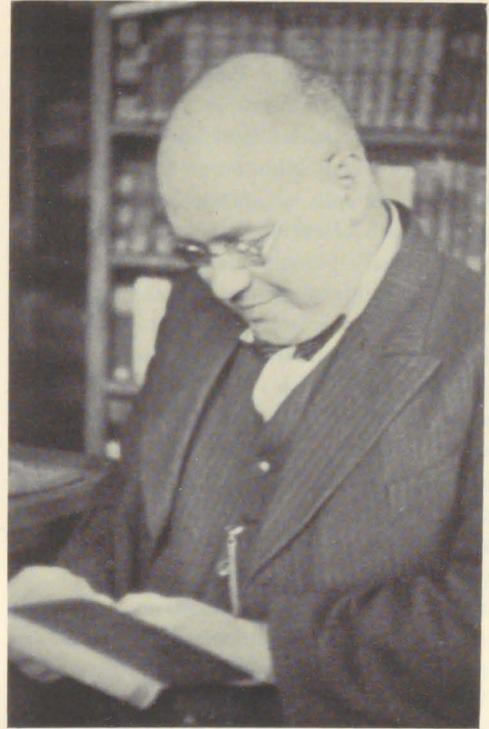
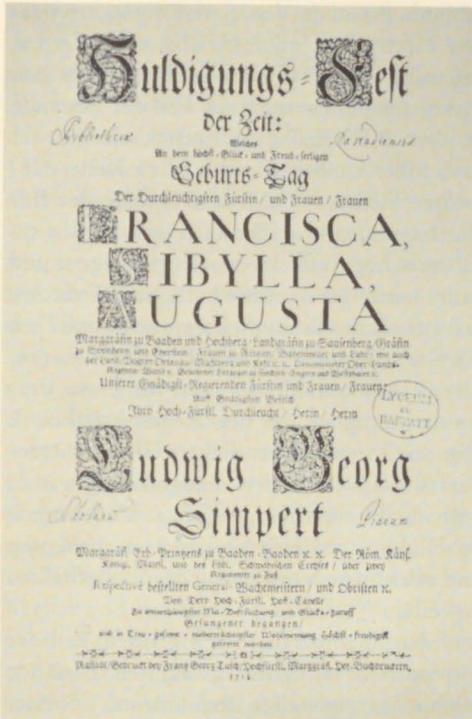
Bei dieser Verwaltungsarbeit für die Büchersammlung waren zum einen natürlich die gleichen Aufgaben zu erledigen wie an anderen Bibliotheken auch: die Bestände mußten inventarisiert, geordnet und katalogisiert werden; die Bibliothekare hatten des weiteren für den Aufbau und die Erweiterung der Sammlung Sorge zu tragen; und nicht zuletzt schließlich waren sie auch Ansprechpartner

für die Benutzer der Bibliothek. Als eines der Ergebnisse solcher umfangreicher Verwaltungsarbeit früherer Zeit liegt beispielsweise noch heute der vom damaligen Bibliothekar H. Breunig erstellte, gedruckte Katalog aus dem Jahre 1898 vor.²⁵⁾

Darüber hinaus mußte sich die Verwaltungstätigkeit der Bibliothekare aber auch an den besonderen Erfordernissen einer Schulbibliothek ausrichten. Nach einer Bibliotheksordnung aus dem Jahre 1844 stand die Benutzung der Büchersammlung vor allem den Lehrern der Schule sowie den Schülern der oberen Klassen zu.²⁶⁾ Dasselbe Bibliotheksordnung verlangt entsprechend dann auch, bei Neuanschaffungen von Büchern alle Unterrichtsfächer „verhältnismäßig“ zu berücksichtigen²⁷⁾ — eine Bestimmung, die stets eingehalten wurde; im übrigen war auch bereits vorher offensichtlich nicht anders verfahren worden. So sind also in der Bibliothek sämtliche Sachgebiete vertreten, die früher an der Schule unterrichtet wurden.

Vielleicht wird nun aber der Besucher doch etwas überrascht sein, in der Bibliothek auch eine große Anzahl juristischer Werke zu finden; und mehr noch wird ihn vielleicht verwundern, daß zur Sammlung auch viele Bücher gehören, die im Katalog unter dem Begriff „Orientalische Literatur“ zusammengefaßt sind. Was die juristischen Bücher angeht, so erklärt sich die Präsenz solcher Werke in der Bibliothek aus dem Umstand, daß Rechtsphilosophie früher auf dem Lehrplan stand.²⁸⁾ Etwas anders verhält es sich in Bezug auf die „Orientalische Literatur“: abgesehen vom hebräisch-jüdischen Schrifttum, gelangten die entsprechenden Bestände in erster Linie durch den Ankauf des Nachlasses von A. Winnefeld — er war von 1816—1839 Lehrer am Rastatter Lyceum — in die Bibliothek;²⁹⁾ Hebräisch dagegen gehörte zu den Unterrichtsfächern der Schule.³⁰⁾

Als Bibliothek, die für den Schulbetrieb eingerichtet wurde, umfaßt die Büchersammlung natürlich auch viele pädagogische Werke. Mit ihrer Hilfe läßt sich ein interessanter



Titelblatt des Textheftes zu einer von J. C. F. Fischer komponierten Oper, die 1718 aufgeführt wurde. Der Text stammt von P. Martinus a S. Brunone

Prof. Max Bruder, Bibliothekar von 1933—1946
(Abb. Elisabeth Teufel, Oppenau)

Einblick in die Geschichte des Schulwesens und der Pädagogik während der letzten Jahrhunderte gewinnen — vor allem was den badischen Bereich angeht. Ebenfalls recht aufschlußreich sind in diesem Zusammenhang aber auch der Aufbau und die Zusammensetzung der Bibliothek als Ganzes. Und schließlich sollte hier auch noch auf den umfangreichen Bestand an Schuljahresprogrammen hingewiesen werden, die jeweils zum Abschluß eines Schuljahres von den höheren Schulen in Deutschland veröffentlicht wurden.

Als eine spezifische Schulbibliothek erweist sich die Büchersammlung aber auch in einem anderen Sinne: die Bestände schließen zahlreiche Bücher und Schriften ehemaliger Vor-

steher und Lehrer sowie früherer Schüler der Anstalt mit ein. Auf der Seite der Lehrer bzw. Schulleiter sei nochmals P. Martinus a S. Brunone genannt; von ihm besitzt die Bibliothek u. a. mehrere gedruckte Libretti (= Textbücher) zu Opern, die aus der Feder des bekannten Rastatter Hofkomponisten Johann Caspar Ferdinand Fischer stammen.³¹⁾ Und was die Schülerseite angeht, so läßt sich beispielsweise der nicht weniger bekannte Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob anführen, der von 1852—1859 das Lyceum von Rastatt besuchte: zur Jahrhundert-Feier des Gymnasiums im Jahre 1908 schenkte er der Schule 53 Bände mit eigenen Reiseberichten, Erzählungen und Predigten. In solchen Geschenken bezeugen die früheren Schüler —

genauso wie die Lehrer — ihre bleibende Verbundenheit mit der Schule.

Wenn schließlich die Bibliothek zahlreiche lokalgeschichtlich interessante Drucke umfaßt, so hängt auch dieser Sachverhalt nicht zuletzt mit dem besonderen Charakter der Büchersammlung als einer Schulbibliothek zusammen: offensichtlich war die Schule nämlich auch bemüht, den ihr anvertrauten Zöglingen unter verschiedenem Aspekt solide Kenntnisse im Hinblick auf ihre badische Heimat zu vermitteln. Die Tatsache, daß zu den Beständen auch eine Anzahl von Kleinschriften aus dem 18. Jahrhundert gehört, deren Inhalt Bezug nimmt auf das markgräfllich-badische Haus, findet darüberhinaus auch darin eine Erklärung, daß zwischen der Piaristenschule und dem Herrscherhaus eine engere Verbindung bestand.³²⁾

So spiegelt sich also auch heute noch die spezifische Eigenart der Büchersammlung als einer Schulbibliothek in den Beständen wider. Was freilich die Verwaltung und Benutzung betrifft, so ist im Vergleich zu früher doch ein gewisser Wandel eingetreten: während sich die Bibliothekare ehemals in erster Linie an den schulischen Bedürfnissen zu orientieren hatten, so richtet sich die Aufmerksamkeit heute mehr auf die Erfordernisse der Wissenschaft und auf das Interesse der Öffentlichkeit. Dem entspricht auch eine in den letzten Jahren durchgeführte, tiefgreifende Umstrukturierung der Büchersammlung sowohl in räumlicher als auch in personeller Hinsicht. Eine solche umfassende Neuordnung der Bibliothek hatte der Stadtrat von Rastatt 1985 in Übereinstimmung mit den Vorschlägen des Oberbürgermeisters beschlossen.³³⁾ Der Beschluß diente auf dem Hintergrund der damals vorgegebenen Situation eben dem Ziel, die Büchersammlung der Wissenschaft und dem interessierten Bürger besser zugänglich zu machen.

Welche Situation lag nun aber seinerzeit der Entscheidung der Stadträte zugrunde? Als in den 60er-Jahren das Schulgebäude renoviert wurde, mußte die Büchersammlung aus dem

Bibliothekssaal in den Keller verlagert werden. Nach Abschluß des Umbaus und der Erneuerung der Räumlichkeiten konnte aus Platzgründen nur noch ein Teil der Bestände in den Bibliothekssaal zurückkehren; der Rest sollte zunächst in den alten Keller-Gewölben bleiben.³⁴⁾ Mit dem Umzug der Büchersammlung war aber auch teilweise ihr systematischer Aufbau verloren gegangen, und damit hatte sich das ohnehin schon große Arbeitsgebiet der Bibliothekare noch zusätzlich erweitert — und das, obgleich den Lehrern, die die Bibliothek betreuten, für diese Verwaltungstätigkeit in der Regel lediglich 2 Stunden ihres wöchentlichen Unterrichtsdeputats erlassen wurden. Längerfristig war es deshalb unerlässlich, geeignete Maßnahmen im Hinblick auf eine bessere Unterbringung und effektivere Verwaltung der Bibliothek zu ergreifen.

Als neue Heimat für einen großen Teil der provisorisch im Keller gelagerten Bestände schien das ehemalige Refektorium (Speisesaal) der Schule besonders geeignet zu sein. So wurde dieser geräumige Saal — in Ausführung des vom Stadtrat 1985 gefaßten Beschlusses — grundlegend renoviert: Sprossenfenster wurden eingesetzt, ein Parkettboden gelegt, die Wände erhielten wieder ihren ursprünglichen Farbanstrich, und vor allem wurde die schöne Stuckdecke originalgetreu restauriert. Nachdem schließlich auch die neuen Regale aufgestellt waren, ließen sich hier nun mehrere Tausend Bände unterbringen. Außerdem bietet dieser Raum aber auch für Benutzer der Bibliothek jetzt die geeigneten Arbeitsplätze, und nicht zuletzt dient ein Bereich auch als Ausstellungsfläche. So verfügt die Büchersammlung inzwischen also gleich über zwei repräsentative Bibliothekssäle.

In bezug auf die Betreuung der Bibliothek wurden die nach dem Kriegsende 1945 herausgegebenen Drucke, die noch eine häufigere Verwendung zu Unterrichtszwecken fanden, vom Hauptteil der Bestände abgetrennt und blieben auch verwaltungsmäßig der

Schule angegliedert. Die Verwaltung der vor dem Ende des 2. Weltkriegs erschienenen Bücher und Schriften — und damit gleichzeitig auch des weitaus umfangreicheren und bedeutenderen Teils der Bibliothek — wurde 1986 einem hauptamtlichen Bibliothekar übertragen, der bald auch noch Unterstützung durch eine weitere Fachkraft erhielt.

Mit den so getroffenen Maßnahmen, was die Unterbringung, Einrichtung und Verwaltung der Bibliothek angeht, wird die Stadt Rastatt in vorbildlicher Weise der besonderen Verantwortung gerecht, die ihr aus dem Besitz einer Büchersammlung mit so seltenen und wertvollen Beständen erwächst. Dies gilt nicht zuletzt auch im Hinblick auf die Erhaltung und Restaurierung der alten Bände: Bereits 1966 hatte die Stadt einen Buchbinder zur Pflege und Sicherung der historischen Bücher und Schriften eingestellt,³⁵⁾ und 1988 nahm eine weitere Restauratorin ihre Arbeit an der im Gymnasiumsgebäude untergebrachten Buchbinderei auf — denn trotz ihres vergleichsweise guten Erhaltungszustandes hatten die alten Bestände die Zeit natürlich nicht völlig unbeschadet überstanden.

Entsteht nun aber nicht dadurch, daß die historische Bibliothek infolge ihrer Neuordnung für die Wissenschaft und für Außenstehende jetzt besser zugänglich ist, ein gewisser Bruch mit der Tradition dieser Büchersammlung, die doch als eine Schulbibliothek eingerichtet wurde und als solche über eine lange Zeit hinweg gedient hat? Auf den ersten Blick mag dies zwar so scheinen, doch wer mit der Geschichte der Schule und ihrer Bibliothek vertraut ist, weiß, daß die Büchersammlung auch früher schon zu wissenschaftlichen Zwecken genutzt wurde und — wenn auch in eingeschränktem Maße — dem Bürger von draußen offen stand. In der bereits erwähnten Bibliotheksordnung aus dem Jahre 1844 finden wir nämlich auch die folgende Bestimmung: „Jedoch können auch andere, bekannte und achtbare Personen unter gehöriger Bürgerschaft dieselbe (sc. die Bibliothek) benutzen, soweit es ohne Beeinträchtigung der

Lehrer und Schüler geschehen kann.“³⁶⁾ Und was den Gebrauch der Büchersammlung zu wissenschaftlichen Zwecken angeht, so ist darauf hinzuweisen, daß die Lehrer der Schule früher häufig nicht allein ihre pädagogische Aufgabe erfüllten, sondern daneben auch noch auf wissenschaftlichem Gebiet aktiv waren — eine Tätigkeit, die ihren Niederschlag nicht zuletzt in den zahlreichen Beilagen zu den Schuljahresprogrammen fand. Somit wurde die Schule — gerade mit ihrer Bibliothek — gleichzeitig zu einem Ort der Wissenschaft.³⁷⁾

Damit ist freilich die Frage noch nicht beantwortet, inwieweit die (historische) Bibliothek auch heute noch im eigentlichen Sinne — d. h. eben nicht allein von der historisch bedingten Eigenart ihrer Bestände her — Schulbibliothek ist und entsprechend genutzt werden kann. Eine Schulbibliothek ist die Büchersammlung auf jeden Fall insofern, als sie — zumindest in räumlicher Hinsicht — ihre Heimat immer noch im Gymnasium hat. Wer darüber hinaus die Bestände daraufhin überprüft, ob sie unter dem einen oder anderen Aspekt noch aktuell sind, wird vielleicht erstaunt sein, wie gegenwartsnah eine Bibliothek mit so alten Büchern und Schriften auch heute noch sein kann. Eine Anleitung aus dem Jahre 1757 ermöglicht es z. B. dem Sternenfreund, ein durchaus brauchbares astronomisches Fernrohr zu bauen;³⁸⁾ und selbst dort, wo Sachverhalte beschrieben werden, die heute längst nicht mehr zutreffen, werden die Bestände unter Umständen paradoxerweise gerade wegen ihrer mangelnden Aktualität wieder aktuell: ein „überholter“ Katalog der Vögel Badens³⁹⁾ macht uns beispielsweise darauf aufmerksam, daß sich heute in unserer Natur manches nicht mehr so zeigt, wie es wünschenswert wäre. So ist also — die beiden angeführten Beispiele können dies nur andeuten — eine Benutzung der historischen Bibliothek zu schulischen Zwecken auch gegenwärtig noch durchaus möglich und denkbar.

Damit kann und soll die historische Lehrerbibliothek des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums mit ihren Beständen aus 11 Jahrhunderten im Hinblick auf den potentiellen Benutzerkreis auch heute noch (oder wieder) das sein, was sie bereits früher war: eine Bibliothek für Schule, Wissenschaft und Bürger — wenn auch mit einer deutlichen Verlagerung des Schwerpunktes weg vom schulischen mehr hin zum wissenschaftlichen Bereich. Diese unterschiedliche Akzentuierung, was die Benutzung der Bestände betrifft, wird freilich der besonderen Bedeutung dieser Bibliothek keinen Abbruch tun — genauso wenig wie eine weitere Veränderung, die gegenüber der früheren Situation festzustellen ist: nur noch wenige vergleichbare Bibliotheken existieren heute in unserem Lande, während es ehemals doch noch mehr Büchersammlungen von ähnlichem Charakter gab.⁴⁰⁾ Dieser Sachverhalt aber verleiht der historischen Lehrerbibliothek des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums, die sich ohnehin schon durch die besondere Eigenart und Qualität ihrer Bestände auszeichnet, noch zusätzliches Gewicht und weiteren Wert. So besitzt die Stadt Rastatt also in der historischen Büchersammlung des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums ein Kulturgut von hohem Rang, das in der Reihe der bedeutenden Kulturdenkmäler der Stadt einen festen Platz einnimmt.⁴¹⁾

Anmerkungen

¹⁾ Vgl. d. Verzeichnis d. Antiquars B. François v. Febr./März 1989, S. 17 f.

²⁾ Anordnungen d. frz. Militärreg. v. 24. 6. 1945 u. 23. 12. 1947 u. d. entsprechende Ausführungsbestimmung v. 13. 12. 45; Schreiben des Landratsamts an die Bürgermeister und Gemeinderäte des Kreises Rastatt v. 8. 9. 1947. Die Aktenstücke finden sich im Schularchiv d. Ludw.-Wilh.-Gymnasiums von Rastatt (= AdLWG), Nr. 23

³⁾ AdLWG, Nr. 23

⁴⁾ Durch Herrn Wäscher mitgeteilt in einem Gespräch am 7. 9. 88. Der Verfasser dankt H. Wäscher an dieser Stelle nochmals für seine Informationen

⁵⁾ Vgl. Martinus a. S. Brunone, Memorabilia (= handschr. Schulchronik für d. Jahre 1715—1719), S. 36 u. 43, wo jeweils von einer Schenkung für die Bibliothek die Rede ist; vgl. auch d. Bücher mit den Signaturen B 8 oder I 312

⁶⁾ Großh.-Bad. Regierungsblatt. 6 (1808), Nr. 30, S. 262

⁷⁾ Die Bestandsentwicklung läßt sich gut mit Hilfe der handschriftlichen Eintragungen und Besitzervermerken in den Büchern selbst, aber auch anhand der Bibliotheksakten des Schularchivs (AdLWG F. 1—9; IVa; 23 u. a.) nachzeichnen. Zur Geschichte d. Bibl. vgl. außerdem auch: Reinhard Dieterle: Die Bibliothek d. Ludw.-Wilh.-Gymnasiums. In: Fundatio Rastadiensis. Festschrift d. Ludw.-Wilh.-Gymnasiums Rastatt, Rastatt, 1967, S. 41—52. Eine umfassende u. allgemeine Darstellung d. Geschichte der Schule gibt: Carl F. Lederle: Geschichte des Gymnasiums. In: Grossh. Gymnasium Rastatt. Festschrift zur Jahrhundert-Feier 1808—1908. Rastatt, 1908, S. 1—197

⁸⁾ R. Dieterle: Die Bibliothek des Ludw.-Wilh.-Gymnasiums und ihre Kostbarkeiten. In: Humanitas 10 (1968), S. 12

⁹⁾ Zu den Handschriften der Büchersammlung vgl. auch O. Stegmüller: Aus Handschriften der Rastatter Gymnasiumsbibliothek. In: Humanitas. 1808—1958. 150 Jahre Ludw.-Wilh.-Gymnasium Rastatt. Rastatt, 1958, S. 74—82. Außerdem auch: Felix Heinzer: Aus Handschriften und Inkunabeln d. Hist. Lehrerbibl. d. Ludw.-Wilh.-Gymn. Mit e. allg. Einführung v. Hans Heid. Rastatt, 1989 (= Vortragsreihe d. Hist. Lehrerbibl. d. Ludw.-Wilh.-Gymn. in Rastatt; 1)

¹⁰⁾ Beschreibung des Rastatter Stundenbuchs in: O. Stegmüller, a. a. O., S. 79—82. F. Heinzer, a. a. O., S. 46—49

¹¹⁾ Zu diesem Fragment vgl. wieder: O. Stegmüller, a. a. O., S. 74 f. Eine genauere Datierung dieses Fragments sowie auch zweier im folgenden erwähnter Inkunabeln wurde neuerlich dankenswerterweise von Herrn Dr. Felix Heinzer, Leiter der Handschriftenabteilung d. Württ. Landesbibliothek, vorgenommen. Zur Datierung der beiden Inkunabeln vgl. auch R. Dieterle, a. a. O., S. 13. Zum Fragment und den beiden Inkunabeln vgl. auch F. Heinzer, a. a. O., S. 44—46 u. 57—60

¹²⁾ Die Plutarch-Ausgabe trägt die Signatur D 24

¹³⁾ Sign. K 131 = Ink. II, 15

¹⁴⁾ Sign. F 10 = Ink. II, 7

¹⁵⁾ Vgl. Albrecht Dürer. 1471—1971. Katalog der Ausstellung d. Germanischen Nationalmuseums: Nürnberg 21. Mai—1. August 1971. München, 1971, S. 92

¹⁶⁾ Zur Buchkunst der Inkunabelzeit vgl. z. B. auch: K 45, K 59, K 362 u. M 25; für die Zeit nach 1500 vgl. z. B. K 37, L 7, M 131, M 413 oder P 74

¹⁷⁾ K 239

¹⁸⁾ Eine knappe Darstellung der Entwicklung der Buchillustration gibt Elisabeth Geck: Grundzüge der Geschichte der Buchillustration. Darmstadt, 1982

¹⁹⁾ Vgl. A. Andresen: Jost Amman, 1539—1591. Amsterdam, 1973 (Neudruck d. Ausg. Leipzig 1864); Art. Jost Amman. In: Lexikon d. Kunst. Bd. 1. Freiburg, 1987; Art. Virgil Solis. In: R. Darmstaedter: Künstlerlexikon. Herrsching, 1986

²⁰⁾ K 75; vgl. Albrecht Dürer. 1471 bis 1528. Das gesamte graphische Werk, Druckgraphik. Einl. v. Wolfgang Hütt. München, 1970, S. 1428 f.

²¹⁾ Vgl. Hans Baldung Grien. Das graphische Werk. Bearb. v. Matthias Mende. Unterschneidheim, 1978. Abb. XXIII u. XXIV; Kat.Nr. 436

²²⁾ Zu diesem Problem vgl. Peter Schwerdt: Massenentäuerungsverfahren für Bibliotheken und Archive. . . In: Zeitschr. f. Bibliothekswesen und Bibliographie. 36 (1989), S. 3—18

²³⁾ Den ehemaligen Schülern von H. Prof. Bruder, vor allem aber Herrn StD a. D. Norbert Trabold aus Vimbuch, schulde ich Dank für die Bereitschaft, mir über ihren früheren Lehrer zu berichten

²⁴⁾ Erlaß vom 9. 9. 1942 (AdLWG, 4a); vgl. auch d. Anordnung v. 25. 10. 1940 (AdLWG, 14b); ferner d. Schreiben d. bad. Kultusministeriums v. 1. 6. 1933 (AdLWG, 3c)

^{24b)} z. B. K 263b, K 448, K 453, I 833, P 864a/21 u. 22, P 936; vgl. des weiteren auch die Drucke der Fachgruppe „G“

²⁵⁾ Hermann Breunig: Katalog der Lehrerbibliothek des Grossherz. Gymnasiums zu Rastatt. Rastatt, 1898

²⁶⁾ Statuten für die Lyceumsbibliothek zu Rastatt. Genehmigt durch Entschluß d. großherzogl. Oberstudienrathes v. 10ten Juni 1844. II, § 7

²⁷⁾ a. a. O., I, § 3

²⁸⁾ Vgl. Alexander Hollerbach: Die Juridica in der Bibliothek des Rastatter Gymnasiums. In: Humanitas. 1808—1958. . . S. 100 f.

²⁹⁾ Vgl. d. entsprechende aml. Schreiben d. „Großherzoglichen Oberstudienraths“ v. 9. Sept. 1839. Dem Schreiben ist ein detailliertes, hand-

schriftliches Verzeichnis der Bibliothek Winnefelds beigelegt (AdLWG „Winnefeldsche Bibliothek“)

³⁰⁾ Vgl. Alfons Deissler: Hebräische Fracht aus dem Zeitalter des Humanismus in der Lehrerbibliothek des Gymnasiums Rastatt. In: Humanitas. 1808—1958. . . , S. 84

³¹⁾ z. B. Q 4, 7; Q 4, 8; Q 4, 18. Zu den Musikalien der Bibliothek vgl.: Die Musikalien der historischen Lehrerbibliothek des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums in Rastatt. Ausstellungskatalog. Text: H. Heid, D. Schröder u. K. Weiß. Rastatt, 1988

³²⁾ Vgl. C. F. Lederle, a. a. O., S. 76—97. — Solche Kleinschriften finden sich z. B. in Q 1

³³⁾ Vgl. d. Protokoll d. Gemeinderatssitzung v. 4. 11. 1985

³⁴⁾ Vgl. R. Dieterle: D. Bibliothek d. Ludw.-Wilh.-Gymnasiums. In: Fundatio Rastadiensis. . . 1967, S. 49—51

³⁵⁾ Vgl. d. Protokoll d. Stadtratssitzung v. 27. 6. 1966

³⁶⁾ Statuten für die Lyceumsbibliothek. . . 1844. II, § 7

³⁷⁾ Es kann in diesem Zusammenhang auch darauf verwiesen werden, daß Lehrer wie Winnefeld und Zell wegen ihrer besonderen wissenschaftlichen Qualifikation einen Ruf an eine Hochschule erhielten. Vgl. dazu auch Maximilian Letsch: Die wissenschaftliche und literarische Tätigkeit der Professoren des Rastatter Gymnasiums. In: Humanitas. 1808—1958. . . , S. 175

³⁸⁾ N 297, z. B. S. 532—545 m. Abb.

³⁹⁾ L. Fischer: Katalog der Vögel Badens. Karlsruhe, 1897 (Sign: N 585)

⁴⁰⁾ Vgl. R. Dieterle, a. a. O., S. 46. Dieterle nennt als vergleichbare Bibliothek die Büchersammlung des Suso-Gymnasiums in Konstanz. Eine ähnliche Bibliothek besaß früher beispielsweise auch das Berthold-Gymnasium von Freiburg; sie wurde leider ein Opfer des letzten Weltkriegs

⁴¹⁾ Eine knappe Skizze zur Geschichte und Eigenart der Bibliothek geben auch: R. Dieterle, a. a. O., S. 41—52 u. H. Heid: Die historische Lehrerbibliothek des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums. In: Adreßbuch der Stadt Rastatt 1988, S. 9—16.

Wiehnechtsrose

Lueg dört, im Nochbersgarte
blüeht unter Is un Schnee
e wißi Wiehnechtsrose
un möcht dir Meldig ge:

Aß nit im chältschte Winter
d'Gfrischt alles Lebe bannt,
aß all no Liecht un Sunne
die ganzi Welt umspannt.

E Gwißheit, aß nit's Sterbe
's Letscht isch, o Menscheherz,
aß Liecht in jedem Dunkel,
un Liebi au im Schmerz.

Lina Kromer, An Bruder Namenlos,
Alemannische Gedichte, Verlag Rombach,
2. Auflage, 1965. Erste Auflage 1958

Ludwig Finckh: Hohenstoffeln

Senkrecht, jäh und steil droht die Bruchwand hinaus ins Land. Schwer fällt es, von diesem Berg zu sprechen.

Vor 40 Jahren noch drei Gipfel in edler Linie zusammengehalten. Der mächtigste Hegauberg, König und Herr. „Wie eine Musik“, sagt Schultze-Naumburg, „schwingt seine Linie auf und ab. Dies ist das Geheimnis der Hegaulandschaft, die im Hohenstoffeln ihre Krönung findet.“ — und wirklich: *corona imperii hieß er, Krone des Reichs.*

Sitz der Gaugrafen war er, von ihm aus wurde der Gau regiert. Drei Burgen trug er auf seinen drei Gipfeln, die mächtige Hauptburg auf dem Nordgipfel mit hohem Bergfried. 380 m Umfang hatten sie. Der Minnesänger Konrad von Stoffeln stammte von ihr. Zwei Äbte von St. Gallen wurzelten hier. Hier auch bot der junge Balthasar Ferdinand von Hornstein 1633 mit 200 Mann den 8000 Soldaten Bernhards von Weimar unter dem Rheingrafen Otto Ludwig die Stirn. Im Jahr vorher war Konrad Widerholt vom Hohentwiel, der sie berannte, blutig abgewiesen worden. — Dann wurde die Burg gebrochen. Der *Berg* blieb. Den deutschen Vesuv nannte ihn Scheffel.

Das Antlitz der Hegaulandschaft, an sich lieblich besonnt von heiterem Glanz, bespiegelt von weißgeballten Bodenseewolken, hat sich am Hohenstoffeln ins Gewaltige gesteigert. Dies Gesamtbild vom Bodensee gesehen, vom Schienerberg, vom nördlich gelegenen Witthoh, vom Randen oder von der Schweiz, — dies Bild ist unvergeßlich, einmalig und unwiederbringlich. Schon 950 ist die Nordburg gewaltig aufgebaut, Graf Ludwig von Pfullendorf herrscht auf ihr. „Damals waren die Hauptburgen im Hegau die Nellenburg und der Hohenstoffeln“, sagt Gustav Schwab. — Auch Kaiser Friedrich Barbarossa weilte auf dem Berg, da er nach Italien zog. — Es war ein vornehmes Geschlecht, die Stoffler, Deutschordensritter, Malteserritter, Bischöfe und Äbte, sie hatten etwas zu sagen im Reich. — Vorderstoffeln, die Burg der älteren Linie, wurde von Kaiser Sigismund 1417 an Hans Konrad von Bodman verpfändet, von diesem an Kaspar von Klingenberg, an Hans von Homburg. — Die jüngere Linie saß auf der Mittelburg; sie starb mit Jakob von Stoffeln 1579 aus. — Von seinen sieben Töchtern nahm eine, Maria Kleophar, Balthasar von Hornstein zum Gemahl, aus einem schwäbischen Geschlecht vom Laucherttal; er übernahm die Mittel- und Hinterburg. Vorderstoffeln gehörte Bilgri von Reischach. 1623 kaufte Balthasars Sohn, Hans Eberhard von Hornstein, auch Vorderstoffeln. So wurde, als er im nächsten Jahr starb, sein elfjähriger Sohn, *Balthasar Ferdinand von Hornstein*, Besitzer aller drei Burgen — und der heldenhafte Verteidiger des Hohenstoffeln im Dreißigjährigen Krieg.

Unserem Jahrhundert blieb es vorbehalten, ein unrühmliches Beispiel aufzustellen: ein Basaltsteinbruch zerschlug den Nordgipfel. Was Jahrmillionen nicht vermocht hatten, den deutschen Ahnenberg zu verschrotten, das nahm unsere Zeit sich vor. Und nun steigen wir hinauf. In zwei Stufen griff das Basaltwerk Mühlhausen den Berg an; riesenhaft die Wände, riesenhaft die Blöcke, riesenhaft das Leid. — Vom Sennhof führt ein Fußpfad hinauf. Basaltklötze im Wald, Mauerstücke, Überbleibsel gesprengter Ruinen, — überblüht im Frühjahr von Türkenbund. Vorderstoffeln steht noch, mit Mauern aus dem Frühmittelalter, — der Sattel von Mittelstoffeln steht noch, — der große Raum von Hinterstoffeln ist verschwunden. — Und doch: ein

Fernblick ins weite Land vor dem Bodensee von unauslöschlicher Pracht! Jäh stürzt die schroffe Wand in die Tiefe. Darunter das Binninger Ried, die Dörfer der Nähe, Weiterdingen, die Stadt Singen, der Bruderberg Hohentwiel, der Bruderberg Hohenhewen, Hohenkrähen. Der Mägdeberg, der See, der Schwarzwald. Rundum die Randendörfer vor Schaffhausen — und im Süden der Firnschnee der Alpen!

Was hat dieser Berg nicht schon erlebt! 846 m hoch, oft sein Haupt in Wolken bergend, in die Täler schauend, wo zu seinen Füßen jene Eiszeitmenschen gingen, später Kelten, Römer, Alemannen, Franken, Thron der „Herren zu den drei Stoffeln“ hochberühmt, bis zu jenem Manne, der um seiner Tapferkeit willen vom Kaiser zum Reichsfreiherrn, Pfalzgrafen und „Panzerherrn des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation“ ernannt worden, Balthasar Ferdinand von Hornstein.

Und nun ein Blick in die Tiefe. Das Steinbruchwerk mit Schienen und Eisenloren, mit eisernen Masten durch die Hegauflur, mit Schotter auf die Straßen ist nach bitterem Kampf wie ein böser Spuk verschwunden, — mit neuem Grün sucht die Natur die Bergwunden zu heilen! Unbegreiflich, daß der Mensch es unternahm, wahllos in das göttliche Walten einzugreifen.—

Erst ein kleines Häuflein, danach Hunderte, Tausende, das Volk in allen seinen Schichten stand dagegen auf. Und es geschah, was niemand für möglich gehalten: am 26. Juni 1935 erwuchs aus diesen Kämpfen das *Reichsnaturschutzgesetz*: die beiden Gipfel des Hohenstoffeln, schwer verstümmelt, und in der Folge der gesamte Berg wurden als Naturschutzgebiet ins Reichsnaturschutzbuch eingetragen; am 31. Dezember 1939 der Bruch stillgelegt! Es war von *grundsätzlicher* Bedeutung: eine Entscheidung für die *gesamte* deutsche Landschaft, für die deutsche Kultur. „Die Seele der Landschaft muß in ihrer Unberührtheit erhalten werden; denn aus ihr schöpft der Mensch immer neue Kraft, Erquickung und Jugend.“ — Der Gedanke des Natur- und Heimatschutzes hatte gesiegt. Das Badische Naturschutzgesetz von 1952 hat diesen Schutz bestätigt.

Die Ruinen auf dem Südgipfel des Hohenstoffeln aus Merowingerzeit haben sich erhalten. Man hat Spinnwirtel und einen bronzenen Armring auf dem Berg gefunden; ein vorgeschichtlich besiedelter Burgberg von strahlender Bedeutung war zerstückelt worden. Jetzt war das Gefühl dafür erwacht, daß es Dinge gibt, die von Adligen und Volk heilig zu halten sind, denn sie gehören dem gesamten Volk. Erhaltene Landschaft ist höchster Gefühls- und Wirtschaftswert.

50 Jahre — Hohenstoffeln unter Naturschutz*

Wolfgang Martin, Villingen

Am 6. Januar 1939 — vor 50 Jahren — hatte Hermann Göring, als Reichsforstmeister oberster Naturschützer des Reiches, verfügt, daß der Hohenstoffeln unter Einstellung des Basaltabbaues voll und ganz unter Naturschutz gestellt und beschleunigt in das Rechtsnaturschutzbuch eingetragen wird. Eine große Zahl von Glückwünschen erreichte Ludwig Finckh, der 26 Jahre lang den Kampf um die Erhaltung des Berges, den „König in des Herrgotts Kegelspiel“ geführt hatte. Der damals 8-jährige Schüler Wolfgang Martin schrieb: „Meine Mutti hat mir geschrieben, daß der Hohenstoffeln gerettet ist. Du hast am meisten geholfen, und darum will ich dir gratulieren. Stofflio!“

Ich will Ihnen heute einiges aus der Geschichte dieses Kampfes berichten und zwar in Form persönlicher Erinnerungen, denn die letzten Jahre des Hohenstoffelnkampfes waren meine prägenden Jugenderlebnisse. Wie oft bin ich damals eingeschlafen, während im Zimmer nebenan die Schreibmaschine klappte, an der meine Eltern an Schriftsätzen zur Hohenstoffelnsache arbeiteten. Erhalten geblieben ist mir ein Bündel Akten meines Vaters, die „Kernakten“ zur Hohenstoffelnsache, wie er sie nannte, und sein Schriftwechsel mit Ludwig Finckh seit 1939 — alles andere, mein Vater bezifferte sein Hohenstoffelnarchiv auf 14 Leitzordner, ist bei Kriegsende zugrundegegangen.

Ludwig Finckh hat in verschiedenen Büchern über seinen Einsatz für den Hohenstoffeln geschrieben, so in „Himmel und Erde“, in „Des Herrgotts Kegelspiel“. Der „Goldmacher“ ist der Roman des Naturschutzes genannt worden. Aber so manches, was sich im Hintergrund des Kampfes um die Erhaltung des Berges abgespielt hatte, konnte und woll-

te Ludwig Finckh weder vor noch nach 1945 preisgeben. Sein Hohenstoffelnarchiv ist sicherheitshalber noch vor dem Krieg aus Baden herausgebracht worden und uns bis heute nicht zugänglich — ein heißes Eisen, 50 Jahre nach Beendigung des Kampfes!

Wie hatte es begonnen? Im Frühjahr des Jahres 1912 war der Maler Adolf Hildenbrand, der im Hegau malte, zu Ludwig Finckh gekommen: da werde bei Mühlhausen eine Drahtseilbahn gebaut, zum Hohenstoffeln hinauf, der abgebrochen werden solle, Basaltschotter für den Straßenbau. AHI — das Kürzel, mit dem der Maler seine Bilder signierte — war Professor an der Kunstgewerbeschule in Pforzheim, bis er im 3. Reich seine Stellung verlor. Ludwig Finckh nannte ihn „den 1. Stoffler“. Stoffler, das waren alle, die sich im Kampf um die Erhaltung des Hohenstoffeln um den Dichter scharten und aktiv mitarbeiteten, den Berg vor dem Abbruch zu bewahren.

Ich erinnere mich an einen Besuch bei Hildenbrands in Pforzheim und an ein Schattenspiel „Dr. Faustus“, das die Malerfamilie aufführte. „Perlicke — Perlocke“, die Zauberworte, mit denen Fausts Zauberlehrling die dienstbaren Geister erstehen und verschwinden ließ, wurden bei uns zur ständigen Redensart. Mein Vater war mit AHI seit ihrer gemeinsamen Zeit in einer Karlsruher Künstlerzunft verbunden. AHI schnitt den Stempel „Stofflio“ und schuf die Vignette, die den Briefkopf des Stoffler-Briefpapiers kennzeichnete.

AKI war Alfons Kirchenmaier, Kaufmann, ebenfalls aus Pforzheim, ebenfalls einer der aktiven Mitstreiter. Ihm ist es zu danken, daß die im Krieg zerstörte Pforzheimer Schloßkirche beim modernen Wiederaufbau der

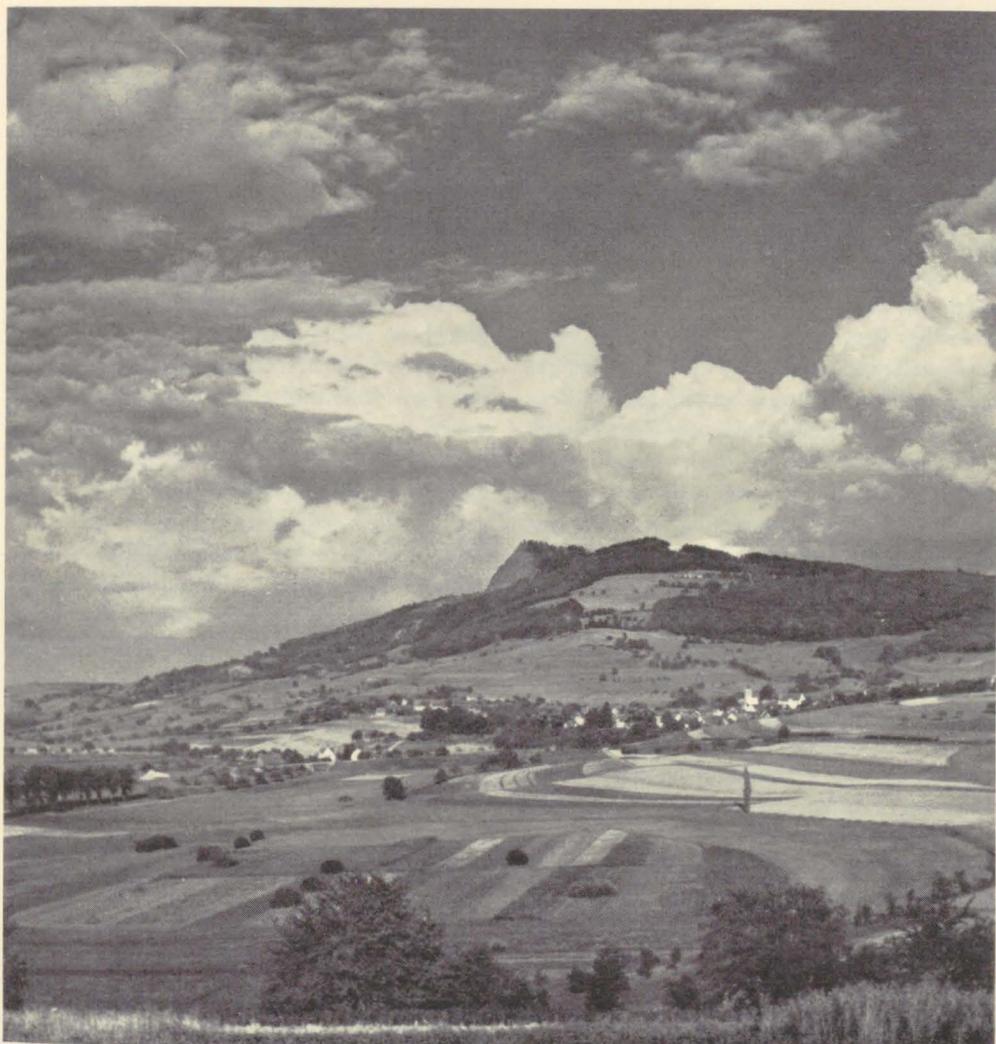
Stadt als historisches Denkmal erhalten blieb. Auch an einen Besuch im Haus der Familie Kirchenmaier erinnere ich mich, an einen sonnendurchfluteten Morgen, an dem ich in einem Alkoven im ganz aus Holz gebauten AKI-Haus erwachte.

Vor allem aber waren viele Stoffler bei uns zu Gast. Wir wohnten in Karlsruhe, und wer in der Stoffelsache an zuständiger Stelle vorsehen wollte, das waren die Ministerien und Parteidienststellen der Landeshauptstadt, der war vorher und nachher bei uns in der Renckstraße — vorher, um das Vorgehen abzusprechen, und nachher, um das Ergebnis zu berichten. Übrigens gingen die Stoffler immer mindestens zu zweit, damit Zeugen für die Aussagen vorhanden waren. Darüber wurden sofort Gesprächsprotokolle gefertigt.

Wie ist die Konfrontation zwischen den Stoffelschützern und den Regierungsstellen zu erklären? Eigentlich sehr einfach: die Basaltgesellschaft, die den Abbau betrieb, hatte sich immer die Zustimmung und das Wohlwollen der jeweils Herrschenden zu gewinnen, sprich: zu kaufen gewußt, zuerst die der großherzoglich-badischen Regierung, später diejenige einer liberalen Wirtschaftsführung in der Weimarer Regierungsperiode, schließlich die der braunen Machthaber in Karlsruhe. Die letzten Jahre des Kampfes um den Hohenstoffeln waren aus politischen Gründen besonders gefährlich. Das lag an den Zuständigkeiten im Naturschutz. Seit 1904 gab es den „Bund deutscher Heimatschutz“. Auf dem von ihm durchgeführten deutschen Naturschutztag wurde 1926 der Hohenstoffeln als „Naturdenkmal“ erklärt, aber das hatte keinerlei Konsequenzen, denn es gab keine allgemeinen gesetzlichen Normen, es gab kein Naturschutzgesetz! Seit 1906 arbeitete in Berlin eine „Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen“, und in den anderen Reichsländern in der Folge gleichartige Institutionen. Diese konnten durch Rechtsverordnung Schutzgebiete ausweisen. So hat z. B. die württembergische Landesstelle für Naturschutz den Hohentwiel bereits im Jahre

1923 als Banngebiet erklärt, d. h. als Landschaftsraum, in dem alle menschlichen Eingriffe abgewehrt werden, also die ganze Landschaft samt Tier- und Pflanzenwelt unter Schutz steht. In Baden war eine derartige Schutzverordnung für den Hohenstoffeln nicht zu erreichen. Zu eng waren die wirtschaftlichen und politischen Interessen insbesondere nach 1933 miteinander verquickt.

Um die Ungleichheit zu beseitigen, die sich in den unterschiedlichen Rechtsauffassungen dokumentiert — hier Schutz des Hohentwiel, dort Abbruch des Hohenstoffeln — mußte eine reichseinheitliche Regelung geschaffen werden, ein Reichsnaturschutzgesetz, „lex Hohenstoffeln“ nannte es Ludwig Finckh. Der Berg wurde zum Symbol der Naturschutzbemühungen in unserem Jahrhundert. In der Auseinandersetzung standen sich, und das wurde schon damals genauso scharf gesehen, zwei Grundprinzipien gegenüber: auf der einen Seite die rein materiellen Interessen des Basaltabbaus, seiner wirtschaftlichen und arbeitsmarktpolitischen Bedeutung, und andererseits die geistig-ideellen Werte der Landschaftserhaltung, die erdgeschichtliche und kulturhistorische Entwicklung einer das Lebensgefühl der Menschen prägenden unverwechselbaren Landschaftseinheit und ihrer Bewahrung für die Zukunft. Ich will diese beiden Standpunkte noch etwas näher beleuchten: Ich muß noch sehr jung gewesen sein, denn ich kann mich an folgendes Erlebnis nicht mehr erinnern, ich weiß es nur aus der Erzählung meiner Mutter. Wir waren zu Besuch bei den Großeltern in Düsseldorf. Bei einem Spaziergang am Rheinufer rief ich: „Guck mal, die ganze Ufermauer ist aus Basalt gebaut!“ Die anderen Spaziergänger, vom Niederrhein stammend, haben sich sehr über diese geologischen Kenntnisse eines 4 oder 5 Jahren alten Knirpses gewundert — frühe Kindheitsprägung! (Die Düsseldorfer Rheinufermauer stammt nicht vom Hohenstoffeln, sondern ist aus Basalt aus der Eifel gemauert, der ebenso wie der Hegauer in regelmäßigen 4- bis 6-eckigen Säulen ansteht).



Hohenstoffeln in den 60er Jahren (Aus: Ludwig Finckh, Himmel und Erde, 1961)

Der Basalt ergibt gebrochen einen hervorragenden Hartsplitt, der als Schotter im Straßen- und Bahnbau Verwendung finden kann. Insbesondere nach 1933, nach den Wirtschaftskrisen und der Massenarbeitslosigkeit der Zeit davor, hatte unter dem Motto „Arbeit und Brot für alle“ vor allem ein verstärkter Straßenbau eingesetzt, gewissermaßen eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme.

Das 3. Reich setzte auf das Automobil, und das bedingte einen entsprechenden Straßenausbau. Reichsminister Todt, aus Pforzheim stammend, war dafür zuständig. So wird es nicht verwundern, daß als Gegenargument im Kampf um die Erhaltung des Hohenstoffeln auch die Sicherung der Arbeitsplätze für die rund 60 Arbeiter im Steinbruch eine Rolle spielte. Als Beleg zitiere ich den Zeitungsbe-

richt über den Besuch des Gauleiters Robert Wagner auf dem Hohenstoffeln.

„Der Hohenstoffeln hatte am vergangenen Samstag (27. Januar 1934) einen ganz unerwarteten Besuch erhalten. Reichsstatthalter Wagner kam am Samstagmorgen gegen 11 Uhr von Konstanz her nach Weiterdingen. Im Rathaussaale fand eine kurze Begrüßung statt. Nachdem Bürgermeister und Gemeinderat von Weiterdingen dem Herrn Reichsstatthalter vorgestellt waren, wurde die Fahrt mit dem Kraftwagen bis zum Sennhof fortgesetzt, und von da ging es zu Fuß auf den Berg zur Besichtigung. Allerdings war das Wetter nicht besonders günstig. Es herrschte ein so dichter Nebel, daß man kaum die ganzen Anlagen für die Basaltgewinnung sehen konnte, und besonders bedauerlich war es, daß der Herr Reichsstatthalter nicht den herrlichen Rundblick über den ganzen Hegau, nach der Schweiz und nach dem Bodensee genießen konnte. Auf der zweiten Abbauterrasse hatte sich die Belegschaft versammelt, und Reichsstatthalter Wagner hielt eine Ansprache, in der er betonte, es sei seine Pflicht, die Arbeitsstätte am Hohenstoffeln, über die in den vergangenen Tagen so viel geredet und gekämpft worden sei, zu besichtigen. Die badi-sche Staatsregierung und die Reichsregierung werden sich alle Mühe geben, die Arbeitsstätte für die Arbeiter zu erhalten, weil es ihre erste Aufgabe sei, Arbeit zu schaffen und die Menschen in Arbeit zu erhalten. Der Betriebszellenobmann dankte im Namen der Arbeiterschaft dem Herrn Reichsstatthalter für die Bemühungen um die Erhaltung der Arbeitsstätte, und daraufhin wurde von Herrn Direktor Krüger der weitere Abbau des Berges erklärt. Der Redner hob besonders hervor, daß die bisherige gefahrvolle Abbauweise

in den letzten 10 Jahren 10 Todesopfer

an wertvollen Arbeitskräften gefordert habe. Dem Herrn Reichsstatthalter wurden dann noch verschiedene Aufnahmen vom Berg ge-

zeigt, da der Nebel eine volle Besichtigung unmöglich gemacht hatte, und darauf wurde die Abfahrt angetreten“.

(Abschrift aus „Hegauer Erzähler“ v. Montag d. 29. Januar 1934, Nr. 23)

Nach Einstellung des Bruchbetriebes konnten aber alle Arbeiter anderweitig beschäftigt werden, keiner wurde arbeitslos!

Wie sehr dieses Argument manipuliert wurde, zeigt folgende Begebenheit, die Ludwig Finckh im „Goldmacher“ schildert:

„... mir wurde Besuch gemeldet: drei Arbeiter vom Hohenstoffeln. ‚Was wollt ihr von mir?‘ fragte ich etwas barsch; denn ich wußte nicht, in wessen Auftrag sie zu mir kamen. Sie legten ein Stück schwarzen Basalt auf meinen Tisch, eine faustgroße Bombe.

‚Wir bringen Ihnen einen Briefbeschwerer‘, nahm einer das Wort. ‚Und wir möchten Ihnen nur sagen: wir wollten Sie nicht verklagen. Aber man sagte uns, wir hätten die Wahl, zu unterschreiben oder unser Bündel zu schnüren. Man könne am Werk nicht Leute brauchen, die es mit Ihnen halten. — Da unterschrieben wir. Wir wären sonst auf die Straße geflogen‘.

‚Das hab ich mir gedacht‘, sagte ich; und legte dem Mann die Hand auf die Schulter. ‚Ihr habt nichts gegen mich, — ihr wißt, wir wollen den Berg nur schützen, — nicht euch ums Brot bringen. Ich hätte euch wieder untergebracht. Ich habe Freunde, die euch beschäftigt hätten“. — (Seite 182)

Auf der anderen Seite war es allen Zeitungen in Baden verboten, Darstellungen von der Seite der Stoffler zu veröffentlichen:

„Das Verbot, etwas über den Hohenstoffeln zu veröffentlichen, ist laut Mitteilung des Hauptschriftleiters der Singener ‚Oberländer Zeitung‘ Anfang Oktober 1934 von der Geheimen Staatspolizei neu eingeschärft worden“.

(Entnommen aus dem Briefe Dr. Finckh's an Adolf Stoll vom 8. Oktober 1934)

Ein geradezu naiv — bösesartiges Dokument ist der Brief des Reichsstatthalters Robert Wagner an Ludwig Finckh vom 1. Dezember

1934, der in fast peinlicher Weise die geistige Potenz dieses obersten Parteiführers in Baden bloßlegt:

Ich zitiere den letzten Abschnitt dieses Briefes:

„Ich kann es Ihnen auch nicht verschweigen, daß Sie mir und der Landesregierung durch Ihre Propaganda in der Frage des Hohenstoffeln recht viele unnötige Arbeit gemacht haben. Ich habe aber gar keine Lust, meine Arbeitskraft und meine Zeit an so überflüssige Dinge zu verschwenden. Das muß ich Ihnen einmal in aller Deutlichkeit sagen und Ihnen empfehlen, sich nunmehr in der Frage des Hohenstoffeln die erforderliche Zurückhaltung aufzuerlegen. Die Sorge um das Landschaftsbild des Hegaus bewegt Reichsstatthalter und Landesregierung mindestens genau so wie die Naturschutzkreise, die uns bisher zu unseren tatsächlichen Sorgen um den Hohenstoffeln noch mit überflüssigen Sorgen belastet haben.

Heil Hitler!

gez. Robert Wagner.“

Drei Burgen trug der Berg, alle wurden sie im 30-jährigen Krieg zerstört, geringe Reste blieben erhalten, am meisten noch Vorderstoffeln auf dem Südgipfel, wenig von Mittelstoffeln im Sattel zwischen beiden Gipfeln. Hinterstoffeln ist mit dem Nordgipfel verschwunden. Einst waren es stolze Burgen, auf denen Kaiser Barbarossa zu Gast gewesen sein soll, vergangen wie viele andere auch. Viel schlimmer jedoch die Wunde, die der Steinbruch in den Berg schlug. Narbe mag man sie heute nach 50 Jahren nennen. Aber was wurde durch den Bruch verändert? — das Bild der Landschaft, die Silhouette des Berges, eine dunkle Bruchwand, die weit ins Land hinaus wirkte.

Die Anlage von Steinbrüchen, die Ausbeutung wichtiger Rohstoffe für unser Wirtschaftsleben, erfolgt heute landschaftsschonender: eine Kulisse bleibt erhalten, der Abbau geht in die Tiefe. Alte, schon lange be-

triebene Brüche zeigen oft die landschaftsschädigende Abbauweise — ich denke an die Porphyrbüche nördlich von Heidelberg oder die Kalkbrüche der Portlandzementwerke bei Schelklingen im Donautal. Gegenbeispiele landschaftsschonender Anlage von Brüchen sind zum Beispiel der Plettenberg bei Dotternhausen/Schömburg oder der Abbau von Kalk für das Zementwerk von Geisingen im Donautal. Gewiß, vollkommen zufrieden kann man als Naturschützer auch bei diesen beiden Betrieben nicht sein. In Dotternhausen zieht eine kilometer lange Drahtseilbahn vom Bruch zum Werk; der Materialtransport läuft in Geisingen unterirdisch, aber die klotzigen Werkanlagen des Brennofens und der Silos, vor allem in Geisingen, wirken als brutale Landschaftverschändelung. „Schönheit der Technik!?!?“

Am Hohenstoffeln kam alles zusammen: die offene Bruchwand, die lange Förderbahn und die Brecher- und Verladeanlagen in freier Landschaft. Und: der freistehende Stoffeln mit seinen zwei Gipfeln, ein Symbol der Hegaulandschaft! Der Verlust seiner charakteristischen Gestalt im Kranz der ihn umgebenden Berge, das wäre ein Landschaftsschaden erster Ordnung geworden. Der ideelle Wert dessen, was wir als Naturschönheit empfinden, heute in seiner Bedeutung für die seelische Gesundheit des Menschen anerkannt, das war es, wofür sich die Stoffler einsetzten, kompromißlos und uneigennützig, und wofür sie oft unter hohen persönlichen Opfern eintraten.

Wie wurde dieser Kampf nun zu Ende geführt?

Ich will dazu einige Belege anführen und Begebenheiten berichten, die mit Sicherheit noch nie in der Öffentlichkeit bekannt geworden sind. Zum Beispiel, wie es einem Stoffler erging, der als Schriftsteller mit feinen Landschaftsschilderungen seine Kompetenz erwiesen hatte. Ihm schrieb der Minister des Kultus, des Unterrichts und der Justiz in Baden am 14. November 1933:

„Betreff: Die Betätigung Unberufener im kulturellen Aufbau.

Von verschiedenen Seiten wird mir gemeldet, daß Sie in Baden in die Arbeitsgebiete und die Organisation der Vereinigungen, die sich mit der Pflege des Volkstums, der Volkskunde, des Natur- und Heimatschutzes und ähnlicher kultureller Aufgaben befassen, einzugreifen versucht haben, und daß Sie sich für diese Vereinigungen ein Aufsichtsrecht sowie die Befugnis angeblicher Gleichschaltung angemacht haben.

Mir ist bisher amtlich nichts davon bekannt geworden, daß Sie von irgendeiner befugten Stelle der Regierung oder der NSDAP mit derartigen Aufgaben und derartigen Befugnissen betraut worden sind.

Ich bin auch nicht in der Lage, Sie zur Bearbeitung dieser Gebiete für befähigt und geeignet zu halten, da mir Ihre Persönlichkeit unbekannt ist. Unter diesen Umständen kann ich Ihre Tätigkeit nicht nur nicht anerkennen und billigen, sondern untersage Ihnen für die Zukunft jegliche Einmischung in die oben gekennzeichneten Gebiete, die ich selbst oder durch von mir oder im Benehmen mit mir Beauftragte bearbeite. Einen neuerlichen Versuch von Ihnen, in der bisher geübten Weise Ihre Tätigkeit fortzusetzen, werde ich als einen Versuch der Sabotage an der Tätigkeit der Regierung ansehen und werde daher unverzüglich gegen Sie einschreiten.

Heil Hitler!

gez. Dr. Wacker.“

14 Tage vor diesem Briefdatum war der Herr Minister auf einer Landschaftstagung mit dem Schriftsteller zusammengetroffen, aber „amtlich“ war ihm seine Persönlichkeit unbekannt!!!

Und nun ein Dokument von höchster Brisanz, wie ich meine, ein Brief meines Vaters an Ludwig Finckh vom 20. Oktober 1934.

Ich zitiere mit geringen unwesentlichen Auslassungen:

„Dieser Brief ist nur für Dich allein. Du darfst ihn nicht zu den Stoffelnakten legen, Du

darfst ihn niemandem, auch nicht dem engsten Kreise der Stoffelnkämpfer, bekannt geben, keine Sekretärin darf ihn sehen und abschreiben.

Ich übermittle Dir im Auftrage eines Freundes, der ein Reichsamt innehat, den ich aber hier nicht nennen darf, folgendes:

In unserem bisherigen Kampfe für den Hohenstoffeln hatten wir trotz aller Sympathieversicherungen hoher Stellen noch keinen Erfolg. Der Grund ist: es gibt einen ‚Querriegel‘, den wir mit unserer seitherigen Kampfesweise nicht durchstoßen konnten. Wir werden ihn jetzt umgehen.

Um das zu bewerkstelligen, wird Dir in diesem Briefe eine Anschrift mitgeteilt, die im allerhöchsten Auftrage Fälle von Verfälschung, von Schiebung und Korruption an ein geheimes Amt weiterleitet.

Mein Freund wurde von maßgebender Seite zur Hilfestellung für den Hohenstoffeln ermächtigt, und zu diesem Zwecke gibt er uns diesen Weg mit Anschrift bekannt. Du wirst verstehen, daß höchstpolitischer Gründe und Absichten wegen ein solches geheimes Amt getarnt sein muß und nur unbedingt vertrauenswürdigen Männern zur Kenntnis gelangt. Du selbst bist als ein ‚ehrlicher und zuverlässiger Charakter‘ geschätzt, und Dein Kampf für den Hohenstoffeln wird als ‚gerecht und notwendig‘ gewürdigt.

Deine Aufgabe ist nun: in lapidarster, sachlicher Kürze Darstellung des Kampfes um den Hohenstoffeln (dies als Gerüst); Hauptsache: bei schonungsloser Nennung aller Namen, Regierungsstellen usw. klare Hervorhebung alles dessen, was bei dem Vernichtungswerk als Fälschung, als Schiebung und Korruption angesehen werden kann. Diesen Geheimbericht sollst Du ‚eingeschrieben‘ schicken an Herrn, . . .,

Diese Anschrift darf von uns niemals mündlich oder schriftlich anderen weiter bekannt gegeben werden; ebensowenig mein Brief und Dein Bericht; einen Durchschlag Deines Berichtes halte ebenso geheim und sicher aufbewahrt zusamt diesem Briefe. Ferner: nie-

mals dürfen wir merken lassen, daß wir von einem solchen politischen Geheimamt etwas wissen, vor allem auch dann nicht, wenn andere davon sprechen sollten. Ich soll Dir dies ausdrücklich mitteilen. Bitte schreibe mir postwendend, ob dieser Brief unversehrt und unverzögert in Deine Hände gelangt ist!“

Dieser Text zeigt, wie auch innerhalb des Parteiensystems Überwachung, Bespitzelung und Mißtrauen herrschte, und es war höchst gefährlich, davon überhaupt zu wissen oder gar sich der einen oder anderen Gruppierung zu bedienen.

Im Hohenstoffelnkampf war dies aber nötig. Zuständigkeithalber wurden nämlich alle an die obersten Reichsstellen in Berlin gerichteten Eingaben nach Karlsruhe zurücküberwiesen. Folglich mußte man versuchen, auf der anderen Schiene durchzukommen.

Zunächst war aber auch diesen Bemühungen kein durchschlagender Erfolg beschieden. Todt lehnte es zwar ab, Basaltschotter vom Hohenstoffeln für seine Bauten zu verwenden, aber die Schweiz war Abnehmer, und das brachte Devisen!

In jener Zeit hatten wir in Karlsruhe einen merkwürdigen Besuch: ein uns Unbekannter kam mit einer Empfehlung eines Freundes meines Vaters, er habe einige Zeit dienstlich in Karlsruhe zu tun und bäte, bei uns wohnen zu dürfen. Wir hatten nicht viel Platz, aber ein bäuerlich eingerichtetes Mansardenzimmer genügte ihm. Tagsüber war er zumeist unterwegs. Nach 14 Tagen sagte er, seine Aufgabe sei nun erledigt, und er zeigte meinem Vater eine Sicherheitsbescheinigung, mit der er ihn vor einer drohenden Verhaftung hätte schützen sollen. Auch Ludwig Finckh war mehrmals bedroht. Dies geht aus folgendem Dokument hervor:

„Verfügung im Sinne eines Testaments unseres Führers im Kampf für die Erhaltung des Hohenstoffeln, des Dr. Ludwig Finckh, vom 20. April 1934.

Sollte Dr. Ludwig Finckh nicht mehr da sein oder außer Gefecht gesetzt werden, so darf der Kampf um den Stoffeln nicht aufhören!

Der Kampf geht weiter. Dann sollen die in der Unterzeichnerliste zusammengefaßte Kampfgemeinschaft anrufen, und sie soll zusammen mit den in der Anrufliste Aufgeführten bis zum Siege fechten.

Sollte einer gemäßregelt werden, so treten alle für ihn ein und bitten um Strafe.

Stofflio!

Gaienhofen — Karlsruhe, 20. April 1934

(Folgen Unterschriften)“

Der Durchbruch in der Hohenstoffelnsache gelang 1937. Der Landesverein „Badische Heimat“ tagte in Baden-Baden. Reichsminister Dr. Todt hielt im Kurhaus einen Lichtbildervortrag über modernen Straßenbau.

Ich erinnere mich noch genau, daß ich mit meiner Mutter im Kurpark spazieren ging, während Ludwig Finckh und mein Vater zusammen mit einigen anderen Stofflern Todt im Anschluß an seinen Vortrag ein Konvolut Hohenstoffelnakten übergab, die wichtigsten Eingaben und Stellungnahmen, aus denen der Zustand des Berges und die ganzen Vorgänge, wie es dahin gekommen war, hervorging. Todt schrieb einige Zeit später, er habe die Sachlage geprüft, er könne alles bestätigen. Er habe sich durch eigenen Augenschein vom Stand des Abbaues überzeugt (er hatte mit seinem Flugzeug den Berg überflogen und Aufnahmen gemacht). Mit diesem Beweismaterial ausgerüstet, hatte er eine Aussprache mit Hermann Göring, die sehr heftig geführt worden sein soll, wie Augenzeugen berichteten. Und dies führte letztlich zur vollständigen Unterschutzstellung des Hohenstoffeln. Fritz Todt hat sein mannhafes regimekritisches Auftreten im Jahre 1942 mit dem Leben bezahlt.

Ich habe versucht, in möglichster Kürze den Kampf um die Bewahrung des Hohenstoffeln vor dem Abbruch in wesentlichen Zügen zu schildern, so, wie ich mich daran erinnern und mit Belegen erläutern konnte.

Ich will zum Ende noch einen Gedanken äußern über die Bedeutung dieses Kampfes von wenigen mutigen Menschen für die Erhaltung ihrer Heimatlandschaft. Er ist Vorbild geworden für den Einsatz vieler Menschen gegen die Verbauung des Wollmatinger Riedes, einem Naturschutzgebiet mit Europa-Diplom, gegen den Ausbau des Hochrheins zur Großschiffahrtsstraße, gegen den vollständigen Abbau des Dettinger Hörnles zur Zementgewinnung, gegen den Aufstau und die Ableitung der Wutach zur Stromerzeugung, in allen Beispielen für die Erhaltung einer Natur- und Kulturlandschaft, in der noch

viele Generationen Nutzen und Schönheit ihrer Heimat erleben werden. Ein dankbares Gedenken gebührt allen, die sich dafür einsetzten, ein unschätzbar wertvolles Erbe zu bewahren.

Anmerkung

* Vortrag, gehalten von Wolfgang Martin, dem Vorsitzenden des Ludwig — Finckh — Freundeskreises, am 9. April 1989 in einer literarisch — musikalischen Matinée in Gaienhofen aus Anlaß des 25. Todestages des Dichters Dr. Ludwig Finckh.

Ludwig Finckh zum Gedächtnis*

Karl Götz, Stuttgart

Ludwig Finckh wurde am 21. März 1876 als Sohn des Inhabers der Hirschapotheke, als Enkel des Stadtschultheißen Grathwohl, als Nachzügler einer stattlichen Geschwisterreihe geboren. Das Studium der Rechtswissenschaft vertauschte er kurz vor dem Abschluß mit dem der Medizin. Er war nur kurze Zeit als Arzt tätig. 1905 schrieb er in einer Dachkammer in Frankfurt in zehn Tagen und Nächten seine Geschichte vom „Rosendoktor“. Sie eroberte sich mit ihrem poetischen Glanz, mit ihrer heimeligen Innigkeit, mit ihrer Wehmut und Reinheit die Herzen der Leser im Sturm. Schon mit dem 1899 erschienenen Gedichtband „Fraue du“ hatte er sich als ein rechter Frauenlob im Sinne altdeutschen Minnesangs erwiesen. Von dem 1906 erschienenen Gedichtband „Rosen“ wurden rasch mehrere Auflagen verkauft. Otto Julius Bierbaum lobte seinerzeit „die Ursprünglichkeit, Echtheit, Innigkeit und Lauterkeit“ dieser Gedichte. Ludwig Finckh zog nach dem Erfolg des „Rosendoktors“ zu seinem Freund Hermann Hesse nach Gaienhofen auf der Halbinsel Höri im Bodensee. 1909 erschien der Roman „Rapunzel“, von dem man meint, es sei geradewegs vom Herzen des Volks weggeschrieben. Die deutsche Dichtergedächtnisstiftung in Hamburg brachte von diesem Buch allein über 100 000 Exemplare unter die Leute. 1911 kam die köstliche Geschichte von der „Reise nach Tripstrill“ und 1914 erschien „Der Bodenseher“. Es folgten „Die Jakobsleiter“ (1920), „Der Vogel Rock“ (1923), „Bricklebritt“ (1926). 1926 erschienen zu seinem 50. Geburtstag „Gesammelte Werke“ in 7 Bänden. Im gleichen Jahr kam auch das von Martin Lang herausgegebene „Ludwig Finckh-

Buch“. In dem Vorwort dieses Buches schrieb Martin Lang, Finckhs Bücher seien männlich und kindlich, seine Sprache sei mundwarm, ausgeschlafen und frohmütig.

Es kam nun Buch auf Buch, es wurden über drei Dutzend. 1929 erschien der Roman, „Urlaub von Gott“, 1931 der Keplerroman „Stern und Schicksal“, 1932 der Roman über Robert Mayers Leben und Werk „Der göttliche Ruf“, 1936 das Buch über den deutschamerikanischen Dichter aus der Pfalz, den Achtundvierziger Konrad Krez „Ein starkes Leben“, und 1938 der Roman „Die Kaiserin, der König und ihr Offizier“, das abenteuerliche Leben des Schwaben Johann Jakob Wunsch aus Heidenheim, der ein General im Heere Friedrichs des Großen war. 1940 erschien ein weiterer historischer Roman „Herzog und Vogt“. 1950 erschien die in Kirchheim spielende Erzählung „Verzauberung“, in der Finckh der Jünglingsfreundschaft mit Hermann Hesse — die ein ganzes langes Leben überdauerte — ein Denkmal setzte. 1952 erschien die Geschichtensammlung „Schelmerei am Bodensee“, 1953 der Naturschutzroman „Der Goldmacher“, in dem es um den Hohenstoffeln geht. 1961 erzählte er in dem Buch „Himmel und Erde“ aus acht Jahrzehnten seines Lebens und fügte neue Gedichte bei. 1964 erschien als letztes das „Trostbuch“: „Ich steh an meinem Platz.“

Zwischen den großen Werken lag eine fast unübersehbare Zahl von kleinen Schriften, Sach-, Kampf- und Mahnschriften, Gedichten, nicht zuletzt seine mehr als 50 lebendigen und temperamentvollen „Freundesbriefe“ an den Kreis von über 2000 Menschen, mit denen er in den verschiedensten Anliegen ständig in Verbindung stand. Schon 1924 hatte Ludwig Finckh auch die



Ludwig Finckhs Haus

Ludwig Finckh

Gedichtsammlung „Die Lerche“ herausgegeben, eine Auswahl schwäbischer Dichtung aus tausend Jahren. Von zahlreichen beschreibenden Schriften seien genannt: „Der Bodensee“, „Der unbekannte Hegau“, „Kleine Stadt am Bodensee“, „Konrad Widerholt“. Die Bücher waren nur ein Teil von Ludwig Finckhs Lebenswerk. Denn dieser unermüdliche Erzähler, dieser schwäbische Erzpoet, der sich nie zu den hellsten Sternen am literarischen Himmel gezählt hat, hat sich sein ganzes Leben lang für vielerlei brotlose, aber edle und wichtige Dinge vereifert: Für die Ahnenforschung, für die Anteilnahme am Leben der Deutschen in der Fremde, für die Sauberkeit unserer Sprache, für den Schutz der Heimatnatur — was hat er bloß Zeit und Geld und Menschenkraft verbraucht in seinem Kampf um den Hohenstoffeln, dessen Erhaltung in erster Linie sein Verdienst ist.

Ludwig Finckh! Gelesen, geliebt und verehrt von vielen Hunderttausenden; vergessen, verkannt, totgeschwiegen von anderen. Was hats ihn gekümmert! Er hat gesungen, wie der Vogel singt, und auch ihm war das Lied, das aus der Kehle dringt, Lohn, der reichlich lohnet. Er hat geglaubt und geopfert, er hat sich getäuscht und geirrt wie viele in den mancherlei Irrgärten dieser Zeit. Er hat gelitten und gebüßt. Er ist früh schneeweiß geworden. Der materielle Lohn für seine reiche und fleißige und himmelstürmende Arbeit ist ihm zerronnen. Und trotz allem und allem hat er am Ende gesungen:

*Da ich nun am Ende bin,
Frug ich nach der Erde Sinn.
Wär ich Pflanze, wär ich Tier,
Trüg die Antwort ich in mir:
Wesen aus kristallnem Grund,
Tropfen aus des Schöpfers Mund.
Mensch geworden zu Beginn,
Mitten und zum Ende hin,
Mußt ich nur in Glück und Pein
Wort und Bote Gottes sein.*

Ludwig Finckh



* Der Aufsatz wurde der Schrift Ludwig Finckh 1876—1964, Gedenkgabe des Arbeitskreises für deutsche Dichtung, 1964 entnommen.

Johann Peter Hebel: „Der Spaziergang an den See“*

Karl Foldenauer, Karlsruhe

Eine der Literatur entnommene Redensart besagt: „Man muß die Feste feiern wie sie fallen“, d. h., man soll die Feste dann feiern und auch dasjenige feiern, was uns die Zeit zuführt. Hebel hätte vielleicht hintergründig zitiert: alles hat seine Zeit.

Seit wir zu Ehren J. P. Hebels das letzte Mal hier waren, hat der Hausverlag unseres Autors, der Verlag C. F. Müller — die Verbindungen gehen noch auf Hebel selbst zurück — eine Vorstudie zu einer neuen, historisch-kritischen Hebel-Ausgabe vorgelegt, und wir bekommen so einen Eindruck, wie sich dieses Unternehmen anlassen wird. Die Vorstudie enthält „Der Statthalter von Schopfheim“, ein umfangreiches Mundartgedicht, und den Prosatext „Der Spaziergang an den See“.

Nun mag mancher Hebelkenner fragen, was soll eine solch kritisch-historische Ausgabe, ich habe meine Insel-Ausgabe oder die Winkler-Ausgabe und bleibe ihr treu. Das mag seine Berechtigung haben und die großen Verdienste, z. B. von Eberhard Meckel, Wilhelm Zentner oder Robert Minder, werden durch eine solche Neuausgabe nicht geschmälert. Aber bei manchem Text sind bisher zu viele Fragen offen geblieben, ob ihn denn Hebel wirklich so geschrieben hat, oder ob der Herausgeber etwa nicht sorgfältig genug gearbeitet hat, einmal ganz abgesehen von der Qualitätsminderung durch zwei Jahrhunderte, wo sich von Abdruck zu Abdruck Fehler einschlichen, bzw. alte Fehler weitergegeben wurden. So können wir eine kritisch-historische Ausgabe, die mit den heutigen Mitteln der Editionstechnik arbeitet, nur begrüßen, weil sie uns näher an Hebels Intentionen und seine

Texte heranführt, einmal ganz abgesehen davon, daß sie uns erlaubt, einen Blick in Hebels literarische Werkstatt zu werfen, und dies ist gerade bei ihm sehr interessant, nicht zuletzt weil wir uns fragen, wie Hebel denn seine vielen Tätigkeiten miteinander vereinigen konnte, woher er die Zeit nahm für so intensive Arbeit. Eine Antwort läßt sich nur finden, wenn man erneut die Handschriften nachprüft, dort alternative Textvorlagen anbietet, wo nicht mehr eindeutig festzustellen ist, was Hebel nun wirklich der Nachwelt überliefert haben wollte, denn wir müssen uns auch von dem Gedanken verabschieden, daß die Zweitfassung eines Textes, die Verbesserung, wirklich eine Verbesserung ist. Oft ist die Erstfassung qualitativ höher einzuschätzen. Daß bei solcher Textarbeit auch neue Texte Hebels auftauchen, ist zu erwarten und die kleine Vorstudie gibt auch dafür schon anschauliche Beispiele.

Wir wollen nun heute einen der beiden Texte, nämlich den „Spaziergang an den See“ näher in den Blick fassen. Schon der Titel ist neu, denn bisher war dieser Text immer unter der Überschrift „Der Spaziergang am See“ bekannt. Daß zwischen beiden Überschriften ein Unterschied besteht, leuchtet ein, was für eine Bewandnis es damit hat, wird noch zu bedenken sein. Möglicherweise ist Ihnen als Hebefreunden und -kennern dieser Text auch ganz unbekannt, denn er findet sich in vielen landläufigen Ausgaben nicht; er taucht auch manchmal bis zur Unkenntnis verunstaltet auf. Der bisherige Zustand des Textes bildet aber nur die eine Seite des Problems, die andere besteht darin, daß der Text in sich

schwer verständlich, vertrackt und rätselhaft erscheint. Daß der komplizierte Inhalt dann zu „Textverbesserung“ im Laufe der Jahrzehnte führte, ist leicht verständlich, denn nicht immer wird das Wort Lichtenbergs berücksichtigt, der meinte, wenn ein Kopf und ein Buch zusammenstoßen und es klinge hohl, dann sei daran nicht immer das Buch schuld.

Noch ein paar kurze Informationen im voraus. Hebel schrieb den Text 1814, sandte ihn an den Herausgeber eines Almanachs in Tübingen¹⁾, der den Text aber nicht veröffentlichte. Über die Gründe können wir nur Mutmaßungen anstellen. Erst 1820 erschien dann „Der Spaziergang an den See“ im „Morgenblatt für gebildete Stände“ bei Cotta in Tübingen, also bei einem renommierten Verlag und in einer ebenso berühmten Zeitschrift, allerdings anonym. Wie es zur Veröffentlichung im Jahre 1820 kam, ist bis heute ungeklärt. Ob jemand Hebel als Verfasser erkannte, wissen wir nicht. Erst 1882 wurde der Text unter dem Namen Hebels in Nachträgen zu seinen Schriften veröffentlicht, und das weitere kennen wir.

Die Erzählung „Der Spaziergang an den See“ greift ein Motiv auf, das uns literarisch vertraut ist. Schillers philosophisches Gedicht „Der Spaziergang“, vielleicht auch Rousseaus „Les Rêveries du Promeneur solitaire“ waren Hebel vertraut. Der Spaziergang als literarisches Motiv war zu dieser Zeit nicht selten. Hebel selbst wußte um die Freuden eines Spaziergängers; seine Wanderungen auf den Belchen und am Belchen, später dann seine weiten Spaziergänge hinaus ins Ettlinger Feld, und sein letzter Spaziergang, Hebel war schon auf den Tod erkrankt, im Schwetzingener Schloßgarten mit seinem Freund dem Gartenbaudirektor, sind nur einige Beispiele für Hebel als leidenschaftlichen Spaziergänger. Spaziergehen, nachdenken und diskutieren, gehören bei Hebel oft zusammen.

Der Text beginnt mit einem jener genialen eindringlichen Sätze Hebels, der die Landschaft, die Personen, das Thema und den Er-

zähler in einen einzigen Satz zusammendrängt, und der dadurch als „Lesebremse“ wirkt, indem er den Leser zum sorgfältigen Lesen und zum Nachdenken zwingt, denn so viel Information und so viel Appell an das Vorstellungsvermögen in einem einzigen Satz kann man nicht leicht aufnehmen. Die gewünschte Nachdenklichkeit steht dem Leser gut an; er braucht sie für den weiteren Verlauf der Geschichte.

Dieser monumentale erste Satz lautet: „Als sie, - es kommt nicht darauf an, wer, - an einem schönen Sommer-Abend lustwanderten nach dem Wirthshäuslein am See, - die Luft war so mild, die Blumen des Feldes nach dem kurzen Regen so frisch, die Pappeln am Wege wiegten sich so schön in der sanft bewegten Luft, zwar alles wie gewöhnlich und fast überall, - aber man meint, man müß' es sagen; und die schöne Adeline wandelte leichten Fußes und jugendlichen Sinnes voraus im schönen schwebenden Ebenmaß und Gleichgewicht ihres Wuchses, da legte schon auf zwanzig Schritte weit ein verwachsener Mann die Krücken zurecht, um stehend mit der einen antreten zu können, wenn sie an ihm vorbeikämen, und jedes reichte ihm eine Gabe, fast mit weggewendetem Angesicht.“

Es handelt sich also gleich um eine ganze Gruppe, die sich hier auf den Weg macht und dem See zustrebt. Das Wirtshaus und der „Seewein“ sind zumindest vordergründig das Ziel der Gruppe. Es ist ein schöner Sommerabend, und jeder Leser kann sich seine eigene Landschaft vorstellen. Hebel betont, alles war „wie gewöhnlich und fast überall“, und doch mag dem einen oder anderen Leser jetzt schon etwas vor Augen sein, was Hebel später noch verstärkt mit dem kleinen Hinweis: „Es muß nicht nothwendig am Bodensee gewesen seyn“, und dann noch dazu der „Seewein“, dies läßt doch den Schluß zu, daß wir uns am Bodensee befinden, an dem sich der abendliche Spaziergang ereignete.

Im ersten Satz wird eine Idylle aufgebaut aus Natur, der attraktiven Gestalt der jüngsten Dame der Gruppe, aus Harmonie und Rhyth-

mus und mitten in diese Idylle hinein, im gleichen Satz, die harte kontrastreiche Begegnung mit einem „Verwachsenen“, der um eine Gabe bittet, die er auch von jedem erhält, aber „mit fast weggewendetem Angesicht“, denn diese „Mißgestalt“, vor der sich die Natur entsetzt, stört die Harmonie des Spaziergangs. Man will an einem so schönen Abend auf dem Weg zum See, nicht einer „so verwachsenen Ungestalt auf der Welt“ begegnen. „Ungestalt“ heißt ja lateinisch „monstrum“ und ist uns in der deutschen Sprache als Monstrum bekannt.

Hebels Randbemerkungen in seinem Manuskript verdeutlichen uns, daß er der „blühenden Gestalt“ des jungen Mädchens, die verwachsene, verkrüppelte Gestalt des Bettlers gegenüberstellen wollte. Das Problem ist damit gestellt, den „Lustwandlern“ ein Stein in den Weg gelegt; so vergnüglich wird der Spaziergang nicht werden. Die ersten mehr gefühlsmäßigen Reaktionen der Spaziergänger sind Betroffenheit²⁾, Wehmut und Mitleid. Nur der Doktor schaut beim Anblick des Verwachsenen nicht zur Seite, sondern blickt ihn „herzhaft an, und konstruierte in der Geschwindigkeit sein Skelett.“ Der Amtmann geht sogleich zum verbalen Angriff über, und fordert den Arzt auf, dieses Phänomen zu erklären und zu rechtfertigen. Er liefert auch gleich eine Lösung des Problems: „Wär es nicht besser, es wär' einer weniger?“, also daß dieser Mensch nicht lebte. Rätsel steht hier gegen Aufklärung. Der Doktor weiß eine Lösung, denn er meint, dieser Mensch sei nur „eine unverstandene Chiffer in dem Buch der Weissagung“, die man lesen können muß. Die Metapher von der Lesbarkeit der Welt ist uns heute sehr vertraut, seit Hans Blumenbergs großem Buch zu diesem Thema³⁾. Und so deutet der Doktor den Mißgestalteten, als eine Notwendigkeit, denn Körper und Geist des Menschen sind in einer unübersehbaren Menge potentiell vorhanden, und jede Form muß einmal zum Vorschein kommen, wenn die Zeit für sie da ist, und zwar so lange geht

dieses Spiel weiter, bis alle Möglichkeiten erschöpft seien.

Dies ist der erste Grundsatz des Doktors, seine These, die er vorträgt. Die Existenz des Verwachsenen, des Monstrums, ist „gerechtfertigt durch seine Möglichkeit“. Damit ist für den Doktor die Frage des Amtmanns beantwortet.

Der Doktor ist jedoch in voller Fahrt des Redens und läßt sich nicht bremsen, und wie kann es am See anders heißen, als ihn jemand unterbrechen will: „Er übersegelte ihn dießmal schon im Auslaufen“. Der Doktor führt seinen Beweis ins Ästhetische hinein weiter, es gibt keine zwei gleichen Gesichter und folglich gibt es auch ein Gesicht, das „absolut das hässlichste“ ist ebenso das „schönste“.

Aber hier durchfährt ein Schrecken den jungen Rechtspraktikanten; er schaut das junge Mädchen an, das er liebt, sie blickt ihn an, aber mehr wird zunächst nicht erzählt. Der Leser aber merkt mehr. Der Doktor erreicht den Höhepunkt seiner Argumentation, als er feststellt, der Mensch sei nie mit einer Einheit, sondern immer nur mit einer „Ganzheit“ zu vergleichen. Also nicht das Individuum, sondern der Typ ist entscheidend. Und als Beispiel führt er Baum und Kirschbaum an. Hier packt es aber den jungen Rechtspraktikanten. Der Erzähler gibt den Blick frei auf die Gedanken des Praktikanten, der ganz von seiner Adeline eingenommen ist und sie mit dem Palmbaum vergleicht, also mit einem Individuum und nicht mit der Ganzheit Baum. Der Palmbaum als exotische Pflanze ist besonders wertvoll. Aber der Doktor ist in seinem Redefluß nicht zu bremsen, der Erzähler ironisiert ihn jedoch durch den Praktikanten, der immer wieder als Zwischendenker auftritt und sich hinter dem Rücken des Doktors mit dem Leser verständigt, d. h. ihm Signale gibt, die zeigen, daß er mit dem Gesagten des Doktors nicht einverstanden ist. Der geneigte und intelligente Leser wird hier von Hebel herausgefordert. Der Doktor versteigt sich immer mehr in seinen philosophischen Argumentationen und schließlich unterbricht der

Amtmann den Redefluß des Doktors, führt aber dessen Argumentation konsequent-logisch weiter, denn nach seinem Gesetz wird auch eines Tages „der Schlimmste“ aller möglichen Menschen dasein: „ein Verführer und Mörder seines Geschlechtes, ein allgemeines Weltgewitter, das in alle Thronen und Altäre einschlagen wird, um König und Gott allein zu seyn, der die Welt in Flammen stecken und mit Blut und Thränen löschen wird, um sie noch einmal anzuzünden.“ Der Doktor bestätigt diese Möglichkeit, möchte dann aber doch viel lieber vom „Besten“ aller möglichen Menschen reden und malt in seiner Phantasie das Herrliche und Große aus, in dem sich die Weisheit und Liebe aller Gesetzgeber und Könige, die je Völker beglückten, offenbaren wird. Das „goldene Zeitalter“ ist dann angebrochen, das die Menschheit für alle „bestandenen Leiden“ trösten und erfreuen“ werde, und er zählt unter diese Leiden „die Entdeckung Amerikas“ und „die Erfindung der Buchdruckerkunst“, ein merkwürdiger Gedanke, eine humoristische Falle, durch die Hebel den Gedankengang des Doktors konterkariert. Und der Doktor ergeht sich in konkreten Schwärmereien und wendet sich an seine Gesprächspartner, zuerst den Pfarrer, dieser beste Mensch wird die Schulstuben ausräumen und die Kinder unter freiem Himmel in die Schule schicken und an Regentagen fällt der Unterricht aus, denn nur in freier Natur vernehmen die Kinder das lebendige Wort und nicht länger das tote. Der Beste aller Menschen wird „die Gruben“ zuschütten lassen, d. h. die Bergwerke, damit niemand hineinfällt, weil vorderhand schon genügend Metall gefördert ist; er wird die Kanonen wegschaffen lassen und „alle Schwerter in Pflugscharen umwandeln, und alle Lanzen in Sicheln“. Und der Doktor fährt fort und setzt seiner Argumentation noch eins drauf: „Diese Almends Phrase aller Friedensdichter“, - (das Wort ist jetzt belegt, früher las man „Friedensrichter, Friedensstifter“ etc.- „hat seit den Tagen des Propheten Jesaias lange genug in Poesien ihre Wirkung gethan. Es wäre

nimmer zu frühe, wenn sie auch einmal als Prose in Zeitungs-Artikel benutzt würde . . “. Dem Pfarrer leuchtet die Argumentation ein, auch er ist für universellen Frieden, zumal er im letzten Krieg viel Einquartierung hatte - aber viel lieber als die Besten aller Menschen hätte er doch ein „Wunder“, das würde ihm wohl besser ins Konzept passen, als das Produkt einer naturwissenschaftlichen Gesetzmäßigkeit. Nocheinmal setzt das Gespräch neu ein. Was wäre, wenn der Schlimmste vor dem Besten käme und reine Arbeit machte? Der Pfarrer macht nur eine ablehnende Geste: er schüttelt den Kopf. Diese Konstellation paßt ihm gar nicht, denn er denkt an den Magog, also jene feindliche, endzeitliche Gestalt, die fest in der Mythologie verankert ist oder an den Satan; aber auch Napoleon wurde manchmal als Magog bezeichnet. Der Doktor läßt sich nicht aus seinem Gedankengang bringen, sondern argumentiert weiter: der Schlimmste zuerst ist die Garantie, daß auch der Beste kommt. Aus dem Schlimmsten geht das Beste hervor, und „die erhaltenden und rettenden Kräfte überwiegen im Großen und Ganzen immer die zerstörenden“.

Der Apotheker geht nun auf das Problem der Lotterie über, ihm kommt hier alles wie eine Lotterie vor, in der man nur geringe Chancen hat, einmal das richtige Los zu ziehen, und des Doktors These, daß alles einmal erscheinen müsse, sei so wahrscheinlich wie die Chance auf die Nummer 7777 in der Lotterie zu warten, d. h. unter dem Aspekt der Zeit, ewig warten zu müssen, mindestens das Erscheinen nie zu erleben, ganz davon abgesehen, ob man denn sicher sei, daß das Menschengeschlecht sich „ewig“ auf der Erde fortpflanze. Und was, wenn dieser „Morgenländer“, wohl der Beste aller Menschen, nicht vorher kommt. So geht die Diskussion um Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit fort. Der Praktikant hatte jedoch schon lange keine Gelegenheit mehr, eine „geheime Herzensglosse“ anzubringen. „Dafür wonnete er sich in dem Anblick der holden Adeline“ und er „las“ in ihrem Gesicht, so meinte er wenig-

stens, mit welcher Anteilnahme sie der Diskussion folgte. Aber der Erzähler läßt keinen Zweifel, sie dachte an ihr niedliches Blumen-gärtlein zuhause, und wie sie ihrem Geliebten daraus einen Strauß pflücken werde, wenn er sie nur darum ansprache.

Inzwischen war die Gesellschaft langsam dem „Wirtshäuslein“ am See nahegekommen, und hatte sich in dessen Garten niedergelassen. Die Frauen rückten vertraulich zusammen bei würzigen Erdbeeren und fetter Milch im reinlichen Napf, die Männer aber ergötzten sich an „mehr als einer Flasche köstlichen See-weins“ und disputierten weiter über den Grundsatz des Doktors, nämlich den Grundsatz von der unverstandenen Chiffre des Verwachsenen, der nicht mehr als seine natürliche Pflicht erfüllt, ein Produkt der Natur ist, das unvermeidbar ist. Der Apotheker sagte leise dem Amtsrat über diesen Grundsatz: „Es ist nichts mit ihm anzufangen“. Und weist damit nachdrücklich daraufhin, dieser Satz sei nicht praktikabel.

Indes, die beiden Liebenden schlendern miteinander am „blütenreichen Ufer des Sees entlang“, unterhalten sich über ihre Kindheit, fragten sich ob sie einander noch gut seien wie damals, bevor der Praktikant auf die Schulen versendet wurde, und die zarten Töne der Nachtigall im Gebüsch legen ihnen gleichsam die Antwort auf die Lippen, und sie bekennen sich ihre Liebe mit dem ersten Kuß und nennen sich wieder mit dem vertrauten Du der Kindheit. Dann spaziert die ganze Gesellschaft nach Hause, die Männer streiten noch immer über den Grundsatz des Doktors, die Amtsrätin aber fragt die beiden jungen Menschen, wo sie denn gesteckt seien und ob sie den herrlichen Sonnenuntergang gesehen hätten. „Und Adeline in ihrer Unschuld und Wahrheit gestand Nein. Der Jüngling aber dachte: „Unter nicht, aber auf.“

Es ist ein merkwürdiger Text, den uns hier J. P. Hebel hinterlassen hat. Er selbst scheint seine Schwierigkeiten mit ihm gehabt zu haben, denn in einem der „Vorstudie“ beigege-

benen Brief, der bisher unbekannt war, entschuldigt er sich zuerst, für seine Verzögerung der Einreichung des Textes; „eine törichte Teilnahme an den Weltbegebenheiten“ habe ihm alle Laune verdorben zum Schreiben. Dann stellt er fest, er habe an der Erfindung des Stoffes kein Verdienst, er habe sich selbst erfunden, räumt aber trotzdem ein, man könnte hinzufügen in einer Anmerkung, daß eine wahre Begebenheit zugrunde liege, „wenn Ihnen die Entwicklung kunstloser erscheinen wird als sie von einem frei gedachten Kunstwerk zu erwarten war.“ Es weist also alles darauf hin, daß die ganze Geschichte frei erfunden ist. Hebel spricht nun aber nicht von einer Geschichte, sondern von einem „Aufsatz“, ein Begriff, den er sonst nirgends verwendet. Wie erklärt sich dies? Man könnte für das Wort „Aufsatz“ auch das Wort „Essay“ setzen, dann kommt man vielleicht der Thematik ein Stückchen näher. Hebel ist nicht der Autor, wie manche meinen, der sehr wenig gelesen hat. Wenn uns einmal seine Exzerpthefte, die hier in der BLB ruhen, drei sind uns erhalten, zugänglich sind, dann wird sich eine erstaunliche Tatsache ergeben, nämlich Hebels intensive Lektüren und Studien, verbunden mit vielem Exzerpieren. Insbesondere in den Jahren 1780 — 1783 als Hebel als Hauslehrer in Hertingen bei Müllheim lebte, beim Pfarrer Philipp Jakob Schlotterbeck (hatte dieser eine gute Bibliothek?), hatte Hebel viel Zeit zu intensiver Lektüre: Theologie, Philosophie und Dichtung: Bodmer, Young, Erasmus, Klopstock, Jung-Stilling, Möser u. a. kennen wir. Gerade bei Möser und seinen Aufsätzen, mag er dieser literarischen Gattung des Aufsatzes begegnet sein. Aufsatz oder Essay heißt zu dieser Zeit, „gelehrtes Wissen in ein Ganzes einordnen, das Einzelne gegen den Hintergrund des Universalen auszuleuchten und, wenn nicht jedem Menschen, so doch einer geistig aktiven Schicht der Gesellschaft faßlich zu vermitteln“⁴⁾. Daß dies in die Spätaufklärung paßt und in Hebels ganzes erzieherisches Denken, leuchtet ein. Suche nach Wahrheit, in eine Erzählung ein-

gebunden, also die Verbindung von Theorie und Praxis, von philosophischem Denken und Argumentieren mit einer Liebesgeschichte: dies könnte der Schlüssel zu Hebels seltsamen Text: „Der Spaziergang an den See“ sein. Es ist ein philosophischer Spaziergang, der sich in Etappen vollzieht und am See endet, dort auch seinen Höhepunkt erreicht und sein Ziel, weshalb der neue Titel „Spaziergang an den See“ treffender und aufschlußreicher ist als der bisherige. Es geht um ein Problem, nämlich um die Frage, woher das Individuelle kommt, und wie es erklärbar ist. Anstoß ist der Verwachsene, das Monstrum, das die Gesellschaft schockiert, belastet, quält und ihr Mitleid erregt, aber sie stehen hilflos vor diesem Phänomen und versuchen sich vom verwachsenen Menschen durch sehr theoretische Überlegungen zu distanzieren. Aber das Individuelle vollzieht sich auch auf diesem Spaziergang in einer echten Begegnung und Zuwendung, in der Liebe der beiden jungen Menschen, die sich nicht generalisieren und nicht einer allgemeinen historischen oder philosophischen Gesetzmäßigkeit zuordnen lassen. Wendet man das individualisierende Prinzip auch auf den Verwachsenen an — er bleibt namenlos was charakteristisch ist, dann müßte auch ihm aufrichtige Zuwendung zuteil werden. Das lebendige Beispiel aus dem Leben widerlegt hier das Theoretische und Philosophische. Zugleich ist die ganze Erzählung Kritik an der Verallgemeinerung der Philosophie und der Wissenschaft, nämlich an der Deutung des Verwachsenen als einem statistischen Fall, der unvermeidbar ist. Das Recht des Einzelnen als Vorrecht gegenüber dem Allgemeinen, wie es vor allem vom Doktor vertreten wird. Hier stehen konkrete Aufklärung und praktisches Engagement gegen abstrakte Theorie. Und dies alles vollzieht sich vor den Augen des Lesers im Gespräch unter den Männern wie zwischen den beiden Liebenden und eingebunden in einen herrlichen Sommerabend in blühender Natur auf dem Weg zum See. Besondere Bedeutung kommt dem Bezug von

Erzähler und Leser zu.⁶⁾ Der Erzähler nimmt den Leser mit auf diesen Spaziergang und führt ihm die Thematik anschaulich vor Augen. Er macht den Leser zum Komplizen und Weggefährten, denn er gibt ihm wiederholt mehr Einblick und Verständnis für das Geschehen, als dies den in die Diskussion verwickelten Personen möglich ist, sei es, daß er auf das Minenspiel, auf die Gedanken oder einzelne Kommentierungen hinweist. Hebel setzt auch Akzente in der Charakterisierung der Personen. Seine Sympathie gilt dem jungen Liebespaar, während manche humorvolle Bemerkung die anderen Personen eher mit Spott übergießt. So wird der Leser unmerklich gelenkt und es fällt ihm am Schluß der Geschichte nicht schwer, wem seine Sympathie gilt. Ob er allerdings die doch reichlich komplizierte Volte der geforderten Zuwendung auch zum Verwachsenen begreift, mag offen bleiben. Der anspruchsvolle Leser kann auch hier sein Aha-Erlebnis haben.

Der Text ist ungewöhnlich reichhaltig. Er ist kompliziert, aber essayistisches Schreiben wendet sich stets an anspruchsvolle Kreise. Hebel wußte vielleicht um diesen Zusammenhang, sonst hätte er den Text nicht Karl Philipp Conz für seinen Almanach angeboten. Wir aber freuen uns heute über diese reichlich unbekannte Geschichte. Sie zeigt uns einen anspruchsvollen J. P. Hebel.

Literatur

*) Ansprache, gehalten anlässlich der Hebel-Geburtstags-Feier vor dem Ortsverein der Badischen Heimat Karlsruhe am 10. Mai 1989 im Oberrheinischen Dichtermuseum.

¹⁾ Karl Philipp Conz (1762 — 1827) war damals eine erstklassige Adresse. Conz als Schriftsteller, Dichtungstheoretiker, Philosoph und Theologe, war der Lehrmeister der schwäbischen Dichterschule. Hebels Brief an ihn zeigt, wieviel Selbstvertrauen Hebel besaß und wie sicher er sich seiner Sache war. Vielleicht war ihm der Text für den „Rheinischen Hausfreund“ auch zu kompliziert. (Zu C. Ph. Conz vgl. Friedrich Sengle, Biedermeierzeit. Stuttgart 1977 ff., 3 Bde. an versch. Stellen.)

2) Hebel als Altphilologen waren sicherlich die sprachlichen Zusammenhänge vertraut, daß das lat. „monstrum“ sich von „moneo“ herleitet und das Wort „monstrum“ auch ein Wahrzeichen der Götter etwas Ungereimtes“ bedeutet, also einen Gedankenanstoß auslöst.

3) Hans Blumenberg: Die Lesbarkeit der Welt. Frankfurt M. 1981

4) R. M. Kully: Johann Peter Hebel. Stuttgart 1969, S. 18

5) G. Haas: Der Essay. Stuttgart 1969, S. 21

6) Man hat bis jetzt nur sehr wenig in der Forschung auf diese Form kommunikativen Schreibens bei Hebel geachtet, sondern mehr auf die direkten Formen der Anrede des Lesers.

's Wasser

's Wasser, los, 's Wasser,
wie's allewil ruscht,
s' Wasser, los, 's Wasser,
wie's gäutscht un wie's bruscht,
wie's wirblig un wellig
schliff Chislig un Stei,
all glich, all anderscht,
all do un vorbei.

D'Wolke, lueg, d'Wolke,
si ziehn über d'Welt,
un Rege um Rege,
er netzt unser Feld,
soll öbbis werde
un goht öbbis i,
s' Wasser, lueg, 's Wasser
isch allmol derbi.

Größer, viel größer
as unsereis weiß,
zieht's Wasser si gheime
lebändige Kreis.
Im Wasser isch alles,
wer's glaubt un verstoht,
im Wasser isch beides,
isch Lebe un Dod.

Lina Kromer, „An Bruder Namenlos“, 1965

Der folgende Text Johann Peter Hebels „Der Spaziergang am See“ ist der „Vorstudie zur historisch kritischen Gesamtausgabe herausgegeben von Adrian Braunbehrens und Peter Pfaff“ im Verlag C. F. Müller Karlsruhe mit freundlicher Genehmigung des Verlages entnommen.

Die Anlage der historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke und Schriften Johann Peter Hebels ist in vier Abteilungen geplant:

1. Die erste Abteilung enthält das dichterische Werk.

Neue Untersuchungen zur Textgeschichte legen es nahe, die erste Ausgabe von 1803 zur Grundlage des edierten Textes der Allemannischen Gedichte zu wählen. Die später von Hebel publizierten Gedichte erscheinen in der Fassung des ersten autorisierten Druckes. Die nachgelassenen Gedichte werden nach der Handschrift ediert.

Die Erzählungen des Schatzkästleins werden nach dessen erstem Druck wiedergegeben, die Abweichungen der vorgängigen Kalenderfassung werden wie die Druckvarianten der zweiten Ausgabe des Schatzkästleins im kritischen Apparat dargestellt. Die übrigen Kalendergeschichten und andere erzählende Prosa werden in Folge und Fassung ihres Erscheinens gedruckt. Der textkritische Apparat zur ganzen Abteilung erscheint gleichzeitig mit dem edierten Text in einem gesonderten Band.

2. Die zweite Abteilung sammelt die Biblischen Geschichten und die ausgearbeiteten Schriften zur Theologie nach den ersten Drucken. Der schmale textkritische Apparat erscheint als Anhang.

3. Die dritte Abteilung umfaßt die übrigen, bislang zumeist unveröffentlichten Teile der nachgelassenen Papiere: Notizen und Exzerpte, Entwürfe für Unterricht und Predigt, Traumaufzeichnungen usw., die nach ihrer Anordnung in den Manuskripten wiedergegeben werden. Die Wiedergabe erfolgt nach diplomatischem Verfahren. (Die Herausgeber behalten sich für den Fall bleibender finanzieller Notlage vor, die dritte Abteilung nur in jenen Teilen in Druck zu geben, auf die Leser neugierig sind. Was hingegen im Nachlaß fast nur die Wissen-

schaft interessiert, würde auf Datenträger sowie als Typoskript ediert und lediglich in Bibliotheken verfügbar gemacht.)

4. Die vierte Abteilung enthält Hebels Briefe. Sie werden nach vorhandenen Handschriften revidiert. Die neuen Funde und die bisher nicht veröffentlichten amtlichen Schreiben werden aufgenommen. Die Wiedergabe erfolgt nach diplomatischem Verfahren.

Nach Abschluß der textkritischen Ausgabe der Werke, Schriften und Briefe wird ein Kommentar zu allen Abteilungen erscheinen, der über Quellen informiert, Entstehungs- und Druckgeschichte ausführlich dokumentiert und beschreibt, schließlich Lebens- und Zeitzeugnisse druckt.

Johann Peter Hebel

Der Statthalter
von Schopfheim

Der Spaziergang
an den See

Vorstudie zur
Historisch-Kritischen
Gesamtausgabe



Verlag C. F. Müller

Johann Peter Hebel:
Der Spaziergang an den See.

Als sie, — es kommt nicht darauf an, wer, — an einem schönen Sommer-Abend lustwandelten nach dem Wirthshäuslein am See, — die Luft war so mild, die Blumen des Feldes nach dem kurzen Regen so frisch, die Pappeln am Wege wiegten sich so schön in der sanft bewegten Luft, zwar alles wie gewöhnlich und fast überall, — aber man meint, man müß' es sagen; und die schöne Adeline wandelte leichten Fußes und jugendlichen Sinnes voraus im schönen schwebenden Ebenmaß und Gleichgewicht ihres Wuchses, da legte schon auf zwanzig Schritte weit ein verwachsener Mensch die Krücken zurecht, um stehend mit der einen antreten zu können, wenn sie an ihm vorbeý kämen, und jedes reichte ihm eine Gabe, fast mit wegwendetem Angesicht. Denn es war eine der beklagenswerthesten Mißgestalten, vor denen sich die Natur entsetzt. Nur der Doktor sah ihn herzhaft an, und construirte in der Geschwindigkeit sein Skelett, und erst nach einigen Sekunden, als Adeline sagte: „der arme Mensch,“ merkten die Andern, daß sie Alle waren stille geworden, und wehmüthig ob dem Anblicke.

Nun, Herr Doktor mit eurer Spitzfindigkeit, fuhr jezt der Amtmann fort, mit eurer Kunst, Alles zu erklären und zu rechtfertigen, was thut solch ein unglückliches Wesen, eine so verwachsene Ungestalt auf der Welt? Wär's nicht besser, es wär' einer weniger?

Da nahm der Doktor eine geheimnißvolle Miene an, zwar noch nicht zu dem, was er sagte, sondern zu dem, was er erst sagen wollte. Dieser Mensch, begann der Doktor, ist nur eine unverstandene Chiffre in dem Buch der Weissagung, das der Welt eine große Freude verkündet. Das Buch will verstanden seyn. Ich will nur mit zwey Worten sagen — Da schauten sich die Frauen heimlich an, nämlich, daß jezt eine langweilige Unterhaltung zu erwarten sey, wie es auch möglich ist, und blieben allmählig ein Paar Schritte weit zurück.

Ich will nur so viel sagen, fuhr der Doktor fort. Es gibt eine unübersehbare Menge möglicher Formen und Bedingungen des Körpers und des Geistes, unter denen der Mensch erscheinen kann, aber jede muß irgend einmal und irgendwo zu Vorschein kommen, wenn die Zeit für sie da ist, bis alle Möglichkeiten erschöpft sind. Dieser Unglückliche, den ihr da bedauert habt, ist also worden, und ist gerechtfertigt durch seine Möglichkeit: daß er aber unter die Möglichen gehörte, beweise ich damit, daß er dort sitzt. Eure Frage wäre beantwortet.

Aber habt ihr noch je zwey ganz gleiche Gesichter gesehen, fuhr der Doktor jezt redselig fort. Ich behaupte, von dem ersten an, das gewesen ist, bis zu allen lezten, in denen sich alle möglichen Formen erschöpfen, wird nicht eins zum zweytenmal wieder kommen, und noch weniger zu gleicher Zeit neben sich selbst vorhanden seyn. Sonst wäre Eins Zwey, was nicht möglich ist. Aber eines von allen muß absolut das hässlichste seyn, der Ausstich von allen übrigen unzählbaren Millionen, das glaubt ihr doch?

Niemand verneinte. — Also muß auch absolut von allen eines das schönste und vollendetste seyn, hinter welchem alle Künstler-Ideale zurückbleiben, und das eine muß irgendwo und irgend einmal aufblühen, wenn's nicht schon da war, so gut als das hässlichste. Das müßt ihr glauben!

Da fuhr es gelegentlich wie ein freudiger Schrecken durch den jungen Rechts-Praktikanten, wie wenn man einen Schatz findet. Denn er schaute bey dem Wort des Doktors, „eines muß von allen das schönste seyn,“ unwillkürlich die blühende Adeline an, und sie unwillkürlich ihn, und er liebte sie ungemein, und hätte gern verstanden, was ihr Auge ihm verrieth, aber er hatte das Herz nicht.

„Eben so die Gestalten, fuhr der Doktor fort, eben so die Geister in den Gestalten. Ich will nur so viel sagen: der Mensch ist eine Welt. Man muß ihn nie mit einer Einheit vergleichen, son-

dern mit einer Ganzheit, z. B. nicht mit einem Kirschenbaum, sondern mit einem Baum. Alle Pflanzen des Erdbodens umfassen nicht soviel Mannigfaltiges und Entgegengesetztes, so Süßes und Bitteres, so vielerley Heil, und so vielerley Gift, als das einzige Menschengeschlecht in seinen Individuen.“

Sie ist der weibliche Palmaum, dachte der Praktikant.

„Nicht zwey Menschen haben noch jemals alle hohen Kräfte des Geistes und alle schönen Tugenden des Herzens in gleichem Verhältniß in sich vereinigt und noch keiner von allen im rechten —

der Praktikant dachte: das sollte mich wundern, —

„und im größten möglichen Umfang ihrer Wirksamkeit“ —

Ja so! dachte der Praktikant, das wäre mir nicht einmal lieb.

„Aber einer von allen“ —

wird der Schlimmste seyn, fiel dem Doktor der Amtmann in die Rede, ich seh' euch kommen, ein Verführer und Mörder seines Geschlechtes, ein allgemeines Weltgewitter, das in alle Thronen und Altäre einschlagen wird, um König und Gott allein zu seyn, der die Welt in Flammen stecken und mit Blut und Thränen löschen wird, um sie noch einmal anzuzünden. —

Es gehört nichts dazu, fuhr kaltblütig der Doktor fort, als ein total überlegener Verstand zur Beharrlichkeit des bösen Willens, und günstige Zeit. Schon mehr als einer hats versucht. Aber ich will vom Besten reden. Er ist möglich, so gut als der Schlimmste, und wenn er möglich ist, so bleibt er auch nicht aus. Irgend einmal müssen alle Umstände zusammentreffen, die erforderlich sind, daß er erscheine. Vielleicht trägt ihn eine Mutter bereits unter dem Herzen. Die Zeiten sind curios.

Da schmolte der Apotheker, der sonst lieber zuhörte, als spricht, und nahm den Ansatz zur Rede. Erlaubt mir, sagte er, was das betrifft, — Aber der Doktor übersegelte ihn dießmal schon im Auslaufen.

Denn es erschien jezt wie von einer himmlischen Glorie, umflossen vor seiner reichen und starken Phantasie der Herrliche und Große, in dem sich die Weisheit und Liebe aller Gesetzgeber und Könige, die je ihre Völker beglücken wollten von dem weisen Salomo bis auf Kaiser Franz den Isten geschieden von Irrthum und allem Haß, vereinigen wird, und dessen Scepter alle fromme Gemüther aus Liebe, und alle große Geister aus Achtung für den größten und alle andern aus Furcht sich unterwerfen müssen. Ja es ging von ihm im Rosenschimmer des Morgenroths mit Gold durchwirkt das glückliche Zeitalter der Menschheit auf, das sie für alle bestanden Leiden, (die Entdeckung von Amerika und die Erfindung der Buchdruckerkunst mit eingerechnet, sagte er,) trösten und erfreuen werde, daß dem Berg-Inspektor auf einmal der Muth wurde, wie wenn er aus einem tiefen feuchten Schacht zu Tag ausführe, in die Maienblüthe, und in die Gesänge der Nachtigallen; — denn der Doktor sprach davon auf nicht gemeine Weise, auch neben her, wie er gewohnt ist, nicht ohne Necken.

Wie meint ihr, Amtsrath, fuhr er fort, wird er alle Hochgerichte abthun, und nur noch euere Gesetze und Urtheilssprüche richten, und ihr Pfarrer, wie wird er die Schulstuben ausräumen und die Kinder unter freyem Himmel in die Schule schicken, an Regentagen lieber gar nicht, damit sie vernehmen lernen das lebendige Wort, nicht länger das todte; und ihr Bergrath, wie wird er alle Gruben zuwerfen lassen, damit Niemand hineinfällt, weil jezt vor der Hand Metall genug zu Tag ist, besonders Messing und Eisen; und ihr Stuckhauptmann, wie wird er alle Kanonen abführen lassen, euere zwey Dreypfünder nicht ausgenommen, und alle Schwerter in Pflugscharen umwandeln, und alle Lanzen in Sichel? Diese Almends Phrase aller Friedensrichter, sagte er, hat seit den Tagen des Propheten Jesaias lange genug in Poesien ihre Wirkung gethan. Es wäre nimmer zu frühe, wenn sie auch einmal als Prose in Zeitungs-Artikel benutzt

würde; was meint ihr, Herr Pfarrer?

Der guten menschenfreundlichen Seele des Pfarrers hatte die Sache schon lange eingeleuchtet, nicht einmal angesehen, daß er im vorigen Krieg viel Einquartierung hatte; nur hätte er's lieber von einem Wunder gehabt.

Gerade da, entgegnete ihm der Doktor, scheint ihr mir auf einem unsichern Pfad zu reiten. Denn wenn ihr's von einem Wunder erwartet, das Wunder kann ausbleiben. Wenn er aber schon in der Urne liegt, die die Loose der Menschheit bewegt, so kommt er irgend einmal gewiß. Übigens sind dieß nur zwey Meinungen, aber ein Dritter sieht ins Klare.

Hier wollte der Apotheker zum zweytenmal auslaufen, aber der Stuckhauptmann kam ihm zuvor. Wie aber, fiel der Stuckhauptmann ein, wenn der Schlimmste vor dem Besten käme, und reine Arbeit machte, dann würde mein Arsenal noch zu gebrauchen seyn, von dem ihr vorhin so höhnisch gesprochen habt.

Der Pfarrer schüttelte den Kopf, denn er dachte an den Magog.

Der Doktor aber, nie verlegen, erwiderte: Wenn er vorher kommt, desto besser, so kann er hinten nach nichts mehr verderben, und wenn er nur einmal gewiß da gewesen ist, so ist der Beste verbürgt, denn alles Schlimmste ist nur Bürgschaft für das Beste. Ohne einen kürzesten Tag warteten wir auf den längsten vergeblich. Kein Pendul schwankt einseitig nur nach einem Extrem. Freylich muß er zuerst kommen, wenn er noch nicht da gewesen ist. Aber wegen der reinen Arbeit lasst euch keinen Kummer werden. Denn die erhaltenden und rettenden Kräfte überwiegen im Großen und Ganzen immer die zerstörenden. Eure zwey Dreyfpfünder werden den Ausschlag nicht auf die andere Seite bringen, hundertausend Acht und Vierzigpfünder auch nicht.

Aber euere Rede nicht zu vergessen, was wolltet ihr vorhin sagen, Apotheker?

Erlaubt mir, ich wollte nur sagen, das komme mir eben so vor; als wenn ich sagen wollte, die Zahl 7777 müsse in der Frankfurter Lotterie, welche 24 000 Nummern hat, irgend einmal mit dem großen Loos gewiß herauskommen, weil sie drin ist, wenn nämlich die Welt so lange steht und Frankfurt so lange zieht, bis sie herauskömmt. Wisst ihr aber auch, wenn alles recht glücklich geht, daß es noch ungefähr 12 000 Jahre anstehen kann, vielleicht noch länger?

Darauf erwiderte mit Respekt gebietendem Tone der Doktor: Mir kommt das nicht eben so vor, was ihr da sagt. Denn erstlich hat die Menschheit nicht 24 000 Nummern, sondern, wenn's genug wäre, aber es ist nicht genug, so viel Millionen.

Desto schlimmer, meinte der Apotheker.

Desto besser, erwiderte der Doktor, denn erstlich zieht die Menschheit nicht erst seit heute, sondern vielleicht schon so viele Tausend Jahre, als euere Zahl Einheiten hat.

Der Pfarrer meinte, 6000 wären auch genug, und schon zu viel; aber es lag nicht in dem Interesse des Doktors darauf einzugehen, und den Apotheker so geschwind loszulassen, und Zweytens fuhr er fort, zieht die Menschheit nicht nur zwier im Jahr, wie Frankfurt, sondern alle Tage, alle Minuten auf allen Thronen, in allen Hütten, auf allen Inseln und Continenten, und wisst ihr auch bey allem dem, daß euere Zahl schon in der nächsten Ziehung herauskommen kann, so gut als die, welche wirklich herauskommen wird, und wisst ihr auch, daß sie vielleicht in alle Ewigkeit nie gezogen wird. Denn ihr vertraut euch alle Ewigkeit hindurch immer wieder dem nämlichen Zufall an. In die Urne, welche die Loose der Menschheit rüttelt, wird keine Niete zurückgeworfen, um zum zweytenmal eine zu werden. Es ist genug, wenn jede einmal da gewesen ist. Wenn er aber als eine Möglichkeit darin liegt, so muß er irgend einmal herauskommen.

Der Apotheker hatte das Herz nicht mehr, seine Einwendungen fortzusetzen, sondern er flüsterte heimlich zu dem Amtsrath.

Ihr habt Recht, sagte der Amtrath, und

„Herr Doktor, nahm er das Wort, setzt ihr voraus, daß das menschliche Geschlecht sich ewig auf der Erde fortpflanzen wird?“

Das nicht, sagte der Doktor.

„Wie aber, wenn sich sein Ende neigte, ehe euer Morgenländer kommt?“

Wenn ihrs für möglich haltet, daß es irgend einmal für nichts und wieder nichts könne so da gewesen seyn, wie es ist mit seinen perennirenden Thorheiten und Schmerzen, das ewige wiederkehrende Einerley eines schlechten Schauspiels, das im Stand seyn kann, ohne Entwicklung wieder aufzuhören, wie es anfang, matt. Dafür steht mir der Pfarrer mit dem Artikel DE PROVIDENTIA gut.

„Oder wie, wenn der Morgenländer unglücklicher Weise von allen der Letzte wäre. Das wäre doch auch möglich.“

Möglich zwar, erklärte der Doktor, aber wahrscheinlich eben nicht. Im schlimmsten Fall erfahren alsdann alle andern wenigstens, warum sie da gewesen sind. Seine kurze Zeit ist alsdann der Silberblick, mit dem sich das edle Metall der Menschheit von seiner Schlacke scheidet. Das Morgenroth geht dem menschlichen Geschlecht am Abend auf — das ist alles — und verschießt schnell im aufgelösten Sternenlicht eines neuen Himmels und einer neuen Erde.

Der Pfarrer dachte: er hat doch Religion, wenn schon eine eigene.

Der Praktikant aber fand schon lange keine Gelegenheit mehr für eine geheime Herzensglosse zu dem Text. Dafür wonnete er sich in dem Anblick der holden Adeline, und las in der sichtbaren Verklärung ihres Antlitzes wie sympathisirend ihr sinniges und edles Gemüth den schönen Phantasien des Doktors nachkam, und wie sie ihre Gefühle durchschwebten. Eigentlich aber dachte sie an ihr niedliches Blumengärtlein daheim vor dem Fenster, und wie sie ihm gern die schönsten daraus zu einem Strauße pflücken wollte, wenn er sie nur darum anspräche.

Kurz, der angefangene Faden wurde fortgesponnen, bis in das Wirthshäuslein hinein, und durch das Wirthshäuslein hindurch, wie manchmal ein Gefecht durch ein Dorf, das nichts davon begehrt, bis an den Tisch im Garten unter dem Apfelbaum. Würzige Erdbeeren und fette Milch im reinlichen Napf dienten jetzt zur angenehmen Erfrischung für die vertraulich zusammenrückenden Frauen, und bey mehr als einer Flasche köstlichen Seeweins — es muß nicht nothwendig am Bodensee gewesen seyn, — disputirten jetzt die Männer über den ersten Grundsatz des Doktors, ob er auch richtig sey, und ob man ihm trauen dürfe.

Der Apotheker aber sagte leise dem Amtrath: Es ist nichts mit ihm anzufangen.

Die Frauen aber vergingen sich im Garten und sprachen von Haushaltungs-Angelegenheiten, bis das Schauspiel der untergehenden Sonne das poetische Gemüth der Amtrathinn auf sich zog. Adeline und der Praktikant aber schlenderten mit einander am blüthenreichen Ufer des Sees entlang, und unterhielten sich, wie die Kindlichkeit so gern thut, mit einigen schönen Erinnerungen an ihre Kindheit, ehe er auf Schulen versendet wurde, und was eigentlich nicht nöthig war, ob sie sich einander auch noch gut seyen, und als eben im nahen Gebüsch eine Nachtigall ihre zarteste Töne anstimmte, um ihnen gleichsam die Antwort auf die Lippen zu legen, da konnten sie dem süßen Drang nicht länger widerstehen, sondern sie bekannnten sich ihre Liebe mit dem ersten Kusse, und nannten sich seit ihren Kinderjahren zum erstenmal wieder mit dem unschuldigen und lieben Du, und als sie wieder zur Gesellschaft zurückkamen, stritten die Männer noch immer, auf dem Heimweg zwar auch noch, nur lebhafter und getrennter im Widerspruch über den ersten Grundsatz des Doktors, ob er auch wahr sey, und ob man ihm trauen könne. Die Amtrathinn aber fragte: Kinder wo seyd ihr gesteckt, und habt ihr auch die Sonne gesehen schön untergehen? Und die Jungfrau in ihrer Unschuld und Wahrheit gestand Nein. Der Jüngling aber dachte: Unter nicht, aber auf. —

Die neue Hebel-Ausgabe — Bericht aus der Werkstatt

Adrian Braumbehrens, Heidelberg

I. Die Ausgabe

Johann Peter Hebel, Sämtliche Schriften, kritisch herausgegeben von Adrian Braumbehrens, Gustav Adolf Benrath und Peter Pfaff— dies ist der Titel, unter dem die neue historisch-kritische Gesamtausgabe im Verlag C. F. Müller, Karlsruhe, erscheinen wird. Als erste werden noch im Jahr 1989 die Bände 2 und 3, Erzählungen und Aufsätze herauskommen. Band 1, die Gedichte, und Band 4, der sogenannte kritische Apparat zu den ersten drei Bänden, sind für 1990 vorgesehen. Später folgen die theologischen Schriften, der unveröffentlichte Nachlaß und die Briefe. Und nach Abschluß der Textausgabe sind Kommentarbände vorgesehen.

Einen ersten Eindruck vermittelte schon die Vorstudie, *Johann Peter Hebel, Der Statthalter von Schopshheim — Der Spaziergang an den See*, die 1988 bei C. F. Müller herauskam. Sie stellte das Verfahren der Edition vor und erprobte es. Solche Probe war erforderlich, denn diese Hebel-Ausgabe wird in einer neuen Technik erstellt. Die Herausgeber erfassen und bearbeiten die Texte an einem Computer und bewirken eigentätig die Satzeingabe für den Druck. Damit konnten sie für den kritischen Apparat eine neuartige Darstellungstechnik entwickeln, welche bei dem vordem nötigen Dazwischentreten eines Setzers kaum zu verwirklichen war.

II. Die Bände 2 und 3: Erzählungen und Aufsätze

Diese Bände enthalten die gesamte von Hebel zu Lebzeiten veröffentlichte Prosa, mit Ausnahme der theologischen Schriften. Den bei weitem größten Anteil bilden die Beiträge für den Kalender. Zunächst (1803 bis 1807) für den Badischen Landkalender, sodann für den

von Hebel selbst herausgegebenen Kalender des *Rheinländischen Hausfreundes* (1808 bis 1815, 1819). Die bis dahin entstandene erste Hälfte seiner Arbeiten hat Hebel 1811 als *Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes* auch in Buchform herausgegeben und somit einem weiteren, auch überregionalen Publikum leichter zugänglich gemacht. Hierfür hatte er den Text leicht überarbeitet, Eigentümlichkeiten des Kalenders herausgenommen, gelegentlich auch die Sprache hochdeutsch schicklicher geputzt. Entgegen früherer Ankündigung wählten wir als Grundlage unseres edierten Textes die Fassung des Kalenders. Denn dieser war Anlaß und Ziel, die Hebel zum Schreiben brachten und auch die Art seines Schreibens leiteten. Wir sind bemüht, Merkmale des Kalenders durchgehend sichtbar zu machen. So wird das jeweilige Titelblatt des Jahrganges mit der gestochenen Vignette und der roten Farbe in der Schrift vorangestellt und auch die illustrierenden Holzstiche (notgedrungen auf 81% verkleinert) an gehöriger Stelle abgedruckt. Durch den Kolummentitel wird über jede Seite auf den Kalender und seinen Jahrgang hingewiesen.

Wir haben auch Hebels Schreibweise und eigentümliche Zeichensetzung beibehalten, was in einer wissenschaftlichen Edition ohnehin geboten ist. Manchem Leser wird dies auf den ersten Blick befremdlich scheinen, wir hoffen aber, daß es ihm auf den zweiten und dritten Blick einleuchtet; den wirklich geneigten Leser soll diese Ausgabe ja ansprechen, nicht nur den Wissenschaftler. Hebels eigentümliche Sprachkunst würde durch Eingriffe in den Lautstand, die Art der Trennung oder Verbindung von Wörtern, in die Grammatik oder die den Sprachfluß regulierende

Zeichensetzung empfindlich gestört. In Rücksicht darauf erscheint es uns auch nicht angemessen, in Teilbereichen, etwa durch Beseitigung der Zeichen „y“ oder „th“, eine moderne Geläufigkeit vorzuspiegeln.

Seit dem Erscheinen des *Schatzkästleins* hat Hebel regelmäßig im Herbst vor der Ausgabe des Kalenders einige Erzählungen in Zeitschriften zum Vorabdruck gegeben. Das hob den Landkalender in das Interesse gebildeter und überregionaler Leser und warb für ihn. Einmal jedoch schlug es zum Unheil aus. Der Kalender auf das Jahr 1815 hatte samt dem Beitrag *Der fromme Rath* die übliche Zensur bereits passiert und war in Satz und Druck gekommen, als eben diese Erzählung als Vorabdruck in Cottas *Morgenblatt für gebildete Stände* erschien. Wer Hebel kannte, der wußte auch von seiner geradezu überkonfessionellen Einstellung, für die es im Kalender Beispiele gibt. Aber katholische Kreise des Bistums Konstanz verstanden den *Frommen Rath* fälschlich als eine Verhöhnung ihrer Konfession. So führte der Vorabdruck zu energischer Beschwerde bei der Behörde in Karlsruhe und schließlich zur nachträglichen Zensurmaßnahme. Aus allen gedruckten, ja zum Teil schon ausgelieferten Kalendern mußte die inkriminierte Geschichte und zugehörige Abbildung herausgenommen werden; mehrere Seiten wurden neu gesetzt und ausgetauscht. Die Verbreitung des Kalenders mit der verbotenen Geschichte wurde mit einer Buße von 30 Talern unter Strafe gestellt. - Für Hebel war all dies der Anlaß, seine Arbeit als Kalendermann niederzulegen.

Neben den Kalenderbeiträgen hat Hebel gelegentlich auch für andere Organe geschrieben, zumeist anonym oder pseudonym. So ist die Erzählung *Der Spaziergang an den See* 1820 ohne Namensnennung im *Morgenblatt* erschienen, und sie wurde in der Folge von allen Hebeleditoren übersehen. Laengin hat sie 1882 aus einem handschriftlichen Entwurf des Nachlasses (mit zahlreichen Lesefehlern) ediert und die Grundlage für spätere Abdrucke geschaffen. Die zu Hebels Lebzeiten ge-

druckte Reinfassung wurde erstmals in unserer Vorstudie zur Gesamtausgabe wieder veröffentlicht. Das *Sendschreiben an den Sekretär der theologischen Gesellschaft zu Lörrach* über die Juden erschien 1809 in der Zeitschrift *Jason* unter dem teilweise proteusischen Pseudonym *Job(ann) Peter Parm(enideus)*.

Im Jahre 1811 kam in Karlsruhe bei C. F. Müller eine neue Zeitschrift heraus, die *Süd-Deutschen Miscellen*, herausgegeben von P. J. Rehfuß. Hebel war dieser Zeitschrift in mancher Hinsicht verbunden. Zum einen war er als ihr Zensor beauftragt. In einem Brief an Hitzig vom April 1811, beklagt er sich über manche Lasten seines Alltags und hierzu zählt auch „Süddeutsche Miscellen censiren, statt daran arbeiten“. Indes hat er daran gearbeitet. Schon gleich im Januar 1811 erschien dort unter dem Namen *Jakob Österlin, Meister*, die *Standrede über das glückliche Los des Schneiders*. Von diesem Text wissen wir eigentlich nicht mit voller Gewißheit, daß er aus Hebels Feder stammt. Er ist erstmals wieder abgedruckt in der achtbändigen Ausgabe der *Sämtlichen Schriften* (C. F. Müller 1832—34), an welcher Freunde Hebels mitgearbeitet haben, und es gibt hier keinen Grund, deren Zuschreibung in Zweifel zu ziehen. Im Juli 1811 findet sich in dieser Zeitschrift ein Beitrag *Das beste Latein*, der mit den Initialen *J. P. P.* gezeichnet ist. Ein stilkritische Untersuchung weist mit großer Wahrscheinlichkeit auf Hebel als Autor. *J. P. P.* läßt sich auflösen als *Johann Peter Parmenideus*, dem Pseudonym, welches Hebel schon an besagter anderer Stelle gewählt hatte. Auch ist eine andere Auflösung im Umkreis dieser Zeitschrift nach unseren Kenntnissen nicht nahegelegt. Wir haben dieses Stück Hebel zugeschrieben, in die Edition aufgenommen und stellen es an dieser Stelle erstmals vor.

Das beste Latein.

Mein Lehrer sagte mir einst, das beste Latein der alten Römer sey nichts nutz, und das unsrige bleibe schlecht, so lange wir's nicht besser machen, als sie. Dies Paradoxon bewies er so:

Wenn wir irgend einen guten deutschen Text lateinisch auszudrücken hätten, sagt er, wie denn all unser Latein nur Übersetzung aus dem Deutschen sey, so stünde uns aus dem Reichtum dieser Sprache beinahe für jedes Wort, für jeden Gedanken eine üppige Wahl von Ausdrücken, Wendungen und Verbindungsweisen zu Gebot. Aber in jedem einzelnen Fall sey doch nur Ein Ausdruck der entsprechendste, nur Eine Stellung, nur Ein Verhältniß der Sätze, nur Eine Form der Periode die richtigste und schönste, kurz nur Eine Übersetzung von Tausenden wie von Zweien sey als die beste gedenkbar. Wenn wir aber gleichwohl den nemlichen Text den drei besten römischen Classikern aus dem goldenen Zeitalter ihrer Sprache zu übersezen gäben, falls sie wieder kämen, meinte er nemlich, und deutsch verstünden, so würde ihn doch jeder von ihnen and erst wiedergeben, und daraus sey abzunehmen, daß zwei gewiß, aber wahrscheinlich alle drei ihn nicht tadellos richtig übersezt hätten. Daraus schloß er weiter, Einen römischen Schriftsteller zum Muster seiner Latinität zu wählen, taue nichts, und sey gefährlich, weil man an den unrechten gerathen könne; bald diesen bald jenen nachzuahmen, taue noch weniger, (nemlich als nichts) und alle zugleich nachahmen zu wollen, sey Unsinn. Sondern es sey uns aus dem Studium und der Vergleichung aller ein Ideal des guten und lateinischen Stils aufgestiegen, das die Römer selber nicht kannten, und wer jezt dieses erreiche, der übertreffe alle, und er sey der einzige classische Schriftsteller in dieser Sprache, und das einzige Muster aller künftigen Nachahmung. Übrigens traute er sich nicht zu, daß er dieses Ideal schon erreicht habe, und mir nicht, daß ich's je erreichen werde; denn er sprach aufrichtig mit mir. Daß du immer nach Sonntagswörtern, wie nach Schmetterlingen haschest, und alle Perioden auf den Kopf stellst, als wenn die Römer nicht auf den Beinen gegangen wären, damit lieber Pamphile, sagt er, zwingst du's nicht. Siehst du nicht, wie sie das natürliche natürlich sagen, und die gemeinsten Ausdrücke und Stellungen nicht verschmähen, wenn sie die besten sind.

J. P. P

Wie nahe Hebel mit dieser Zeitschrift verbunden war, geht auch aus weiteren Beiträgen hervor. Schon im April 1811 war eine *Charade* abgedruckt, (unterzeichnet: V.) deren Auflösung Hebel heißt.

Nimmst du mein Erstes mir,
Sogleich erschein ich dir
Als treuster Führer durch die Schweiz.
Streichst du mein Leztes aus,
Biet' ich beim Götterschmaus
Die Nektarschaale mit Jugendreiz.
Mein Ganzes brauch ich dir wohl nicht zu
nennen?
Du wirst gewiß den holden Sänger kennen,
Den wir als Menschen, wie als Dichter, lieben,
Der fremd, doch unnachahmlich schön
geschrieben,
Der, nachgeahmt, stets unerreicht geblieben.

V.

Im Mai 1811 erschien eine Besprechung des *Schatzkästlein* mit Textproben, im Oktober eine Rezension von Kerners *Poetischem Almanach* mit Abdruck des darin enthaltenen Hebel-Gedichtes *Der Sperling am Fenster*. Und jeweils im Oktober der Jahre 1811 bis 1813 brachten die *Süd-Deutschen Miscellen* Vorabdrucke aus dem nächstfolgenden Kalender.

III. Entdeckungen in den Kalendern des Rheinländischen Hausfreundes.

Obschon diese Kalender eine Druckauflage bis zu 50 000 Stück hatten, sind sie heute so selten, daß von den meisten Jahrgängen nur noch weniger als 10 Exemplare bekannt sind. Sie waren zum Gebrauch bestimmt, hingen zumeist das Jahr über an der Stubenwand und waren dann vernutzt, oder aber, sie schienen der Aufbewahrung nicht wert.

Zur Vorbereitung der Textausgabe haben wir nun mehrere Exemplare ein und desselben Kalenders miteinander verglichen und stellten Unterschiede fest. Manches davon war unbedeutend: Herausgerissene Buchstaben am Zeilenende gehören zu den Beschädigung-

gen des Satzes, die beim Drucken entstanden und hingenommen wurden. Traten aber größere Schäden auf, so mußte der Satz wieder hergestellt werden, und dies konnte dann zu versehentlichen Textveränderungen führen. Überraschend war es für uns jedoch, daß wir bei den untersuchten Exemplaren sogleich auf recht zahlreiche Druckvarianten stießen. Wir nahmen uns deshalb vor, alle überhaupt in öffentlichen Bibliotheken zugänglichen Kalender auf den Buchstaben genau zu überprüfen. Es ergaben sich für alle Jahrgänge ab 1808 Unterschiede, sogenannte Doppeldrucke, und damit stellenweise auch Fragen, welches denn eigentlich der richtige, vom Autor gewollte Text sei. Als Beispiel folgt hier eine Erzählung aus dem Kalender für 1819.

Merkwürdiges Alter.

Der geneigte evangelische Leser wird sich noch mit Freude erinnern, daß er im Jahr 1817. das 3te Reformationsfest erlebt und begangen hat. In Frankfurt aber am Main lebte damals noch eine Frau, deren Taufschein vom Jahr 1707. aus den Tagen Kaiser Josephs des ersten lautet. Diese Frau hat also das nämliche Fest schon zum 2tenmal erlebt, und kann sich noch erinnern, daß sie das Erstmal im J. 1717. als ein 10jähriges Mägdlein von ihrer Mutter in die St. Peterskirche sey geführt worden. Sie sagt aber, es sey unterdessen Vieles anders geworden, auch mit ihr.

Übrigens ist es ein merkwürdiges Ereigniß, wer ein Dank- und Ehrenfest, das alle hundert Jahre nur Einmal kommt, in seinen Tagen zweymal begeben kann, einmal in der Morgenröthe des aufgehenden Lebens, und das anderemal an seinem späten Abend, wenn die Stimme der Müllerinn leise wird, und der Mandelbaum blüht, und die Heuschrecke beladen ist. — Ein Anderer könnte hundert Jahr alt werden, weniger einen Tag, und wär nicht im Stand, ein einziges Reformations-Fest zu erleben.

In einem Exemplar dieses Kalenders (Badische Landesbibliothek, Karlsruhe) heißt es

nicht *die Stimme der Müllerinn* sondern *die Stimme der Mutter nun*. Dies scheint ganz plausibel, da von einer Müllerin ja gar nicht die Rede war, aber von einer alten Frau, die wohl auch Mutter gewesen sein mochte. Weit gefehlt. Tatsächlich bedeutet die Stimme der Müllerin, der Mandelbaum und die Heuschrecke eine Zitation aus Prediger Salomo 12.; und dies würde durch *Mutter nun* verdeckt. (In der heutigen Bibelübersetzung heißt es an der Stelle übrigens nicht Müllerin, sondern Mühle.) — Eben dieser Fehler *Mutter nun* ist in eine jüngere Ausgabe der Kalendergeschichten eingegangen.

IV. Das Exemplar des Museums im Burghof in Lörrach

Hier fanden wir ein besonders eigenartiges Exemplar des *Rheinländischen Hausfreundes*. Es sind die Jahrgänge 1810 bis 1822, vereinigt in einem Sammelband, der also auch Hefte enthält, die nicht von Hebel stammen. Dieser Band enthält für den Kalender auf 1815 die ursprüngliche Fassung mit dem *Frommen Rath*. Merkwürdigerweise sind die Jahrgänge 1813 und 1815 miteinander dergestalt vertauscht, daß jeder unter der Umschlaghülle des anderen versteckt ist. Der erste Gedanke war, daß der Buchbinder sich versehen habe. Nach einiger Überlegung erschien eine andere Ursache wahrscheinlich. Es war ja bei Strafe verboten, den *Frommen Rath* zu verbreiten, und um so größer dürfte das Bedürfnis gewesen sein, diesen Kalender unter den Oberländer Freunden Hebels heruzureichen. Es lag nahe, ihn unter der Umschlaghülle eines früheren Kalenders zu verstecken. So mag es gekommen sein, daß die Jahrgänge auch im gebundenen Buch vertauscht blieben; und dies mag wiederum dazu beigetragen haben, daß bis heute dieser seltene verbotene Druck in Lörrach nicht entdeckt worden war. (Noch vor wenigen Jahren wußte man nur von einem ein einzigen Exemplar des unzensierten Kalenders auf 1815, dem der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe; inzwischen sind

außer dem Lörracher noch je eines im Museum in Schopfheim und im Generallandesarchiv in Karlsruhe bekannt geworden.)

Das Lörracher Exemplar weist zwei weitere einzigartige Eigentümlichkeiten auf:

1. Im Kalender für das Jahr 1813 sind im Bogen E auf der Hälfte der Seiten, nämlich im sogenannten Widerdruck sehr viele fehlerhafte Abweichungen im Vergleich zu allen anderen bekannten Exemplaren. Genauere Untersuchung läßt erkennen, daß es sich bei diesen Seiten um anderen Drucksatz handelt, daß also wegen der vielen Fehler für den gültigen Kalender neu gesetzt wurde. Dies führt nun zu einem Schluß, der auch für die Jahrgänge 1814 und 1815 des Lörracher Exemplars gilt: Es handelt sich hier um vollständige Kalender in einem Zustand vor der letzten Korrektur. Wir vermuten demnach, daß Hebel vom Drucker Korrektorexemplare in mehrfacher, oder wenigstens zweifacher Ausfertigung bekommen hat, und daß er eines davon an Oberländer Freunde geschickt hat.

2. Im Kalender 1814 dieses Sammelbandes steht unter dem Titel des Berichts *Der Brand von Moskau* der Vermerk (*mit einer Abbildung auf der folgenden Seite*), und dieser Zusatz in Klammern ist wiederum schwarz überdruckt. Es hatte also ursprünglich eine Abbildung hierzu folgen sollen. Auf der folgenden Seite findet sich zunächst, wie in allen Kalendern, *Der Friedensstifter*. Dann aber folgt eine Geschichte, die es allein in diesem Lörracher Exemplar gibt: *Ehrlichkeit eines Juden*. Die Freude über die Neuentdeckung eines Hebeltextes verging aber bei einer näheren stilkritischen Untersuchung: Wir können diesen Text Hebel nicht zuordnen, der Rheinländische Hausfreund hätte aus einer solchen Vorlage Besseres gemacht. Wir stellen den Text hier vor.

Ehrlichkeit eines Juden

Nicht allein unter einem groben Kittel kann ein edles Herz schlagen, sondern auch ein gemeiner Jude kann edel und seiner Pflicht ganz getreu

handeln. Vor einigen Jahren war ein ganz ordnärer polnischer Handelsjude auf der Messe zu Leipzig, wurde krank, und seine Glaubensgenossen reisten zurück: da er nun wieder hergestellt war, fehlte es ihm an den nöthigen Mitteln, ebenfalls nach Hause zu reisen. Irgend jemand mußte ihm gerathen haben, sich um Unterstützung an eine der dortigen Freimaurerlogen zu wenden. Er that dies, und der Logenmeister war erstaunt, einen polnischen Juden bei sich um Unterstützung bitten zu hören, mußte aber einwenden, daß die Armenkasse der Loge nur für nothleidende Brüder bestimmt wäre. Jedoch der Jude hörte nicht auf zu bitten, und verlangte einige Thaler nur als Darlehn. Der Logenmeister gab ihm endlich das Verlangte, in der besten Meinung, ein Allmosen zu geben. Nach einem halben Jahr aber lief aus Polen das Geliebene richtig wieder ein, und der Jude schrieb dabei: daß er den Maurern diese Hülfe nicht allein nie vergessen, sondern daß er auch, so oft er zur Messe in Leipzig seyn werde, jedesmal der Armenkasse der Loge Etwas nach seinem Vermögen mittheilen würde. Seit drei Jahren hat er richtig in jeder Ostermesse 6 Groschen in der Wohnung des Logenmeisters abgegeben.

Wir vermuten den folgenden Hergang. Ein ursprünglich vorgesehener Holzstich ist aus unbekanntem Gründen nicht zum Druck gekommen. Um den Bogen zu füllen, hat der Drucker Geiger einerseits den Durchschuß zwischen den Zeilen erhöht, andererseits eine Erzählung anderer Herkunft hinzugegeben. Diese fand indes nicht die Billigung Hebels, mußte wieder herausgenommen werden, und zum Ausgleich wurde der Abstand zwischen den Zeilen nochmals erweitert.

Diese Erklärung führt zu weiteren Fragen. Wäre es nicht möglich, daß auch in anderen Fällen der Drucker Texte hinzugefügt hat? Etwa wenn nicht Genügendes zur Füllung von drei Bogen zu acht Seiten eingereicht worden war. Solches wäre insbesondere nach dem Wechsel der Drucker im Jahre 1812 denkbar, also für die Kalender ab 1813.

Schon die Buchanzeige am Schluß dieses Kalenders dürfte kaum von Hebels Hand sein. Auch einige Stücke am Schluß des Kalenders 1819 könnten derartiges annehmen lassen, z. B. *Das Blendwerk*. In unserer Edition haben wir jedoch alle Beiträge zum *Rheinländischen Hausfreund* als dessen von Hebel autorisierten Bestand gewertet und kein verdächtiges Stück herausgenommen. Tatsächlich hat Hebel, wie er selbst gelegentlich anmerkt, manches Stück aus anderer Hand aufgenommen, das jedoch in der Regel von ihm überarbeitet sein dürfte. — Wir teilen begründete Zweifel an Hebels Autorschaft jeweils im kritischen Apparat mit.

V. Der kritische Apparat

In die Freude über das Erscheinen der Bände 2 und 3 gegen Ende 1989 mischt sich auch ein wenig Bedauern. Wir hätten es vorgezogen, zugleich mit dem edierten Text auch den zugehörigen kritischen Apparat (die Beschreibung der Textzeugen, das Verzeichnis aller Varianten in Handschriften und autorisierten Drucken) zu veröffentlichen, denn nur diese beiden Teile zusammen bilden die kritische Edition. Aber dieser kritische Apparat wird mit demselben für die Gedichte in einem Band zusammen gefaßt. Er erscheint als Band 4 der *Sämtlichen Schriften* zusammen mit dem ersten Band, den Gedichten, binnen Jahresfrist.

Der Dichterin des Markgräflerlandes

Lina Kromer zu ihrem 100. Geburtstag

Ludwig Vögely, Karlsruhe

Spruch

Saie un ärne
'isch allewil 's glich.
Saie un ärne
's macht allewil rich.
E Chorn in Bode,
e Wort ins Wit,
du ärnsch vo jedem,
vo jeden, wenn's Zit.
(Lina Kromer)

Dr Blaue isch gstande
lang, lang öb i gsi,
dä stobt, wenn i nümmi,
scho lang nümmi bi

Dr Wind in de Bäume,
er chrüslet und dost,
un's Wasser ruscht näume,
wenn niemese meh lost.

Die bluemige Matte
sin tauig un schön,
wenn mir wie Schatte
verwaihe, vergöhn.

I.

Lina Kromer wurde am 3. September 1889 in Obereggenen als Tochter des Bauern und Waldhüters Gottlieb Kromer geboren. Sie wurde hineingeboren in eine herrliche, fruchtbare Landschaft voller „Obs un Wy“ (Burte), so wie sie Goethe schon in seiner berühmten Rezension für Hebel gepriesen hat: „Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannigfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwätzigkeit und Darstellungsgabe, zudringliche Gesprächsformen, neckische Sprachweise, so viel steht ihm zu Gebot, um das, was ihm sein Talent eingibt, auszuführen.“ All dies wurde auch Lina Kromer in die Wiege gelegt. Und über der Landschaft und Obereggenen thront der Blauen, beherrschend und bestimmend. Über ihn schrieb Lina Kromer später die schönen Verse:¹⁾

Einen bleibenden Einfluß auf Lina Kromer, sie hat ihre Eltern früh verlassen, hat ihr Vater ausgeübt. Dieser einfache Bauer und Waldhüter war ein großer Naturfreund, begabt, über die Dinge nachzusinnen und seine eigenen Gedanken über den natürlichen Lebensablauf zu machen. Von ihm lernte die Tochter beim Gang durch Wald und Feld, bei der Arbeit im Rebberg und den Äckern Sonne, Mond, Sterne, Wind und Wolken kennen. Seine Schilderungen und Deutungen spiegelten sich später in dichterisch veränderter Form in vielen Gedichten Lina Kromers wider. So hat sie ihr ganzes Leben lang die Wahrheit der biblischen Worte erfahren, daß nicht aufhören werden Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht. Sie hat früh den Kreislauf des Lebens gesehen, das Stirb und Werde, und hat dar-

über zeitlebens gegrübelt. Und sie hat letztlich erfahren, daß ein Leben, wenn es köstlich war, Mühe und Arbeit gewesen ist.

Reifer Acker²⁾

*Wenn d'Frucht in schweri Aebre stoht,
im Fäld all Siche göhn,
wenn d'Summerblueme, blau un rot
in alle Gärte stöhn,*

*wenn dr Duft vom rote Chlee,
vom Rotchlee, goht im Feld,
no würds mer allmohl bang un weh,
z'eng in dr wite Wält.*

*Nö möchti fliege weiß wie wit,
bis use ganz ans End,
dörthi, wo selli Stilli lit,
wo eis sich selber chennt.*

Dieses schöne und stimmungsvolle Gedicht zeigt schon die Grundstimmung vieler Gedichte, in denen Helles und Dunkles zu finden sind, den tiefen Ernst, das Denken auf einen zentralen Punkt hin, das dieser Frau eigen war . . . „dörthi, wo selli Stilli lit, wo eis sich selber chennt“, diese Aussage kann man auch ganz wörtlich nehmen, denn Lina Kromer war ganz und gar eingebunden in den Betrieb eines Markgräfler Bauernhofes in der Familie ihrer einzigen Schwester. Und wer weiß, wieviel Arbeit auf einem Bauernhof zu verrichten ist, wie jede Hand gebraucht wird, der weiß auch um die tagtägliche körperliche Anstrengung dieser Frau, die an den Sonntagen gerne die Markgräfler Tracht mit der Flügelhaube getragen hat. Sie war völlig eins mit dem Jahresablauf des Hofes und blieb auch ihrem Heimatdorf Obereggenen treu, sie ist selten über seine Grenzen hinausgekommen. Erst im Alter konnte sie sich einen Traum erfüllen, eine kurze Reise an die Nordsee. Denn der Vater hatte sie auf dem Atlas weit geführt, besonders Island mit seiner großartigen Einmaligkeit hatte es ihr angetan. So entstanden später Gedichte wie „Surtsey“ (isländische Vulkaninsel) oder

„Der Golfstrom“, die sie in Wirklichkeit nie erlebt hatte. Zu Fritz Fischer sagte sie einmal: „So habe ich als Kind mit meinem Vater zusammen auf einem kleinen Atlas das Nordmeer befahren. Und dieses geheimnisvolle Land der nicht vollendeten, sich im Werden befindende Schöpfung ist ein Leben lang bestimmend für den Schauplatz meiner Dichtung gewesen. Nur das Bild habe ich in meine Heimat projiziert, statt Island habe ich das Markgräflerland nehmen müssen.“³⁾ Und weiter meinte sie, und das ist ein grundlegendes Bekenntnis, daß nicht das Liebliche, sondern das Gewaltige, Furchtbare, oft Vernichtende sie umgetrieben habe. Darauf ist noch zurückzukommen.

Wenn oben gesagt wurde, daß Lina Kromer ganz in den Arbeitsablauf des bäuerlichen Betriebes eingebunden war — sie führte dazu noch das „Lädele“ im Elternhaus — so gilt das auch für das Dorf. Sie kannte aus eigenem Erleben und enger Verbindung mit den Bewohnern die Sorgen und Nöte, Freuden und Glück in den Familien, wußte Rat und Hilfe und wurde so zur „Gotti“ für jung und alt. Das ist ein Ehrentitel, der höchste, den eine Dorfgemeinschaft zu vergeben hat. Sie war eine Gotti gleich der Friederike von Sesenheim, eine Seelsorgerin im besten Sinne des Wortes. Welch ein Glück für ein Dorf, eine solche Frau in seiner Mitte zu haben. Hermann Burte hat ihr deshalb folgendes Gedicht gewidmet:⁴⁾

*E Buuredochter, wo no d Chappe trait
Und schafft in Huus und Feld, so wie's der
Bruuch
Und sin au d Böde, s Wetter, d Mensche ruuch,
Uf alles luegt in stiller Dankbarkeit;*

*Und, haimli troffe vome hailige Huuch,
Die ganze Seel in schöni Riime lait
As Erschti, wo s uf Alimannisch sait —
Es dönt wie s Amsleied im Holderstruuch!*

*Es wachst in ihre wie im Haimetgrund
Der Wy am Hang und d Äbri in der Ärn:
E sone Jumpfere isch die gueti Stund.*



Lina Kromer

(Foto: J. Wenk, Riehen/Basel)

*Es glänzt ob ihrem Haupt e raine Stärn,
Si stoht mit Gott und der Naduur im Bund,
Und alli guete Mensche hän si gärn!*

Das bisher Geschilderte zeigt das Leben der Lina Kromer in seiner Daseinsform als bis zu ihrem Tode arbeitende, sorgende Frau, eingebettet in das Dorf, sein Leben und sich äußerlich nicht unterscheidend von anderen Bauersfrauen. Und doch verbirgt sich unter der Oberfläche ein anderes, nie geahntes Sein, das geistige Leben der Lina Kromer. In einem ihrer hochdeutschen Gedichte findet sich die Strophe:⁵⁾

*Ich weiß, warum der Herr der Welt
mich in des Lebens Eck' gestellt:
Nicht, daß die Enge quäle!
So nur zur Sonne
den Flug ich richt',
Wo Alltagswonne
und Schranken nicht
hindern die Schwingen der Seele.*

II.

Erst spät am Abend, nach des Tages Mühe und Plage konnte Lina Kromer mit Brentano sagen: „Sprich aus der Ferne, heimliche Welt, die sich so gerne zu mir gesellt.“ Aber diese heimliche Welt mußte einem müden Körper abgerungen werden. In einem Brief an Hermann Burte schrieb sie am 6. Oktober 1929: „Sie können verstehen, was es heißt, bei schwerer Arbeit, in der Unruhe des großen Haushaltes, den Glauben an Berufung aufrecht zu erhalten, besonders wenn der Körper beim eigentlichen Schaffen nachts oft versagt.“ Und trotzdem „flügelte ihre einsame, jungfräuliche Seele über den Tag und sein Tun hinaus in das lichte Reich der Dichtung,“ wie Burte in seinem Geleit zu dem Gedichtband „Im Blaue zue“ geschrieben hat. „Meine eigentliche Welt, in der andere Maße und andere Werte gelten, ein anderer Rhythmus der Gezeiten herrscht, ist meiner Umwelt verborgen,“ sagte Lina Kromer einmal zu Fritz Fischer, der die Dichterin wohl mit am besten

gekannt hat.⁶⁾ Und in ähnlicher Weise das gleiche Problem berührend schrieb sie am 24. September 1933 an Burte: „Vielleicht weißt Du nicht, daß ich tagaus, tagein, pausenlos körperlich tätig bin und Eigenes zurückdrängen muß, wie stark es auch beschäftigt. Erst spät abends darf ich in aller Heimlichkeit — man will von meiner Verrücktheit nichts wissen — auf das hören, was in mir lebt und ans Licht will.“ Dieses innerliche Anderssein als die Menschen ihrer Umgebung, das Begnadetsein, von dem niemand etwas wußte, diese Bürde hat sie wohl oft bedrückt. Und sie lernte, diese Last zu tragen und kam so zu der Erkenntnis, daß es unter diesen Menschen immer einen geben muß, „der sterneneinsam und sehr traurig, in seinem glänzenden Gehäuse eingeschlossen, nicht sein kann wie die andern.“ Fritz Fischer berichtet, daß sie auf die Frage, wie das mit ihrem Dichten sei, antwortete: „Das ist mir völlig dunkel. Vielleicht wächst es aus Schmerz und Einsamkeit.“ Und alemannisch endete sie: „Was dichte isch, cha i selber chum sage, das isch, wie wenn e Stellfalle ufzoge un's Wasser frei wird.“⁷⁾

Welche Energie besaß doch diese zarte und bescheidene Frau, wie stark muß ihre Begabung, das Schöpferische gewesen sein, um unter solchen Verhältnissen zum Ausbruch und Ausdruck zu kommen. Ihre Gedichte sind — so gesehen — Kinder der Nacht, aber viele im Licht des Tages erstmals gedacht, im Rebberg etwa, im Angesicht des Blauen oder in der Sorge um die Ernte. Zu allermeist aber kreisen ihre Gedanken um den Menschen und sein Dasein, um ihre eigene Existenz, um den Sinn des Lebens überhaupt. Wie sehr sie gerungen und auch gelitten hat, geht aus den Worten hervor, die Lina Kromer einmal gesprächsweise geäußert hat: „Hie un da frierts eim. s' Dichte isch nit nur e Seege.“⁸⁾ Der Schriftsteller Eberhard Meckel meint dazu, daß sie sich von Anfang an Mühe gab, „hineinzuwachsen in die ungeheuere Verantwortung des Gedichts.“ An dem obigen Ausspruch ließe sich ermesen, auf welchem Bo-



Das Elternhaus der Lina Kromer

(Foto: L. Vögely)

den auch im Kleinen das Besondere entstehen kann. „Bei ihr ist es geworden, langsam, unendlich langsam, zögernd und leise in dem richtigen Empfinden, daß man warten können muß, um zum Wesentlichen zu gelangen, auch wenn darüber die Zeit hingehet.“⁹⁾ Das Warten auf den Vers, der nicht herbeigewungen werden kann, der im Innern reift, der vielleicht lange im Gedächtnis bewahrt

wird, bis er ans Licht kommt, ist sicher Kennzeichen des Schaffens von Lina Kromer. Wie hat sie einmal gesagt? „Quellen sind überall, aber nicht Brunnen, die die Wasser fassen.“ In der Stille ist ein nach Umfang schmales Werk entstanden. Der Reifeprozess dauerte lange, und erst mit 45 Jahren hat Lina Kromer ihren ersten Gedichtband „Im Blaue zue“ herausgebracht. Und ähnlich wie Hebel, dem nach

seinen alemannischen Gedichten der Pegasus nicht mehr galoppieren wollte, meinte Lina Kromer am Ende ihres Dichtens, was sie sagen wolle, habe sie gesagt.

III.

Goethe hat einmal festgestellt, daß im Dialekt die Seele ihren Atem schöpfe, in ihm wende sich das Allgemeine, Abstrakte der Sprache wieder zurück ins Konkrete und Urwüchsige. Der Dichter kann, um diesen Gedanken weiter zu führen, durch den Dialekt die Erfüllung seiner reinsten und höchsten gestalterischen Absichten kommen. Heidegger sagte in seinem Aufsatz „Sprache und Heimat“, daß im Dialekt das Sprachwesen wurzele. In ihm wurzele auch, wenn die Mundart die Sprache der Mutter sei, das Heimische, das Zuhause, die Heimat. Wörtlich: „Die Mundart ist nicht nur die Sprache der Mutter, sondern zuvor und zugleich die Mutter der Sprache.“ Sowohl Goethe als auch Heidegger haben den Wesenskern der Mundart sicher gespürt, und die beiden Großen haben ihrer Erkenntnis treffenden Ausdruck verliehen. Aber nun ist da die bescheidene Frau Lina Kromer, die keine theoretischen Überlegungen braucht, weil ihr die Mundart angeboren ist, und in ihrem angeborenen Sprachgefühl handhabt sie diese mit einer Sicherheit, die erstaunlich ist. Der Dialekt wird zum Medium ihrer tiefen Gedanken und Einsichten, denn Mundart ist kein Gefährt der Weitschweifigkeit und Oberflächlichkeit, sie verlangt das Genaue und Unmittelbare ohne Umschweife. Und deshalb ist bei Lina Kromer nichts von populären Idyllen zu spüren, über welche Mundartdichtung oft nicht hinauskommt. Da ist nichts zu spüren von der Illusion einer heilen Welt, von Ortsanekdoten und Kleinbürgersehnsüchten.

Lina Kromers Werk kann man deshalb nicht zur Heimatkunst rechnen, so wie sie oft abfällig apostrophiert wird, obwohl Heimatkunst an sich kein abwertender Begriff ist, im Gegenteil. Aber, und so hat es Wilhelm Zentner einmal formuliert: „Heimatkunst bedeu-

tet indessen heutzutage nur zu oft Verengung. Der künstlerische Dilettantismus flüchtet sich gerne in ihre Obhut. Da wird dann verkleinert, verniedlicht und auf jegliche Weise verheimatkünstelt, nicht weil in jedem Strauch am Wege ein Stück Weltseele träumt, sondern weil die Schwingen zu höherem Flug nicht tragen wollen, weil sich in eitlem Selbstbegrügen das Nichtskönnen befriedigt. Auch die Erfüllung eines kleinen Kreises mit wahren und überzeugendem Leben bedingt den Einsatz einer ganzen künstlerischen Persönlichkeit.“ Die Forderung des letzten Satzes wird von Lina Kromer in schöner Weise erfüllt. Sie greift existentielle Probleme auf und meistert sie sprachlich so, wie es dem hohen Gedankenflug und dem tiefen Ausbruch ihres Inneren entspricht. Sie hat „in aller äußeren Scheu und geistiger Einsamkeit mit ihren alemannischen Gedichten ein ungleich höheres Format als diejenigen, die sich mit ihr um das Erbe der heimatlichen Mundart mühen. Der Hebelvergleich, mit dem auch bei ihr gern billig umgegangen wird, jeder der unseren Dialekt schreibt, wird immer gleich mit Hebel konfrontiert, auch wenn es gar nicht stimmt, ist freilich hier bei Lina Kromer besser am Platze als sonstwo. . .“¹⁰) Dies ist richtig beobachtet. Mancher, der im Dialekt seine Verse schreibt, sieht sich in der Nachfolge Hebels. Dazu wäre viel zu sagen, und die Frage muß erlaubt sein, ob man Hebel überhaupt nachfolgen kann. Wenn aber das möglich ist, wenn jemand so wie er die meisterhafte Beherrschung der Mundart, die Tiefe der Gedanken und deren Vielschichtigkeit aufweist und bei starkem Eingebettetsein in die heimatliche Landschaft weit darüber hinaus nach dem Sinn der Welt und des menschlichen Daseins fragt, kurz, das Ingenium des wirklichen Dichters besitzt, dann steht Lina Kromer in der Nachfolge Hebels. Bei ihr hat wie bei ihm zunächst einmal die Heimat Klang und Zauber.

Dieser Klang und Zauber offenbart sich in vielen ihrer alemannischen Gedichten, welche den bäuerlichen Jahreskreislauf schildern und



Lina Kromer in ibrem „Lädeli“

(Foto: J. Wenk, Riehen/Basel)

die Natur in ihren morgendlichen und abendlichen Stimmungen beleuchtet und — das ist wichtig — reflektiert wird.

D'Obewolke stige

*D'Obewolke stige
am Blaue ohne Hascht,
alli Vögel schwiige,
d'Stilli chunnt scho z'Gascht.*

*Uf de untre Matte
wahlt blaue Nebel scho,
länger falle d'Schatte,
d'Sunne mueß scho gob.*

*Do un dört e Sterne
leit hell si Liechthli dri. . .
Mensch! Sone Sunnecherne
sottsch du doch selber si.*

Nach dem arbeitsreichen Alltag ist der Abendfriede willkommen und ersehnt. Das Gedicht „Obefriede“¹²⁾ schließt mit der schönen Strophe

*D'Nacht chunnt bal, dr Näbel stigt,
d'Sunne isch scho dunde.
Mi Herz würd still,
es lost un schwiget,
un het dr Heimweg gfunde.*

Das still gewordene Herz beschert Ruhe und Schlaf, der in den neuen Tag führt. Der Morgen ist aber nicht nur Eichendorffs Freude, auch Lina Kromer erlebt ihn intensiv mit wachen Sinnen:

*Schön isch dr Wald vor Dau un Dag,
wenn alli Amsle schlöhn,
e Fink probiert dr Meischterschlag,
im Hochzitschleid dr Wißdornbag
un d'Maierösl stöhn.*

So beginnt das Gedicht „Morgen im Walde“. — Und bald webt im Tal das Leben, so wie in alten Zeiten.

Im Dal¹⁴⁾

*D'Heumüchli näume gige,
verstoble ruscht der Bach,
schneewißi Wolke stige
dört obem Wald als g'mach.*

*D'Mückli uf un nieder
z'ringsumme wirblig göhn,
e Weib zieht hi un wieder,
d'Schwarzamsle heimli schlön . . .*

Die ziehenden Wolken aber bewirken einen Gedichtschluß, wie er für Lina Kromer typisch ist:

*D'Wolke, die ziehn witer,
un näume gobt e Wind!
Mi Heimetort, wo lit'r?
Wo heißt's: „Gottwilche Chind!“*

Hier treffen die Worte Burtes zu: „Ein schmerzlich schöner Ton entklingt ihr, in dem so viel Eigenes und Echtes schwingt, daß man ihr lauschen muß.“

*Im Garde blüebt di Oepfelbäum
un d'Schwalbe sin scho do —
mir aber ischs no wie ne Traum,
as ich ellei mueß gob.*

*As niemes Blueme gönnt am Bord
un git e Maie mir, —
as niemes sait e fründli Wort —
o weri doch bi dir!*

*Im Holderstock schlön d'Amsle all
so schön, wie fern im Mai,
un d'Sterneblueme blüebe ball
wiß um di Liichestei. —*

Dieses Gedicht, das Lina Kromer mit „Chlag“ überschrieben hat, zeugt einmal von dem echten, tiefen und volksliedhaften Gefühl, das die Dichterin auszeichnet, und das Gedicht besitzt alle Merkmale eines lyrischen Gedichtes. Zum andern aber schwingt hier ein Ton herein, der in den Gedichten oft erklingt. Es ist die Einsamkeit. Die Sehnsucht nach menschlicher Wärme, nach eine wenig Glück wird ergreifend deutlich. Es zeigt auch, wie Lina Kromer mit einem das menschliche Sein und Vergehen aussprechenden Schluß ein einfaches Gedicht abschließen kann. Immer wird eine höhere Ebene ihres Denkens sicht-

bar. Für sie gilt, so wie sie es im Gedicht „Schöne Sicht“ ausgesprochen hat:

*kommt aus der Ferne
in bläulichem Schein,
vom hellsten Sterne
die Sehnsucht herein.*

So durchzieht die Sehnsucht manches Gedicht. Diese Sehnsucht fragt vor allem nach Gott. Die stille, bescheidene Frau mit dem heißen Herzen war eine Gottsucherin. Denn:¹⁷⁾

*Sucher simmer allewil;
wenn alli andre g'funde henn,
hangt in de Sterne unser Ziel.*

Und ein anderes Gedicht beginnt mit dem fast verzweifelten Anruf:¹⁸⁾

*Erbarm Di! Gib Di z'chenne,
Was es um Di isch.
Du brennsch, un mir verbrenne,
mir werde, un Du bisch.*

Und das Gedicht endet mit den Worten:

*Erbarm Di, Du Dreieine,
Dur Di, vo Dir, zue Dir
isch unser Welle, Meine
isch alles — un sin mir.*

Das gewaltigste Gedicht, das Lina Kromer geschrieben hat, ein Höhepunkt alemannischer Dichtung schlechthin, ist „Das Gesicht am Strom.“¹⁹⁾ Neben dem gewaltigen Stoff, den es anpackt, ist es ein kostbares Geschenk an die Menschen ihrer Heimat und darüber hinaus, und das Gedicht dokumentiert die Sprachgewalt der Mundart in einmaliger Weise. Diese Sprachgewalt ist gleichwertig der Gewalt der inneren Gesichte der Lina Kromer. Es ist großartig, wie sie ihre tiefen, sucherischen, seherischen Gedanken umsetzt in Bilder, die sie aus ihrer heimatlichen Umwelt herausholt. Das Gedicht beginnt

*E Nacht,
e chüehli Märzenacht,
e Vollmondnacht am Rbi. —
E Glanz, e Glascht, e wunderbari Pracht,
ne gheimnisvulli Fäbri schlacht
wit in Himmel, hoch un bell,
tief ins Wasser, schwarz un schnell. .
Fremd schine d'Sterne dri.*

Es sind Bilder, die trotzdem das Übersinnliche ausdrücken. Es ist ein Hinüber- und Herüberspielen von Sinnlichem und Übersinnlichem, von Diesseitigem und Jenseitigem, es ist, wie Börsig es sagte, „die Überhöhung des Heimatgefühls durch das schmerzliche und freudvolle Bewußtsein, einer anderen, unvergänglichen Welt anzugehören.“²⁰⁾ Dieses Gedicht ist der Beweis eines begnadeten Dichtertums, eine Offenbarung der grübelnden Eigenart Lina Kromers. Literaturkundige und Kritiker haben sich mit dem „Gesicht am Strom“ befaßt. Einer von ihnen, Eberhard Meckel, soll zu Wort kommen: „Die ernste, tiefe Verhaltenheit des Wortes, der einfachen, schlichten Sprache deckt nur um so stärker die leidenschaftliche, sucherische Seele zu, die in diesen Strophen die irdische Erkenntnis eines gelebten Lebens verarbeitet, in der Ahnung des Göttlichen zugleich bestärkt. Lina Kromer, im bäuerlichen sicheren Instinkt für das Echte, schreibt nur, was sie muß, dem Erbe unserer Dichtung verpflichtet.“²¹⁾ Von der tiefen Wirkung betroffen, den das Gedicht macht, liest man die letzten Verse:

*„Siebsch selle Grot? So ruch un schmal,
aß chum di Fueß cha stoh?
Dort drüeber muesch, du besch kei Wahl,
wenn zue dim Ziel wit cho.“
Un d'Tieft zieht! E Vogelschwarm
stricht nieder drüber her.
Dört soll eis goh? Aß Gott erbarm!
Wer soll das chönne? Wer?
Scho tribt e Sturm mit wilder Gwalt
mi vor sich her in s'Leer.
I stülpere, find niene Halt,
s'fahrt dur mi dure isigchalt,*

*s'tost um mi wie ne Meer.
I fall! Un fall! Un weiß, 's isch 's End,
Mueß in dem Grus vergob.
In Fall! Un fall in starchi Händ —
„Un 's Liecht?“
O! 's Liecht isch do!*

Es bleibt das Staunen, wie Lina Kromer dieses Gedicht schaffen konnte. Sie hat es selbst mit den Worten erklärt: „Es ist etwas auf mich zugekommen, das mich schier umgeworfen hat.“²²⁾

Lina Kromers Suchen hat schließlich sein Ziel, und sie selbst die Ruhe von allen Fragen gefunden. Ihr Gedicht „Gebet“²³⁾ kann deshalb so enden:

*Was wemmer denn vermesse,
so unverständlich blind,
erkenne un ergründe,
wo keis ke Grund meh findt.
Di Grössi schreckt mi nümmi,
i gib mi endlich dri:
vo dir, zu dir, dur alles,
un ganz un gar halt di.*

Die hochdeutschen Gedichte Lina Kromers erreichen in ihrer Intensität im allgemeinen nicht an die sprachliche Aussagekraft der Mundartgedichte heran. Das ist eine Verallgemeinerung, die — wie alle Verallgemeinerungen — nicht immer zutrifft, denn unter den hochdeutsch geschriebenen Gedichten findet sich manche Perle. Das Gedicht „Schöne Sicht“²⁴⁾ hebt voll Stimmung an:

*An steiler Halde
der Thymian blüht,
dort überm Walde
das Abendrot glüht. . .*

Unwillkürlich kommen da Weinhebers schöne Verse ins Gedächtnis:

*Glocken und Zyamen,
Thymian und Mohn,
Ach, ein fernes Abnen
Hat das Herz davon. . .*

Im Gedicht „Am Abend“²⁵⁾ heißt es:

*Die Sonne sinkt, es dämmert,
die Nacht ist nicht mehr weit.
Ein später Dengler hämmert,
im Wald ein Käuzchen schreit.
Das reife Feld durchleuchtet,
ein blasser Mondenschein,
der Abendnebel feuchtet
und hüllt die Ferne ein. . .*

So fängt Lina Kromer auch in ihren hochdeutschen Gedichten das sie umgebende bauerliche Leben ein. Aber auch in diesen Gedichten bricht sich ihre grübelnde Seele Bahn:²⁶⁾

*Kennst du die Nächte ohne Schlaf,
voll dumpfem Herzeleid?
Wo neu dich die Erkenntnis traf
deiner großen Einsamkeit?
Weltenweit kein Menschenherz
in Lieb und Lust dir schlägt,
einer ganzen Menschheit Schmerz
deine Seele einsam trägt. . .*

Das ist wieder das Suchen nach Geborgenheit, die herausführt aus dem Alleinsein. Es ist letztlich auch hier Gottsuche. Auf dem Weg zu ihm kam Lina Kromer zu der Erkenntnis, daß es vor allem auch darauf ankommt, in einem Sinne Mensch zu sein, wie sie es im „Spruch“²⁷⁾ gültig ausgedrückt hat:

*Wer du auch bist
und was du tust,
nach einem such allein
in unsres Daseins
dumpfen Wust:
Ein Mensch,
und nur ein Mensch zu sein.*

V.

Es fiel der einfachen Frau aus Obereggenen schwer, mit ihren Gedichten an die Öffentlichkeit zu treten. Zeitungen oder Verlage zu finden, die ihre Seiten einer Unbekannten öffnen, war zu allen Zeiten nicht leicht. Doch letztlich überwand Lina Kromer die Scheu und wendete sich am 24. August 1924 an



Das Grab Lina Kromers in Obereggenen

(Foto: L. Vögely)

Hermann Strübe/Burte mit folgendem Schreiben: „Wie schon eine Menge vor mir, komme auch ich mit einer Bitte, Beiliegendes zu prüfen, ob etwas für den ‚Markgräfler‘ taugt. Nur ungern belästige ich Sie mit solchen Dingen, doch drängt mich große Geldnot zu einem Versuch.“ Die äußere Not der

Inflationszeit veranlaßte sie, diesen Brief an ihren berühmten Landsmann zu schreiben. Er war der Beginn eines regen Briefwechsels und einer dauerhaften Freundschaft. So gingen z. B. viele Geburtstagsgrüße hin und her, und Lina Kromer schrieb in einem Gedicht „An Burte“:²⁸⁾

*Mir cheme au gern hüte
 un wümsche Glück zuem Fescht,
 doch ums eifache Lüte
 besch du z'viel hochi Gäscht,
 die dete ums schiniere,
 wies Unsergattig het.
 Mir chönne wohl sinniere,
 doch fehlts is an der Red. . .*

Burte, der sofort bei Beginn der Bekanntheit mit Lina Kromer deren Bedeutung erkannte, wurde ihr bewährter, selbstloser Helfer. Ihm ist es vor allem zu danken, daß im Dezember 1933 ihr erster Band alemannischer Gedichte herauskommen konnte, und er schrieb ihr dazu ein schönes Geleitwort²⁹): „Nun sie die edle Scheu vor den Menschen überwunden hat, und mit ihrem Bande ‚Im Blauen zue‘ hervortritt, grüßen wir sie als die erste Dichterin unserer alemannischen Mundart mit Hebels Worten an seine Jungfrau aus dem Oberland, nur die letzte Zeile herzlich verwandelt:

*Zeig, Junfere us em Oberland,
 mit diiner Harpfen in der Hand,
 flicht dii Zirinkeschranz ins Hoor,
 leg' Halstuech a us Silberflor;
 chumm, sing e Liedli so un so!
 De chasch es jo! Mer wüsse's scho!“*

Ihre Dankbarkeit Burte gegenüber ließ nie nach. „Viele kennen nur den großen Dichter, ich kenne die selbstlose Güte des großen Menschen,“ schrieb sie am 25. Dezember 1933. Burtes starke Persönlichkeit schien die bescheidene Lina Kromer manchmal fast zu erdrücken. In einem Brief ohne Datum sagte sie: „Immer, wenn wir uns gesehen, braucht es geraume Zeit, bis ich wieder etwas niederschreiben kann. Der Abstand zwischen Spatz und Adler wird mir jedesmal deutlicher. Es ist und bleibt ein Wunder, daß Du mir trotzdem hilfst.“ Lina Kromer hatte außer Burte noch viele Freunde, die ihr halfen, so Dr. Fritz Fischer oder Dr. Fohmann, um nur zwei zu nennen. Sie brauchte sie auch, denn geschäftstüchtig im üblichen Sinne war die

Dichterin in ihrer ländlichen Abgeschiedenheit wohl kaum. „Wie es mit dem Absatz der blauen Bändchen (Anm. d. Verf.: „Im Blaue zue“) ist, teilt Dir vielleicht Dr. Fischer mit. Ich weiß nicht viel davon. Auch nicht, welche Aufnahme es fand.“ Diese bezeichnenden, beinahe rührenden Worte schrieb Lina Kromer am 14. Februar 1934 an Burte. Und daß man mit Lyrikbänden nicht reich werden kann, ist eine alte, allbekannte Tatsache.

Lina Kromer war großer Freundschaften fähig. Ihr Bekanntheitsgrad wuchs natürlich im Laufe der Jahre und reichte schließlich weit über die engere Heimat hinaus. Sie führte landauf-landab Lesungen ihrer Gedichte durch. Und so lernte sie im Jahre 1945 anlässlich einer Lesung in Badenweiler den berühmten Philosophen Martin Heidegger kennen. Daraus ergab sich ein Briefwechsel, der bis zum Tode Heideggers im Jahre 1976 andauerte. Daß Lina Kromer dazu fähig war, ist ein weiteres Beispiel für die Spannweite ihres Geistes.

Den Höhepunkt aller Ehren, die Lina Kromer zufielen, so wurde sie Ehrenbürgerin ihres Heimatortes Obereggenen, war sicherlich die Verleihung des Hebelpreises im Jahre 1956. Sie war die erste Frau, die diesen Preis erhielt. Als er ihr verliehen wurde, sagte sie in ihrer fast demütigen Bescheidenheit: „Warum stellt man mich vornen hin? Ich bin es nicht, es ist das Markgräflerland. Ich selbst habe kein eigenes Verdienst dabei.“ Und Burte, der bewährte Freund, schrieb ihr zur Verleihung des Preises ein Gedicht, dessen erste drei Strophen hier angeführt sein sollen³⁰):

*Wie schön, wenn ussem Volch im Land
 E holdi Jumpfere ufgeduucht
 Und ibri Seel, vo Herz und Hand,
 In raine Liedere uusehuucht!*

*E Buuredochter, brav und echt,
 Wo singt in Hebels Sproch und Wüis,
 So Ainer ghör mit Fueg und Recht
 Der nobel Chranz: der Hebelpriis!*

*Wenn Ain vom Staat im Huusemer Saal
Dä Priis deere Jumpfere übergit,
Ruuscht's Volch sy Bifall zue der Wahl,
Der Hebel selber dättschlet mit!*

VI.

Der Kreis schließt sich. Fritz Fischer, selbst ein großer Markgräfler, zitiert in seinem gültigen Vorwort zu: „Nur ein Mensch zu sein“ ein Gespräch kurz vor ihrem Tode. Lina Kromer sagte: „Jetzt auf das Ende zu treten wir aus dem Urwald heraus. An Stelle des Feldweges laufen zwei Wege nebeneinander her, die sich nach geometrischem Gesetz in der Unendlichkeit treffen, dort, wo alle Dinge Gewißheit sind. Das ist mein Auftrag, in meiner Art an die letzten Dinge zu rühren. Zu dem, was ich geschrieben habe, bin ich innerlich dazu aufgerufen gewesen.“ Ihre Suche nach dem Sinn des Lebens, nach Gott neigte sich dem Ende zu. Ihre Seele breitete, um mit Eichendorff zu reden, weit ihre Flügel aus, flog über das geliebte Markgräflerland nach Hause, dem ewigen Lichte zu, das sie zeitlebens gesucht hat.

Lina Kromer schloß am 1. September 1977 ihre Augen und wurde am 3. September, an ihrem 88. Geburtstag, auf dem Friedhof ihres geliebten Heimatortes Obereggenen zur letzten Ruhe gebettet.

Literaturnachweis

Kromer, Lina, *Im Blaue zue*, Alemannische Gedichte mit einem Geleitwort von Hermann Burte, 1. Aufl. 1933, Markgr. Druckerei- und Verlags-gesellschaft Müllheim, 2. Aufl. 1941, Hünenburg-Verlag, Straßburg
Kromer, Lina, *Im Rauschen der Wälder*. Hochdeutsche Gedichte, 1941, Hünenburg-Verlag, Straßburg
Kromer, Lina, *Gesicht am Strom*. Alem. Gedichte, 1949, Bernhard Krohm Verlag, Freiburg
Kromer, Lina, *An Bruder Namenlos*. Alem. Gedichte, 1958, Rombach-Verl. Freiburg, 2. Aufl. 1965
Kromer, Lina, *Ein Mensch und nur ein Mensch zu sein*. Hochdeutsche Gedichte, 1960, Rombach Verlag Freiburg, 2. Aufl. 1966

Kromer, Lina, *Nur ein Mensch zu sein*. Ausgewählte Gedichte, neu herausgegeben von Elisabeth Etzel mit einem Vorwort und sechs Federzeichnungen von Fritz Fischer, 1979, Rombach Verlag Freiburg

Hebel in Ehren, Beiträge von Klaus Oettinger, Egbert-Hans Müller, Peter Bichsel, Nikolaus Cybinski, Matthias Spranger sowie eine Dokumentation 50 Jahre Hebelpreis, Allmende 13, Mai 1986

Der Johann-Peter-Hebel-Preis 1936–1988, eine Dokumentation von Manfred Bosch, hrsg. vom Oberrheinischen Dichtermuseum Karlsruhe, Katalog zur Ausstellung, Waldkircher Verlag 1988

Baum, Hubert, Lina Kromer, die Dichterin des Markgräfler Landes, *Badische Heimat* (Mein Heimatland) 34. Jg. Heft 3 1954, S. 155 f.

Baum, Hubert, Lina Kromer zum 75. Geburtstag. Betrachtung über ihr Gedicht „Vom Tod.“ *Badische Heimat* (Mein Heimatland) 44. Jg. Heft 3/4, 1964, S. 256 f.

Zeitungsartikel

F. Zum 65. Geburtstag von Lina Kromer, in: „Die Markgrafschaft“ H. 9, 1954

Meckel, Eberhard, *Begegnungen mit Lina Kromer*, Bad. Zeitung 26. 10. 1950

Meckel, Eberhard, Lina Kromer, die erste Hebelpreisträgerin, Bad. Zeitung 11. 5. 1956

Lina Kromer erhielt als erste Frau den Hebelpreis, *Markgräfler Tageblatt*, 15. 5. 1956

Börsig, Leopold, Ein alemannisches Sprachdenkmal. Zu dem Gedichtband „An Bruder Namenlos“ in „Die Markgrafschaft“ H. 10, 1959

Begleittext zur Schallplatte „Lina Kromer spricht eigene Gedichte in alemannischer Mundart.“

Weiter wurden der Briefwechsel Lina Kromers mit Hermann Burte ausgewertet. Die Originale befinden sich im Burte-Archiv zu Maulburg

Dank schulde ich Herrn Karl Fritz, Schopfheim-Fahrnau, und Herrn Johannes Wenk, Basel-Riehen, die mir bereitwillig ihre Archive öffneten.

Anmerkungen

¹⁾ An Bruder Namenlos S. 18

²⁾ Im Blaue zue S. 16

³⁾ Nur ein Mensch zu sein S. 6, weiter zitiert: Fischer

⁴⁾ Burte, Hermann, *An Klotzen*, Rhein und Blauen, S. 10

⁵⁾ Fischer S. 7

⁶⁾ Ebenda

⁷⁾ Ebenda S. 9

⁸⁾ Eberhard Meckel, Bad. Zeitung 11. 5. 56

⁹⁾ Ebenda

- 10) Eberhard Meckel, Bad. Zeitung 26. 10. 50
 11) An Bruder Namenlos S. 61
 12) Ebenda S. 69
 13) Ebenda S. 47
 14) Ebenda S. 14
 15) Ebenda S. 22
 16) Ein Mensch und nur ein Mensch zu sein S. 49
 17) An Bruder Namenlos S. 12
 18) Ebenda S. 42
 19) Ebenda S. 75
 20) Die Markgrafschaft H. 10, 1959

- 21) Fischer S. 7/8
 22) Fischer in Lina Kromer spricht eigene Gedichte
 in alemannischer Mundart
 23) An Bruder Namenlos S. 98
 24) Wie Anm. 16
 25) Ein Mensch und nur ein Mensch zu sein S. 61
 26) Ebenda S. 10
 27) Ebenda S. 7
 28) Im Blaue zue S. 64
 29) Ebenda, Geleitwort
 30) Allmende 13

Sommer 1961

Willst du Großes tun so sieh
 wie das Kleine recht getan.
 Großes lobet nur die Mühe,
 doch das Kleine bricht ihm Bahn.

im Sommer

Abwegenen Sommer 61

Willst du Großes tun, so sieh, wie das Kleine recht getan.
 Großes lobet nur der Mühe, doch das Kleine bricht ihm Bahn.

Spruch aus: „Im Rauschen der Wälder“, 1942.

Handschriftlicher Eintrag Lina Kromers in einen Gedichtband. (Fritz Wörner, Karlsruhe)

Die Dichterin aus dem Kleinen Wiesental Hedwig Salm

Ein Gedenkblatt zu ihrem 100. Geburtstag

Ludwig Vögely, Karlsruhe

*Viel vom Anedrane
luegt ins Lebe-n iine.
's cha wie d'Sunne schiine
un e Wegspur bahne.
Trost chunnt wie agfoge,
d'Welt würd neu un groß:
Ufrecht traisch dy Los
unterem Sterneboge.
(Hedwig Salm)*

Eine zweite große Dichterin des Wiesentales und des Markgräflerlandes könnte in diesem Jahr ihren 100. Geburtstag feiern: Hedwig Salm. Vieles, was in diesem Heft über das Dichterische von Lina Kromer geschrieben wurde, die im gleichen Jahr und Monat das Licht der Welt erblickte, gilt auch für Hedwig Salm. Auch diese großartige Frau hat es verdient, daß ihrer gedacht, daß ihr Werk wieder ins Bewußtsein zumindest ihrer Landsleute zurückgerufen wird. Denn sie hat uns viel zu geben.

Hedwig Salm, geb. Lohrer, wurde am 14. September 1889 als Tochter eines Lehrers in Neuenweg unter dem Belchen geboren. Ihre Jugendzeit verbrachte sie in Tegernau im Kleinen Wiesental. Die herrliche Landschaft und die Mundart, die dort gesprochen wird, begegnen uns in vielen ihrer Gedichte. Im Alemannischen fand Hedwig Salm ihre geistige Heimat, in ihr dachte, ahnte, gestaltete und dichtete sie. Von Tegernau nach Hausen zu J. P. Hebel ist es nicht weit, und so gewann Hedwig Salm von des Wiesentales größtem Sohn sprachlich unüberhörbare Anregungen und das noble, tiefe, schlichte Empfinden, wie wir es aus ihren Gedichten herausfühlen.

So erhielt Hedwig Salm 1965 die Hebel-Gedenkplakette, eine Ehrung, die mit großer Begeisterung aufgenommen wurde. Sie wurde außerdem Ehrenbürgerin von Tegernau. Hedwig Salm flossen die Anregungen zu ihrem dichterischen Schaffen aus der Heimat zu. Karl Willy Straub fand dazu die Worte: „Diese mütterliche Frau, die so bescheiden zurückhaltend, fast scheu, aber doch wissend um ihr inneres Amt, ihre Kostbarkeiten in Versen und Kernsprüchen ausbreitet, ist echt wie ihr Werk.“ Das heißt, daß Person und Werk echt sind, einander zu einer vollen Harmonie ergänzen, und das heißt weiter, daß Hedwig Salm das Einfache, Natürliche eben das Volksliedhafte ihrer Empfindungen in klarer, geschliffener Art in ihrer Heimatsprache gestaltet. Sie besaß eine erstaunliche große innere Kraft, eine „aus seelischem Schmerz gereifte Überlegenheit ihrer Feder.“ (R. Gäng) Daß Schmerz und Leid gewaltige Anstoßer des Schöpferischen sind, dafür ist Hedwig Salm ebenfalls ein Beispiel. Und sie verhalfen ihr im Verlaufe des Lebens auch zur Weisheit und Innerlichkeit. Dies alles bewahrte Hedwig Salm vor dem Abgleiten ins Oberflächliche. In vielen ihrer Gedichte sprach ihre sucherische Seele mit und verhalf dem oft einfachen Begebnis, das geschildert wurde, zur Wendung ins Irrationale und einem göltigen Schluß. Auch hier bieten sich Parallelen zu Lina Kromer an.

Die Fähigkeit, Gedanken zu verdichten und zu einem Spruch zu gestalten, besaß Hedwig Salm in einem hohen Maße. Diese Sprüche sind nach der Meinung vieler ihrer Freunde das Vollendetste ihres Schaffens, denn sie



Hedwig Salm

Photo: J. Wenk-Madoery. Hus by der Kilchbrugg, Schmiedgasse 4, 4125 Riehen

sind wie Richard Gäng es nannte, „geballte Wahrheiten“. Und K. W. Straub rückte Hedwig Salm in die Nähe des Angelus Silesius, was sie selbst wohl nicht gerne gelesen hätte. Unzweifelhaft aber ist ihre Meisterschaft der prägnanten Formulierung, die Treffsicherheit und die Überlegenheit des Geistes, die sich in diesen Sprüchen ausdrücken. Sie hat damit ein im alemannischen Sprachraum Einmaliges und Erstmalgiges geschaffen, und sie hat bis heute in ihrer Spruchweisheit keine Nachfolger gefunden.

Hedwig Salm starb hochbetagt am 19. September 1981 in Freiburg. Die letzte Strophe ihres Gedichtes „Im Alter“ lautet:

*En Abschied cha vergolde,
was trüeb gsi isch am Tag,
so lyt e Schy, e holde
zletzt no uf Chrütz un Chlag.
Wenn zruck luegsch, schynt no d'Sunne —
O Seel, wie schön ischs gsi!
So besch doch öbbis gunne,
un selb blibt denki dy. . .!*

„O Seel, wie schön ischs gsi!“ Wer das nach einem langen Leben voller Höhen und Tiefen sagen kann, der ist ein begnadeter Mensch. Hedwig Salm war ein solcher!

Rose im Heimetgarte

*Roti Rose, gäli Rose
bet's in üsem Garte gee.
Übers Müürli by der Stroße
bet me's scho vo witem gseh.*

*D'Dölder uf de hoche Stämme,
riiche Bluest hän s'alljoher trait.
Rose mit viel stolze Nämme,
fürs ganz Dorf en Augeweid.*

*Schüüch im grüne Laub versteckti,
überhuucht vo zartem Schmelz,
Chnospe, fülligi un gstreckti,
Chelch im volle Flor, wer zellt's?*

*Oh, das farbeselig Glüeihe
über jedem Bluemegländ,
summerlang bet's welle blüeihe
wie ne Glückstag obni End!*

*Denk i an sel Paradisli,
sieh-n i's all wie sider fern:
Vatter, Muetter göbn dört lislì,
nemme no vom Duft e Prislì
ufem Weg zuem andere Stern. . .!*

An mein Wiesental

*O Heimet, gimmer nomol alli Nämme
wie amig, wo mi gchennt besch bis ins Bluet;
lüt nonemol mit alle Glocke zsämme,
so würdi wieder jung, un alls isch guet!*

*My Wiesental, chumm zue mer spot am Obe
un überschütt mi mit dym Morgeglanz,
so wüßti nüt, was mer sott höher lobe:
Wer Chind blibt, trait der ebig Bluest im
Chranz.*

Gebet

*Gib Trost, o Heer, i cha kei Usweg finde,
erbör mi, Gott, un hilf mer us der Not!
I bi ne Grashalm, zauslet in de Winde,
wo no ne Hageltschuuder drüber goht.*

*O loß mer doch Dy Sunne wieder schyne,
jetz mein i schier, 's seig Nacht un i seig blind.
Schick mer e Strahl ins Herz, chumm selber iine,
as i dur Di my Liiden überwind.*

Das Wort

*'s Wort isch wie ne Hammer — 's cha verschlah,
menggmlou hauts au gwaltig nebedra.
Triffst der Nagel aber uff e Chopf,
bauts e Huus, e Schüüre une e Schopf!*

Vier Temperamente

*Der Eint möcht scho, doch fehlts em an Geduld,
bym Zweiten isch an ellem öbbis schuld.
Der Dritt löfst gob un sait: „Das schadt mer
numme!“
Der Viert packt a un rißt der Charen umme!*

Im Spiel des Lebens

*Hesch kei Trumpf in dyne Charte,
bscheid di halt und sag: „I paß!“
Gwiifti Spieler chönne warte:
's nächst Mol findsch vielliicht vier Aß!*

Klarer Wein

*„Loß en schwätze, halt dy Gosche —“
isch nit alwyl richtig denkt:
Menggmol fällt bym anderen erst der Grosche,
besch em chlare Wy iigschenkt.*

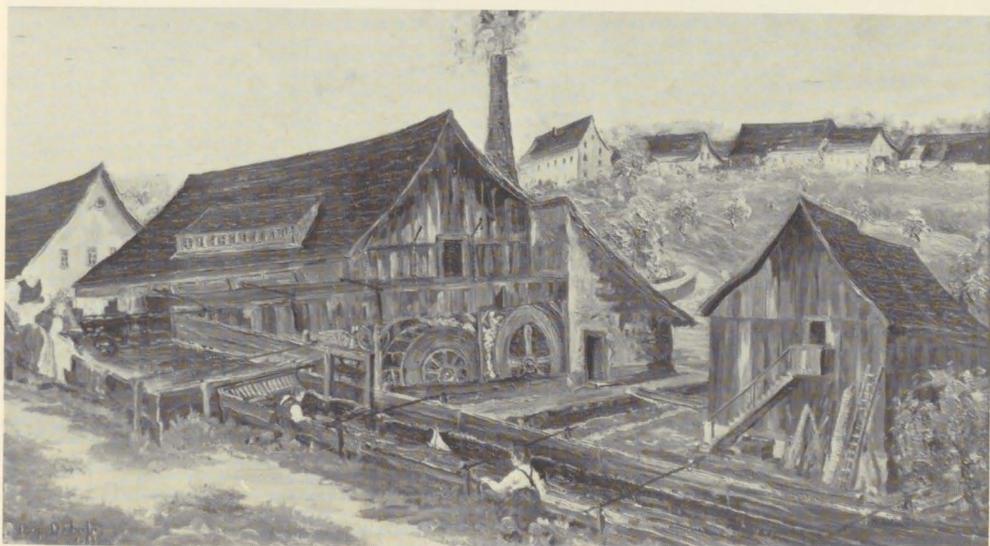
Am Tisch des Lebens

*Findsch in jedere Suppe glii e Mucke,
bisch kei gueten Esser.
Chönnntisch au mol öbbis abeschlucke,
giengt's der viel besser.*

Dr. Leopold Döbele — Pionier des Hotzenwaldes

27. Juli 1902—30. August 1979

Peter Christian Müller, Bad Säckingen



Das vordere Hammerwerk zu Murg. Zustand um 1785. Ölgemälde von Leopold Döbele. Hochrheinmuseum Bad Säckingen.

(Foto Marco Schwarz, Stadtarchiv Bad Säckingen. Heimatkundliche Bibliothek)

Vor rund zehn Jahren starb Dr. Leopold Döbele, das langjährige Mitglied des Landesvereins Badische Heimat und der Vorsitzende der Bezirksgruppe Säckingen-Hotzenwald. Er erwarb sich große Verdienste als Heimatforscher, Autor zahlreicher Veröffentlichungen, Maler, Zeichner und Fotograf. In seinen Beiträgen, die Hälfte von ihnen erschien in der Zeitschrift „Badische Heimat“, befaßte sich Döbele nicht nur mit Regionalgeschichte. Er setzte sich auch für den Natur- und Landschaftsschutz sowie für die Verbesse-

rung der Wirtschaftsstruktur seiner Heimat ein. Döbele stammte aus Murg am Hochrhein. Nach dem Besuch der Volksschule absolvierte er die Höheren Schulen in Säckingen und Schopfheim. Danach studierte er Wirtschaftswissenschaften an den Universitäten in München und Frankfurt am Main mit Abschluß als Diplomkaufmann und Diplomhandelslehrer. Den Doktorhut erwarb Döbele 1928 in Frankfurt. Anschließend folgte die Tätigkeit an der Industrie- und Handelskammer in Schopfheim. Von 1947 bis zur Pensio-

nierung war Döbele Lehrer (1959 zum Oberstudienrat ernannt) an der Höheren Handelsschule in Säckingen. Seit 1960 wohnte er in Säckingen. Neben der hauptamtlichen Tätigkeit setzte er sich aktiv für die Belange des Hochrheins und Hotzenwalds ein.

Als am 2. Oktober 1931 die Bezirksgruppe Säckingen-Hotzenwald des Landesvereins Badische Heimat gegründet wurde, wirkte Döbele mit. Auch die Wiedergründung dieser Bezirksgruppe nach dem Zweiten Weltkrieg, am 26. Oktober 1955, ist Döbeles Initiative zu verdanken. Außerdem war er Mitglied der Fricktalisch-Badischen Vereinigung für Heimatkunde (von 1964 bis 1974 im Vorstand) und des Schwarzwaldvereins.

Bekannt und gutbesucht waren Döbeles Lichtbildervorträge über die Heimat sowie über die Schweiz, Italien, Frankreich, Spanien, Österreich und Norwegen.

Neben den schon erwähnten Aktivitäten förderte Döbele das Brauchtum. Er war maßgeblich beteiligt an der Gründung der Trachtengruppen und Trachtenkapellen Görwihl und Hartschwand-Rotzingen. Die Hotzenwälder Tracht trug er selber.

Sein Werk ist imponierend: 33 größere und kleinere Veröffentlichungen, zahlreiche Bilder und Fotografien.

Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte

Wer in Döbeles Arbeiten zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte ein idyllisches Bild des Hotzenwaldes sucht, der wird enttäuscht sein. Vielmehr ging es ihm darum, auf die Nöte und Bedürfnisse der Hotzenwälder aufmerksam zu machen.

Er befaßte sich mit der Geschichte des Hochrheins und des Hotzenwalds, um die gegenwärtige Lage (d. h. in den dreißiger Jahren) besser zu verstehen und realistische Auswege aus dem Notstand aufzuzeigen. Und obwohl der Hotzenwald schon 1937 zum Notstandsgebiet erklärt wurde, begann man erst in den fünfziger Jahren, entsprechende Pläne und Hilfsmaßnahmen zu realisieren. Aber die

trefflichen wissenschaftlichen Analysen und Schlußfolgerungen hatte Döbele als erster erarbeitet. Durch das erfolgreich abgeschlossene Studium der Wirtschaftswissenschaften war er auch dazu befähigt.

In seiner 249 Seiten starken Dissertation „Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung des badischen Oberrheintals unter dem Einfluß der Industrialisierung mit besonderer Berücksichtigung der Hausindustrie des Hotzenwaldes“ befaßte sich Döbele mit der Entwicklung in den damaligen Amtsbezirken Säckingen und Waldshut.

Mit dem Begriff „Oberrhein“ bezeichnete man damals auch jene Region, die man heute „Hochrhein“ nennt. Die Bezeichnung „Hochrhein“, die in der wissenschaftlichen Literatur erstmals im Jahre 1916 verwendet wurde, war zu jener Zeit nicht üblich.

Ausführlich beschrieb Döbele sämtliche Industrien, die in den beiden Amtsbezirken vertreten waren. Ihn interessierte die Frage, wie sich die industrielle Entwicklung auf die wirtschaftliche und soziale Lage ausgewirkt hatte, ob die Menschen am Hochrhein und im Hotzenwald davon profitieren konnten. Döbeles Fazit: der Einfluß der Industrialisierung, auch in bezug auf die Landwirtschaft, war im allgemeinen positiv (S. 226). Ähnlich bewertete er die Auswirkung auf die Hausindustrie. Dank dem technischen Fortschritt konnte die Hausindustrie erhalten bleiben, die Arbeitsbedingungen verbessert werden.

1929 veröffentlichte Döbele das Buch „Die Hausindustrie des Hotzenwaldes“. Als Grundlage, aber zugleich als Herausforderung, diente ihm die Untersuchung von Karl Bittmann „Hausindustrie und Heimarbeit im Großherzogtum Baden zu Anfang des 20. Jahrhunderts“, die 1907 in Karlsruhe erschien.

Durch eigene Forschung gelang es Döbele, die bisherigen Erkenntnisse in bezug auf den Hotzenwald weitgehend zu erweitern.

Döbele hob hervor, daß die ungünstigen natürlichen Gegebenheiten des Hotzenwalds (rauhes Klima, kalkarmer Boden, kleine Be-

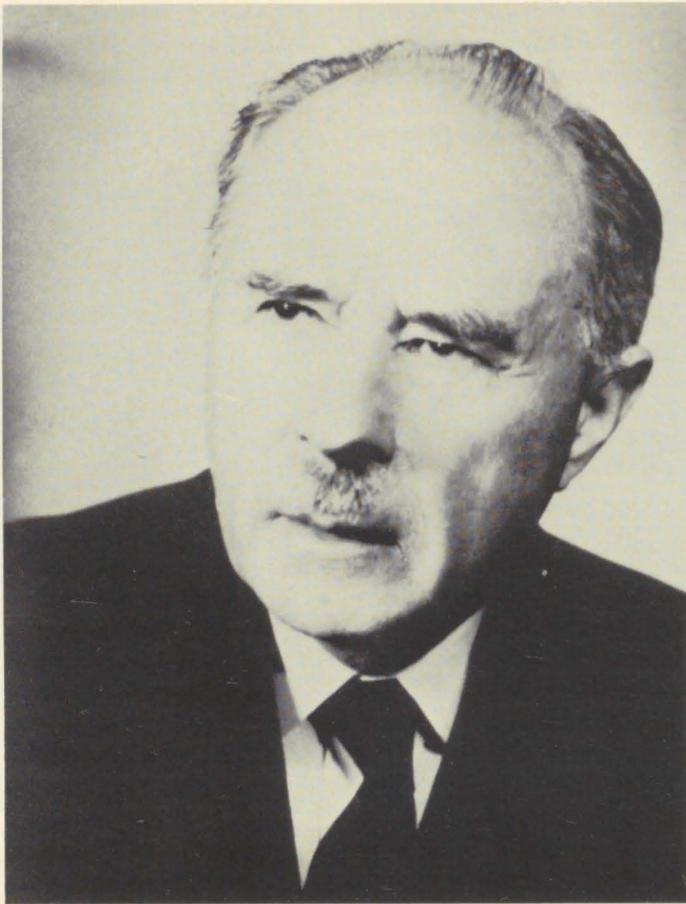


Hotzenhaus am Dorfeingang zu Rippolingen, 1932. Ölgemälde von Leopold Döbele. Hochrheinmuseum Bad Säckingen.
 (Foto Marco Schwarz, Stadtarchiv Bad Säckingen. Heimatkundliche Bibliothek)

triebe, unzureichende Verkehrsverhältnisse) die Ursache dafür sind, daß die Hotzenwälder auf jede zusätzliche Verdienstmöglichkeit angewiesen sind. In dem Buch von Döbele findet man detaillierte Angaben über einzelne Zweige der Hausindustrie (auch über die ausgestorbenen Hausindustrien), die Organisation der Heimarbeit, Lohn- und Arbeitsplatzverhältnisse, die Lage im Südschwarzwald und Kanton Aargau sowie die wirtschaftliche Bedeutung der Kraftabsatzgenossenschaft Waldelektra.

Döbele wandte sich gegen die Ansicht, die Hausindustrie sei unrentabel. Bittmanns Behauptung, die Einführung des elektrischen Antriebs in der Hausindustrie (insbesondere

in der Textilindustrie) hätte sich auf die Löhne ungünstig ausgewirkt, lehnte Döbele ab. Durch eigene Berechnungen kam er zu einem anderen Ergebnis. Er plädierte dafür, die Hausindustrie als sinnvolle Ergänzung zu der ertragsschwachen Landwirtschaft zu erhalten und zu fördern. Dabei übersah Döbele nicht, daß die Hausindustrie damals (1929) in einer ernsten Krise steckte; er nannte sogar die Ursachen dafür. Weitere sehr interessante Angaben über die damalige Lage auf dem Hotzenwald sind der Schrift „Das Hotzenhaus“ zu entnehmen. Es ist die erste vollständige wissenschaftliche Untersuchung über das Hotzenhaus. Dabei wurde auch auf die Unterschiede zu den Bauten des übrigen Schwarz-



Dr. Leopold Döbele

(Foto Ernst Weiß, Repro Marco Schwarz).

waldes verwiesen. Von großer dokumentarischer Bedeutung sind die Zeichnungen (alle von Döbele) und Fotos (die meisten von Döbele).

Sie vermitteln uns Kenntnis darüber, wie die alten Hotzenhäuser beschaffen waren. Döbele begnügte sich nicht nur mit der bautechnischen Beschreibung der Häuser. In den Vordergrund stellte er die wirtschaftliche Funktion ihrer Räume und Einrichtungen. Dem Verfasser gelang es, sehr anschaulich darzustellen wie sich in der Ausstattung des Hauses die Lebensverhältnisse widerspiegeln, ja sogar die Mentalität der dort wohnenden Menschen. Schon damals (1930) befürchtete Döbele, daß die alten Bauwerke des Hotzenwal-

des bald beseitigt werden. Deshalb forderte er die zuständigen Behörden dazu auf, für den Erhalt der Hotzenhäuser Sorge zu tragen: „Sodann wäre zu erwägen, ob nicht die Gemeinden oder der Staat einige der ältesten noch gut erhaltenen Hotzenhäuser erwerben könnten, um sie durch Überführung in öffentlichen Besitz vor dem völligen Untergang zu bewahren“ (S. 53).

Die geringe Ertragsfähigkeit der Landwirtschaft und das Fehlen anderer Verdienstmöglichkeiten führte dazu, daß viele Hotzen ihre Heimat verlassen mußten, um in der Fremde eine neue Existenz aufzubauen. Das fiel ihnen besonders schwer, denn wie Döbele in dem Aufsatz „Die Auswanderung der Hotzen

nach Ungarn und in das Banat“ (Mein Heimatland, 1938, S. 14) bemerkte: „Der Hotze ist zwar bei weitem nicht so wanderfreudig wie der Schwarzwälder im allgemeinen. Er hängt sehr an seinem Stückchen Heimateerde, er klebt an seiner Scholle wie selten ein anderer; er verläßt seine Heimat erst dann, wenn es nicht mehr anders geht — wenn er muß“. So setzte er in den Jahren 1736/37 die Auswanderung nach Ungarn und in das Banat an. In den Jahren 1759, 1767, 1772 und 1802 folgten die nächsten Auswanderungswellen. Außerdem gab es die Zwangsauswanderung, und zwar auf jene bezogen, die sich an den Salpetererunruhen beteiligt hatten.

Die Auswanderung nach Amerika begann erst 1817. Ihren Höhepunkt erreichte sie in den Jahren 1848 bis 1860. Sie hatte sowohl ökonomische als auch politische Ursachen (das Scheitern der Revolution von 1848/49). Auch später, zwischen 1860 und 1895 wanderten die Hotzen aus. Aber mit der Industrialisierung des Hochrheins (neue Verdienstmöglichkeiten) hat die Bereitschaft zum Auswandern merklich nachgelassen.

Eine komprimierte aber zugleich sehr informative Darstellung der Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert (bis 1925) bietet die Schrift „Der Hotzenwald. Eine sozial-ökonomische Untersuchung“. Hier hat Döbele ein imponantes statistisches Material zusammengestellt, analysiert, verglichen und wissenschaftlich ausgewertet. Außer der Hausindustrie, Fabrikindustrie sowie Land- und Forstwirtschaft untersuchte Döbele noch weitere Faktoren wie: die demographische Entwicklung, das Handwerk und den Handel, die Kreditverhältnisse und den Verkehr. Dieses Vorhaben sollte die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse beleuchten, „um daraus die Ursachen der Notlage und die Mittel und Maßnahmen für die künftige Wirtschaftspolitik erkennen zu können“. (S. 69). Dieses Ziel hatte Döbele glänzend erreicht: auf sieben Seiten stellte er sehr konkrete und realistische Vorschläge zur Beseitigung des Notstandes vor.

Die Menschen und die Landschaft

Döbeles Verbundenheit mit den Hotzenwäldern kam zum Ausdruck nicht nur in den Veröffentlichungen zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte sondern auch in den Beiträgen über einzelne menschliche Schicksale. Im großen Umfang tat er das in den Abhandlungen über die Auswanderung. Dazu kamen noch einige biographische Aufsätze über den Görwihler Pfarrer Josef Döbele (1826—1904), Otto Waldkircher (geb. 1864) von Niederhof, Peter Matt von Herrischried (1863—1936) und andere.

Er versuchte, die Einmaligkeit und Originalität der Hotzen nachzuzeichnen. Dies gelang ihm auch, insbesondere in den Aufsätzen über die „Hotzenwälder Originale“ und die „Hotzenköpfe“. Döbele wußte den Zusammenhang zwischen der Natur des Hotzenwalds und dem Charakter der Menschen trefflich hervorzuheben.

Für die einfachen aber selbstbewußten Menschen empfand Döbele eine sehr große Sympathie.

Sehr humorvoll ist die Beschreibung der Hotzenwälder Originale, unter anderem über das „Heidewibli wo Rickenbach“ (in Wirklichkeit Magdalena Schmidt, geb. 1799, gest. 1899). Sie pflegte zu sagen, sie könne „weder lesen noch schreiben, aber lüge wie druckt“ (Bad. Heimat, Jahresheft 1932, S. 226).

„Diese Originale zeigen plastisch den Hotzenwälder in seinem Wesen, seiner Art: in seiner rührenden Heimmattreue, seiner Schollenverbundenheit, seinem echten Mutterwitz, seinem Sinn für Poesie, seiner Liebe für überkommene Sitte und Kultur, seiner Religiosität, seinem emsigen Fleiß, seiner Arbeitsamkeit und außergewöhnlichen Genügsamkeit, aber auch in seiner Hartnäckigkeit, Verschlossenheit und Leidenschaftlichkeit, die in der bewegten Geschichte des Volkes nur zu oft hervorgetreten sind“ (S. 232).

In den Schriften von Döbele kam auch die Sorge um die Erhaltung der Landschaft und Natur zum Ausdruck. Deutliche Aussagen zu

dieser Problematik enthalten die Stellungnahmen von 1958/59 zu dem damals geplanten Hotzenwaldwerk (1966 wurde das Rheinkraftwerk Säckingen und 1967 die Unterstufe des Hotzenwaldwerkes erstellt). Döbele befürchtete, das Hotzenwaldwerk würde, falls der ursprüngliche Plan realisiert werden sollte, zu viel Wasser den Gebirgsflüssen entnehmen. Für die Landschaft wäre dies verheerend. Sein Motto lautete nicht „entweder Natur oder Fortschritt“, sondern er verlangte: „Bei der Errichtung des ‚Hotzenwaldwerkes‘ ist auf den besonderen und ursprünglichen Charakter der Hotzenwaldlandschaft in jeder Weise Bedacht zu nehmen“. (Bad. Heimat, 1958, S. 112).

Im Namen der Bezirksgruppe Säckingen-Hotzenwald verlangte Döbele, einen Rahmenplan für die Gewässer des Hotzenwaldes aufzustellen. Döbeles Hartnäckigkeit hatte sich ausgezahlt; die von ihm vorgetragenen Bedenken wurden in der abgeänderten Planung weitgehend berücksichtigt.

Auch der Bau des Rheinkraftwerkes Säckingen veranlaßte Döbele, für die Belange des Naturschutzes einzutreten. Seine Bedenken artikulierte er in dem Aufsatz „Der Hochrhein“ (Bad. Heimat, 1961, S. 220–234) und erinnerte dabei an die wirtschaftliche Bedeutung des Hochrheins in der Vergangenheit. In beinahe allen Veröffentlichungen befaßte sich Döbele mit seiner Heimatgemeinde Murg. Als Krönung dieser langjährigen Tätigkeit kann die von ihm allein verfaßte „Geschichte von Murg am Hochrhein“, die 1960 erschien, angesehen werden. Für das 354 Seiten umfassende Werk wurde ein sehr umfangreiches Archivmaterial ausgewertet. Dem Autor gelang es, sämtliche wichtigen Bereiche eingehend zu behandeln; besonders große Aufmerksamkeit richtete er auf die Wirtschaftsgeschichte von Murg. Dieses Buch, ausgestattet mit umfangreichem Bildmaterial und Quellennachweisen, ist eine beispielhaft verständliche und zugleich wissenschaftlich hochqualifizierte Gemeindechronik.

Aus heutiger Sicht sind die Arbeiten von Döbele als Standardwerke einzustufen. Der große Förderer des Hotzenwaldes hatte mehrmals bewiesen, daß er sorgfältig, und vor allem mit wissenschaftlichen Methoden vertraut, ans Werk ging.

Bibliographie der Schriften von Dr. Leopold Döbele (in chronologischer Reihenfolge)

¹⁾ Die Baumwoll- und Zeuglehausweberei auf dem Hotzenwalde. In: Vom Jura zum Schwarzwald NF 2 (1927) 75–80.

²⁾ Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung des badischen Oberherrntals unter dem Einfluß der Industrialisierung mit besonderer Berücksichtigung der Hausindustrie des Hotzenwaldes. Diss. Frankfurt am Main (1928). 249 S.

³⁾ Die Waldstädte als Zentralen des kulturellen und wirtschaftlichen Lebens am Oberrhein. In: Vom Jura zum Schwarzwald NF 3 (1928) 65–70.

⁴⁾ Der Hotzenwald. Eine sozial-ökonomische Untersuchung. Im Auftrage der Handelskammer für die Kreise Lörrach und Waldshut. Schopfheim 1929. 111 S.

⁵⁾ Die Hausindustrie des Hotzenwaldes. Jena 1929. 70 S.

⁶⁾ Chronik des Stiftes Säckingen und seiner Äbtissinnen. In: Vom Jura zum Schwarzwald NF 4 (1929) 39–43.

⁷⁾ Das Hotzenhaus. Karlsruhe 1930. 56 S.

⁸⁾ Hotzenwälder Originale. In: Badische Heimat. Jahresheft 1932. 223–232.

⁹⁾ Die Heimarbeit auf dem Hotzenwald und die Industrie am Hochrhein. Ebda. 263–269.

¹⁰⁾ Das Stift Säckingen und seine Beziehungen zum Fricktal und Hotzenwald. NF 7 (1932) 16–24.

¹¹⁾ Aus dem Leben eines Hotzenwaldpfarrers. In: Mein Heimatland 21 (1934) 95–111. (Pfarrer Josef Döbele, Görwihl).

¹²⁾ Die Auswanderung der Hotzen nach Ungarn und in das Banat. Unter besonderer Berücksichtigung der Auswanderung aus der Einung Murg. Ebda. 25 (1938) 13–26.

¹³⁾ Hotzenköpfe. Markante Gestalten des Hotzenwaldes. In: Badische Heimat 33 (1953) 142–153.

¹⁴⁾ Hans Thoma und die Hotzenwälder. Ebda. 153–154.

¹⁵⁾ Der Hotzenwald. Ein Wanderführer. Bonndorf 1955. 138 S.

¹⁶⁾ Land und Leute des Hotzenwaldes. In: Baden 7 (1955) 25–29.

- ¹⁷⁾ Die alte Holzbrücke zu Säckingen, das Werk und seine Meister. In: *Badische Heimat* 36 (1956) 254—258.
- ¹⁸⁾ Zerstört uns die heiligen Wasser nicht! Eine Stellungnahme des Heimatschutzes zum „Hotzenwaldwerk“. Ebda. 38 (1958) 101—114.
- ¹⁹⁾ Die Besiedlung der Einung Murg und des Hotzenwaldes durch die Alemannen. Ebda. 115—124.
- ²⁰⁾ Die Hammerwerke zu Murg am Rhein. Ebda. 125—137.
- ²¹⁾ Heimatschutz und „Hotzenwaldwerk“. Ebda. 39 (1959) 91—95.
- ²²⁾ Geschichte von Murg am Hochrhein. Hrsg. von der Gemeinde Murg am Hochrhein. Ulm (1960) 354 S.
- ²³⁾ Der Hochrhein. Aus der Geschichte und Kultur einer Stromlandschaft und von der Notwendigkeit ihrer Erhaltung. In: *Badische Heimat* 41 (1961) 220—234.
- ²⁴⁾ Die Auswanderung nach Amerika. (Aus dem Bereich der Einung Murg im 19. Jahrhundert). In: *Vom Jura zum Schwarzwald NF* 39 (1961/63) 21—25.
- ²⁵⁾ Das vordere Wehratal. In: *Der Schwarzwald*. (1965) 53—57.
- ²⁶⁾ Döbele Josef. In: Ekkhart (1967) 103—106. (Pfarrer in Görwihl).
- ²⁷⁾ Ein Hotzenwälder erlebte 100 Jahre. Ein Jahrhundert Dorfgeschichte (1864—1964). Ebda. 107—115. (Otto Waldkircher, Niederhof).
- ²⁸⁾ Der Hotzenwald. Natur und Kultur einer Landschaft. Freiburg 1968. 172 S.
- ²⁹⁾ Spitz, Alban. Maler. In: Ekkhart (1969) 124—131.
- ³⁰⁾ Matt-Willmatt, Hans. Schriftsteller. Ebda. 110—112.
- ³¹⁾ Geschichtliches über die Entstehung der Industrie in Säckingen und am Hochrhein. In: *Vom Jura zum Schwarzwald NF* 46—48 (1972—1974) 121—126.
- ³²⁾ Zur Geschichte der Hotzenrucht. In: *Der Lichtgang* 24 (1974) 13—14.
- ³³⁾ Geschichte, Kunst und Volkskunde des Hochrheins. In: *Hochrheinmuseum Säckingen*. Hrsg. Bürgermeisteramt Säckingen (1978) 7—13.

An Bruder Namenlos

*Wandrer simmer in der Nacht,
herberg- und heimetlos.
Di wie mi tribt gheimi Macht
ins Wit, uf fremder Stroß. —
Hinter is löscht Liecht um Liecht
un vor is isch kei Schi,
dur graue Näbel, chalt und fiecht,
wie wit isch's — niene bi?*

*Niemes sait is: Bhüeti Gott,
es sait kei Mensch Willkumm.
Hinter is lacht dumme Spott,
vorus isch alles stumm.
Doch frogt menis, worum mer göbn,
was andri schüche dien,
alli Freud dohinte lön,
so sage mer: mir mien.*

*Ruuch isch d'Luft, der Wind goht chalt,
mir göbn — eis do, eis dört,
das dunkt mi's Schwerscht, aß selli Gwalt
trennt, was zemme ghört.
's goht e Wasser, breit wie dief,
obni Steg un Bruck,
am Bord no gangi, rief un rief,
nie chunnt en Antwort zruck.*

*Wohl sieh di nit, wohl hör di nit,
un's Wasser isch viel z'breit,
doch gspürt mi Herz bi jedem Schritt
di treu un dapfer Gleit.
Mir henn ei Ziel, der Quelle a
wonis kei Strom meh trennt,
dört werde mer verwunde ha,
was uns jetzt schmirzt un brennt.*

Lina Kromer, „An Bruder Namenlos“, 1965

Johannes Thiel zum Gedächtnis

(Rede zur Eröffnung der Ausstellung am 1. 9. 1989 in Kirchzarten)

Adolf Schmid, Kirchzarten

In einer knappen Biographie hat sich Johannes Thiel selbst einmal so vorgestellt: „Geboren am 11. September 1889, in Speicher/Eifel. Wollte immer Maler werden und wurde es auch — oder auch nicht, je nach den Zeitbegriffen“.

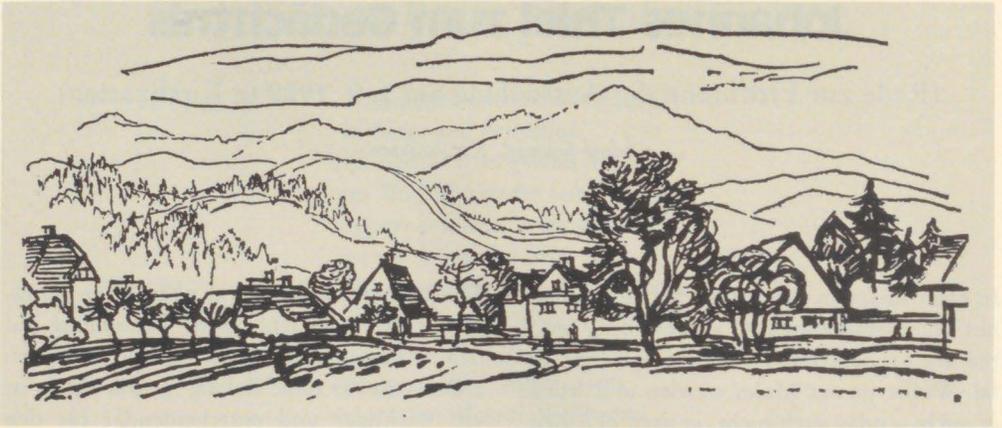
Johannes Thiel würde also, 1889 geboren, in wenigen Tagen 100 Jahre alt. Er ist Maler geworden, hat im Dreisamtal seine Heimat gefunden, hier ist er gestorben am 31. Juli 1962. Ihm aus Anlaß des 100. Geburtstages eine Ausstellung zu widmen, scheint mir selbstverständlich zu sein — *hier* in Kirchzarten, wo Thiel sein Lebenswerk vollendet hat — und *heute*, wo wir in guter zeitlicher Distanz dieses vielfältige Werk in ruhiger Betrachtung würdigen können.

Es steht *mir* nicht zu, Ihnen jetzt ein kunstgeschichtliches Resümee vorzutragen; dies ist auch nicht entfernt meine Intention. Wir haben uns einfach daran gemacht, den großen Reichtum des Thiel'schen Werkes aufzuspüren, zu sichten, auszuwählen und nun zu präsentieren.

Ein lückenloser Überblick ist — dafür haben Sie sicher Verständnis — nicht möglich. Es ging uns hier auch nicht darum, kunsthistorisch zu kategorisieren, stilkritische Analysen vorzunehmen, die Fülle der Formen in ein System zu zwingen. Es war unsere schlichte Absicht, mit dieser Retrospektive das Lebenswerk von Johannes Thiel in seiner Größe und seiner Schönheit wieder in die allgemeine Erinnerung zu rufen und dieses Werk selbst zu Ihnen sprechen zu lassen — und wir sind gespannt auf Ihre Antwort, ob und was Ihnen Johannes Thiel heute noch und vielleicht für immer zu sagen hat.

Thiels Weg zur Kunst war völlig ohne Sensationen. Er hatte eine solide Ausbildung auf den Akademien von München und Stuttgart: „Aber das war ohne Belang . . . das Leben ist viel wichtiger und entscheidender für den Künstler“. Sicher waren die Studienjahre nicht enttäuschend, aber den Ballast akademischer Traditionen und Konventionen hat Thiel abgeworfen. Doch zunächst wurde er Soldat, bei Verdun schwer verwundet, in einem Freiburger Lazarett gesund gepflegt; die Krankenschwester wurde seine Frau. Für das künstlerische Werk hatte der Krieg nur eine marginale Bedeutung.

Aber nun galt es, das Leben mit Kunst zu meistern. Und Thiel meisterte sein Leben, es wurde ein Fortschreiten von Stufe zu Stufe, von Thema zu Thema, und Thiel lernte es, sein Lebensgefühl, seine Selbsterfüllung in seiner Arbeit immer neu, immer mit formaler Sicherheit und ästhetischem Vergnügen auszudrücken — immer ganz Thiel, auch wenn der sichtbare Eindruck bisweilen auf einfache Grundformen reduziert scheint. Thiel mußte dabei nie belehrt oder bekehrt werden, er verdankte seinen Erfolg in immer neuen Bereichen ausschließlich sich selbst, weil er sich — unbekümmert um alle Moden — bis ins Alter neben seiner Schaffenskraft vor allem seine persönliche Neu-Gier als Quelle und Triebfeder erhalten hat. Vielfalt und Vielseitigkeit mußten sich so zwangsläufig einstellen; überraschend ist dabei die dennoch bestehende stilistische Einheitlichkeit; in Thiels Werk sind alle Erlebnisse, Anregungen, Eingebungen in die immer Thielgemäße Form gebracht.



J. Thiel, Am Dorfrand von Kirchzarten

Johannes Thiel war ein sehr gebildeter, vor allem großartig belesener Mann, er schöpfte aus dem immensen Fundus der abendländischen Kultur. Das Lesen der Klassiker Europas hat ihn besonders bereichert: „Die Literatur zieht mich außerordentlich an; ich lasse mich wesentlich von ihr anregen“. Molière's Werk dürfte selten so treffend graphisch dargestellt worden sein wie bei Thiel, der diese Figuren des „Tartuffe“ oder des „Avare“ mit ihren menschlichen Schwächen bzw. ihrer subtilen Doppelbödigkeit meisterhaft nachgezeichnet hat. Das graphische Werk des jungen Thiel stellt so sicher einen Gipfel in der deutschen Buchkunst dar. Thiel radierte bis in die Mitte der 20er Jahre. Es war wohl die Bekanntheit mit Dr. Keckeis vom Herder-Verlag, die dem inzwischen 35jährigen neue Wege wies: Thiel illustrierte Buchproduktionen recht unterschiedlichen Inhalts und diverser Qualität und er begann selbst zu schreiben: Kinderbücher voller Witz und Pointen, mit brillanten Bildfolgen und kindertümlisch-übermütigen Texten; die zweite wichtige Phase in Thiels Künstlerleben.

Das Jahr 1929 brachte Thiel das große Paris-Erlebnis: Die Seine-Stadt hat auch ihn mit besonderer Faszination in ihren Bann geschla-

gen; Paris, diese Stadt, die damals wie heute gerade für Künstler als Inbegriff gesteigerten und bereichernden Lebens gilt und galt. Aus Paris brachte Thiel ganz impressionistische Erinnerungen mit; er entdeckte dort die atmosphärische Leichtigkeit und Duftigkeit des Aquarells. — Mit dem Tode seiner Frau schlug freilich auch das Schicksal erstmals hart zu. Die 30er Jahre bieten ein Bild der Unruhe, der Unentschlossenheit, des Suchens; Thiel war unterwegs, hatte viele Adressen. Aber es waren keineswegs Jahre der Unproduktivität.

Der zweite Weltkrieg kam schließlich wie ein dramatischer Dammbruch in Thiels Leben. Der nun 50jährige zögerte nicht lange, nachdem alle seine Freunde bereits Soldat waren; er meldete sich freiwillig, wurde Flieger und Berichterstatter, lernte die Kriegsschauplätze kennen in West und Ost und Nord. Im Frühjahr 1942 flog er nach Smolensk, wo im Jahr zuvor sein Sohn Hans gefallen war: Thiel war nun ganz ohne Familie.

Man möge diesen folgenden Satz recht verstehen, gerade heute, am 1. September: Für den Künstler Thiel waren die Kriegsjahre eine besondere Zeit. Seine Einsätze als Fliegersoldat waren das eine; Thiel hat dieses



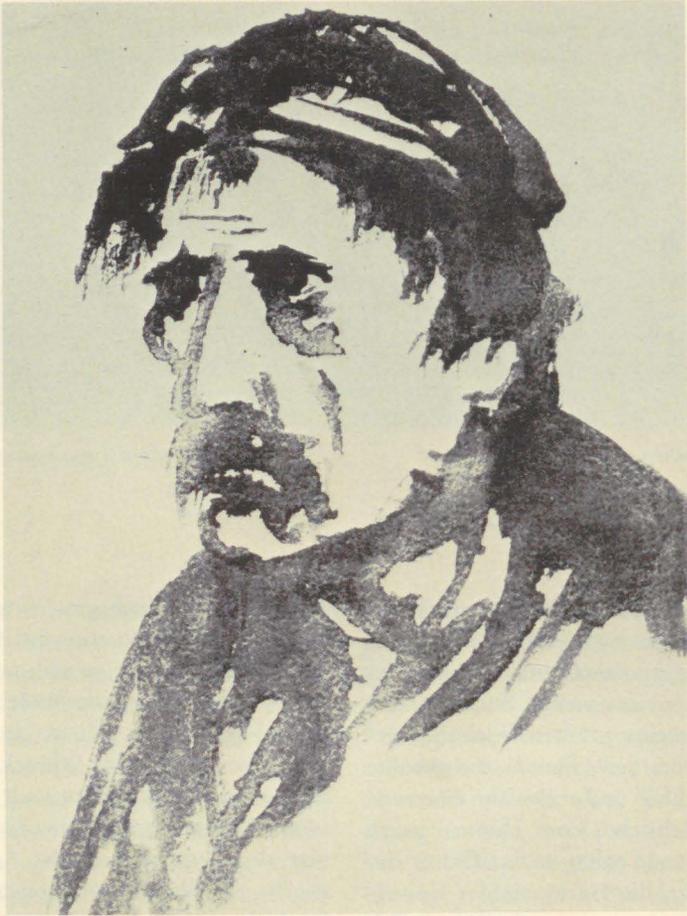
J. Thiel, Landschaften

Schicksal als Herausforderung angenommen. Der Künstler Thiel aber erlebte auch seine Schau des Krieges; die extreme Situation des Fliegern gab ihm einen neuen Blick: „In der Luft habe ich meine größten Erlebnisse gehabt“. Thiel liebte den Himmel, die geballte Unruhe der Wolken und er gewann eine neue Natur- und Weltsicht. Vom Himmel herab bekam er Abstand, nahm er das Ganze der Schöpfung wahr, die Harmonie des Universums. Thiel skizzierte, wann immer er Zeit hatte. Sein phänomenales optisches Gedächtnis machte es möglich, daß er auch später noch viele Landschaften „wie aus dem Vogelzug“ malen konnte. Wolken und Himmel blieben für immer bevorzugte Motive. — Ich will Thiel wenig vergleichen, aber dies scheint mir wirklich göltig zu sein: So wie der Fliegeroffizier Saint-Exupéry in seiner Dichtung sein Bekenntnis zum Fliegernschicksal schrieb und zwischen Himmel und Erde das Gesicht unseres Planeten neu erfaßte, so sah damals Thiel seine neuen Bilder der Weltwirklichkeit, die sein großes Spätwerk so deutlich durchdringen.

Im November 1945 kam Thiel aus dem Krieg zurück, nach Kirchzarten; hier suchte er — halb „verhungert und zerlumpt“ — Zuflucht,

Asyl. War ein Neubeginn möglich? — Thiel brauchte Zeit, blieb zunächst fast sprachlos; aber er fand wieder zu sich selbst, meisterte auch diese Schicksalsstunde durch seine Kunst. Aus jenen Jahren stammen etliche Portraits; es sind keine Schreckensbilder, keine Fratzen, Thiel machte auch keine Karikaturen, Destruktives lag ihm fern. Sein Genie war also ungebrochen, das Arbeiten wurde wieder zu seiner Passion, einer Leidenschaft für Licht und Farbigkeit, die er bald wieder vor allem in seinen Aquarellen verschwenden konnte.

Es ist gerade in schweren Zeiten heilsam, den Dialog mit der Natur zu suchen. Thiel schuf in seinem letzten Lebensjahrzehnt Landschaftsbilder von höchster Wahrheit; es sind optische Sensationen dabei, viele Farbenwunder von großer Schönheit, auch manche bunte Verführung. Und viele dieser Bilder zeigen ein fast magisches Einverständnis zwischen Natur und Künstler. In seiner inneren Welt waren so viele Erlebnisse gesammelt, aber auch so viel Kraft und Phantasie, die ihn zu einer größeren Wahrheit, zu einer kunstvollen Auseinandersetzung mit der Natur, zu einem künstlerischen Gegenbild zur Natur geführt haben. „Eine Entwicklung ist immer



J. Thiel, Aquarell

noch im Gange“, sagte Thiel noch 1960. Die Bilder aus jener Zeit machen nicht den Eindruck von Abschiedsstimmung; gerade die beiden letzten Jahre sind ausgezeichnet von einem großartigen Ausbruch seiner Schaffenskraft. Nachdem Thiel 1959 schon einmal der Grenze seines Lebens begegnet war, fand seine schon gelähmte Hand noch einmal die meisterliche Sicherheit, „eine Welt aus dem Nichts zu formen“.

Eine Stufe nach der andern — Thiel war experimentierfreudig ein Leben lang! Wir spüren

in seinem Werk manches Proben und Prüfen, bis Technik und Thema wirklich gemeistert werden. Aber mit sicherem künstlerischem Instinkt hat Thiel auch manches nicht gemacht: Er hat sich z. B. nicht mit plastischen Arbeiten versucht; er hat sich gewehrt gegen die „anonyme Diktatur“ der Abstrakten; er hatte nichts übrig für das Stilleben, für die Darstellung gefällig geordneter toter Dinge, einer „nature morte“. Thiel hat aber auch ganz selten Akte gemalt. Die religiösen Bilder dominieren gewiß auch nicht, das christliche

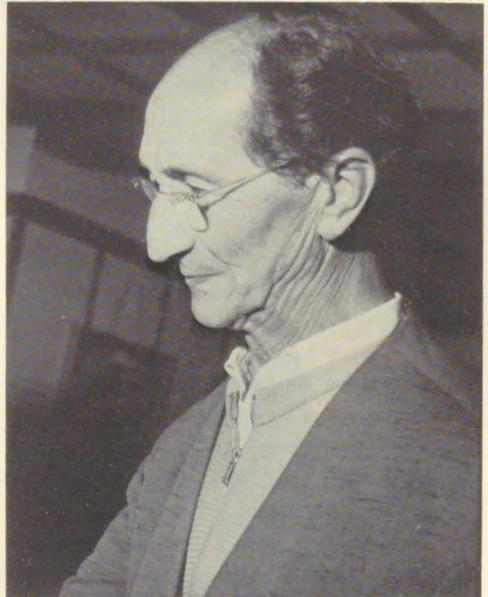
Thema hat Thiel freilich in immer neuen Variationen begleitet.

Für diese Ausstellung hätte sich vielleicht mancher ein Plakat gewünscht mit einem schönen Thiel-Bild: Wir haben bewußt darauf verzichtet, um Thiel nicht einseitig und unzulässig zu fixieren — sicher im Sinne Thiels, der seinen Bildern noch nicht einmal einen Titel geben mochte. Thiel läßt sich in kein Klischee pressen. Noch der 70jährige konnte z. B. sagen: „In Häfen und Städte bin ich noch heute vernarrt“ — Häfen, mastenreiche Schiffe, Segel, Küsten waren Lieblingsmotive. Aber vor allem war doch die Beobachtung der Natur ein Teil seines künstlerischen Daseins; sie bereicherte sein Formenwissen; die Natur war seine „Schule des Sehens“. Das Skizzenbuch hatte Thiel bei seinen Spaziergängen immer in der Manteltasche, um rasch und sicher zu notieren, was andere meist gar nicht sahen, was vielleicht zu gewöhnlich war, um andern noch aufzufallen. Thiel bedurfte nur sehr geringer äußerer Eindrücke, das „übrige“ besorgte sein schöpferischer Geist. Seine Bilder sind so nie Werke des Zufalls, des Augenblicks; Thiel trug seine Landschaften im Herzen.

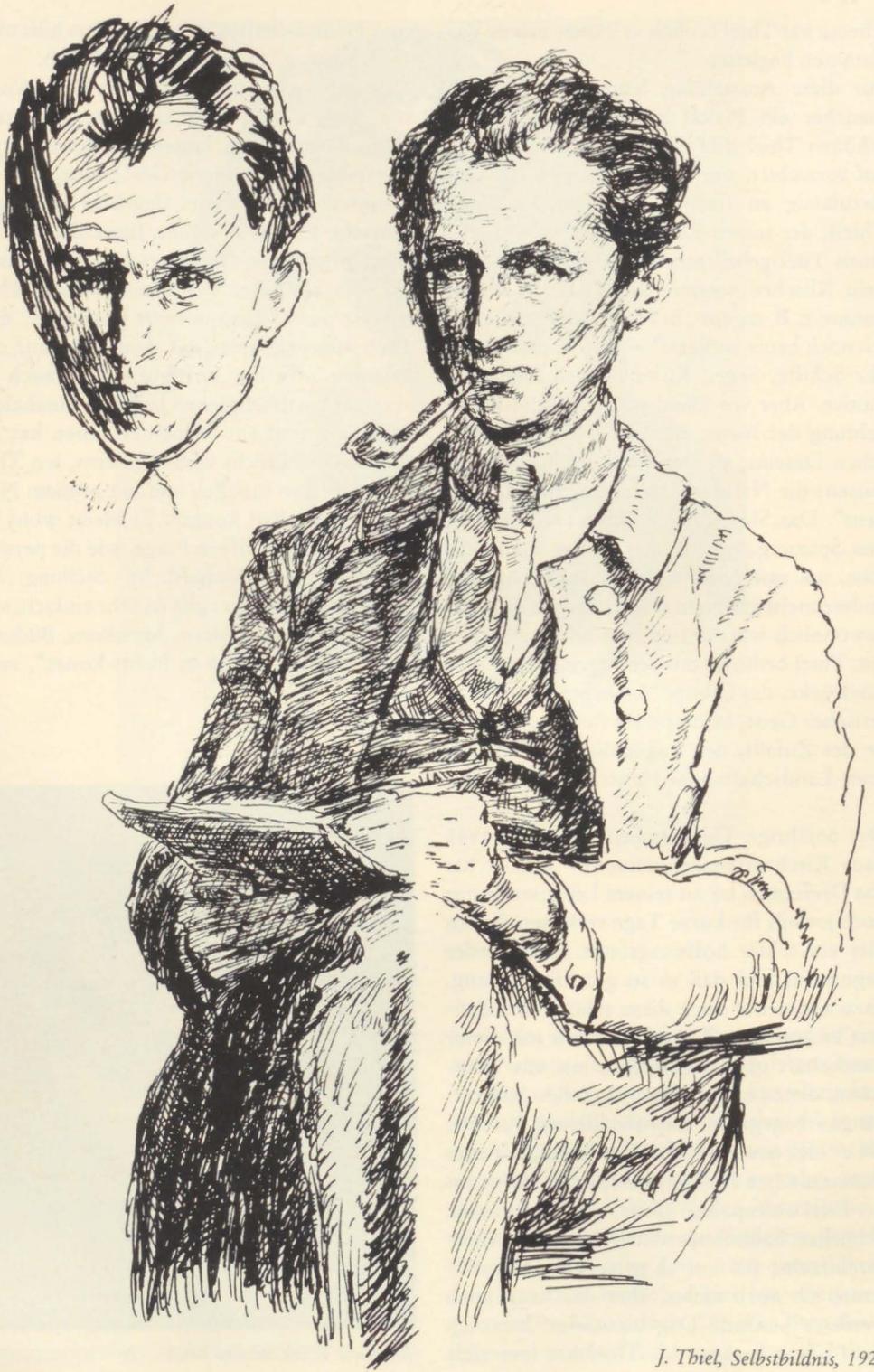
Der 56jährige Thiel ist im November 1945 nach Kirchzarten gekommen — und er hat das Dreisamtal bis zu seinem Lebensende nur noch jeweils für kurze Tage verlassen. Er hat hier ein schier hoffnungsloses Spiel wieder begonnen, und daß es so glücklich gelang, dazu hat sicher auch diese schöne Wahlheimat beigetragen. Thiel fühlte sich mit dieser Landschaft ganz verbunden, mit den Menschen, denen er auf seinen täglichen Spaziergängen begegnete, mit der kleinen Familie, die er hier neu gründete. Das Verhältnis zum alemannischen Dialekt war für den Mann aus der Eifel zwiespältig: „Könnte ich, wie Franz Schneller, badisch sprechen, dann wäre vieles vereinfacht. Bis auf ‚I gang go veschpere‘ lernte ich noch nichts, aber das kann noch werden . . . ‚Gode Dag bienander‘ habe ich auch schon heraus . . .“. Thiel hat hier viele

gute Freundschaften gepflegt: „Das hilft über vieles hinweg“ (Tagebuch, 25. 10. 60).

Thiel erlebte nie die Misere der Erfolglosigkeit. Aber weil er nicht teilnahm, nicht teilnehmen wollte am lauten Kunstmarkt, am Kommerz, am Galerie-Geschmuse, hat er sich zwar einen Namen, aber kein Vermögen gemacht. Er war gewohnt, franziskanisch zu leben; abends ein Glas Rotwein — aber sonst das Glück großer Bedürfnislosigkeit. Thiel hat nie aus Opportunismus gearbeitet, modisch angepaßt oder mit dem Blick auf den pekuniären Ertrag; er fühlte sich so auch nie in seiner Unabhängigkeit bedroht. Finanzielle Sicherheit und ein bequemes Leben hat die Familie Thiel nicht kennengelernt, wo Thiel selbst doch so fürstlich und mit großem Herzen verschenken konnte. Es bleibt wohl für alle Zeiten eine offene Frage, wie die persönliche und gesellschaftliche Stellung des Künstlers sein sollte: „Es ist sehr einfach, sich mit Schreibern, Malern, Musikern, Bildnern zu schmücken, wenn es nichts kostet“, sagte



Johannes Thiel, Bernau 1960



J. Thiel, Selbstbildnis, 1920

Eberhard Meckel 1955 mahndend zum Publikum einer Thiel-Ausstellung im Augustiner-Museum Freiburg. — Nun, es lag sicher in Thiels Natur, auf Äußerlichkeiten keinen Wert zu legen, bescheiden und zufrieden wie er war. Aber über die Auszeichnung mit dem Hans-Thoma-Preis hat er sich doch gefreut; die Ehrung kam spät, 1960, nicht zu spät, um dem Künstler noch zu Lebzeiten auch offiziell höchste Anerkennung und Wertschätzung auszusprechen. Thiel war ein würdiger Träger des Preises, der nach dem gerade 50 Jahre älteren Bernauer Meister benannt ist.

Welche Erinnerungen sind heute noch wach an den Freund, den Mitbürger, den Menschen Johannes Thiel? — Er hat auch in Sorge und Not das Lächeln nicht verlernt und seine Heiterkeit bewahrt. Thiel war eine vornehme, noble Natur von rascher Intelligenz, bezaubernder Einfachheit und kräftigem Selbstbewußtsein. Gewiß war Thiel sensibel, aber er war nicht empfindlich, nicht kleinlich; Freunde erlebten ihn selten übellaunig, in ungeselliger Stimmung. Geselligkeit brachte ihm Entspannung, Meinungs austausch über vieles, was von einsamem Nachdenken zeugte. Thiel war nicht eitel, er war aber auch unfähig, andern zu schmeicheln; überlegen, ja — aber nie arrogant; unfreundliche, abfällige Worte über Kollegen sind nicht bekannt; Selbstgefälligkeit war ihm fremd. Thiel gehörte zu den Menschen, bei denen sich eine plumpe Intimität von selbst ausschließt — trotz aller Herzlichkeit und Offenheit. Ein Asket und Aristokrat zugleich, voller Bejahung des Lebens, der Zeit, der Umwelt — das Gegenteil

von einem in den Tag hineinlebenden Bohemien. Das Sichtbare war nicht die einzige Wahrheit für ihn, der im Wechsel von Arbeit und Kontemplation seine Kraftquelle entdeckt hatte, der sein Schicksal immer wieder gerade durch seine Kunst meisterte. 1960 schrieb Thiel in sein Tagebuch: „Ich träumte einmal von einem Genius . . . dann war ich verlassen, vollkommen verlassen, jahrelang. Aber er kam wieder . . .“.

Thiel „wollte Maler werden“ und er wurde es auch. Es fehlt uns heute nicht an Künstlern, die uns ihre Angst und Sorge über Zeit und Zukunft kundtun; wir brauchen sie. Aber es fehlt sehr wohl an Künstlern wie Thiel, die uns „Fenster ins Schöne“ (G. Daiber) öffnen; die Vertrauen schaffen in die „gütige Vernunft der Welt“; deren Geist der Ehrfurcht und Lauterkeit Hoffnung zu wecken versteht. Thiel hat in seinem von vielen dramatischen Akzenten bestimmten Künstlerleben nie Spektakuläres, nichts Rebelliges, nichts Skandalträchtiges in Szene gesetzt; er war gewiß kein Neuerer. Aber er war ein „Seher“ im eigentlichen Wortsinn und er hat in seinen Visionen offenbar werden lassen, was nie ganz sagbar sein wird, in einer von Leben und Gefühl ideal durchdrungenen Form. Thiels Werk, dieses vielfarbige Wunder auf Hunderten von Bildern, ist ein kostbares Geschenk, eine gute Botschaft.

Ich habe nun manches gesagt, möglicherweise zu lang — und vielleicht doch nichts, nichts Wesentliches. Thiel sollte nun selbst zu Ihnen sprechen. Dazu darf ich Sie einladen im Namen aller, die diese Erinnerungen an Johannes Thiel ermöglicht haben.

Ewigi Froge

*Worum mir lebe, möcht i wüsse,
zue was mir sin, ergründ i gern.
Was het is usem Dunkel grisse
un gworfe uf dä flüchtig Stern?*

*Worum e diefi, roti Fure
vo Afang a dur d'Erde goht?
Worum dr Bott vo änedure —
dr Dod, an alle Ecke stobt?*

*Worum git's Mensche, die empfinde,
was guet un schlecht — un sin nit frei?
Worum git's Chettene, die binde?
Worum, worum? — Wer hört mi Schrei?*

*I bäum mi uf in schwarze Nächte,
verzwiflet, wenn kei Antwort chunnt,
und darf nit mitem Meischter rechte,
aß er im Chnecht kei Iblick gunnt,*

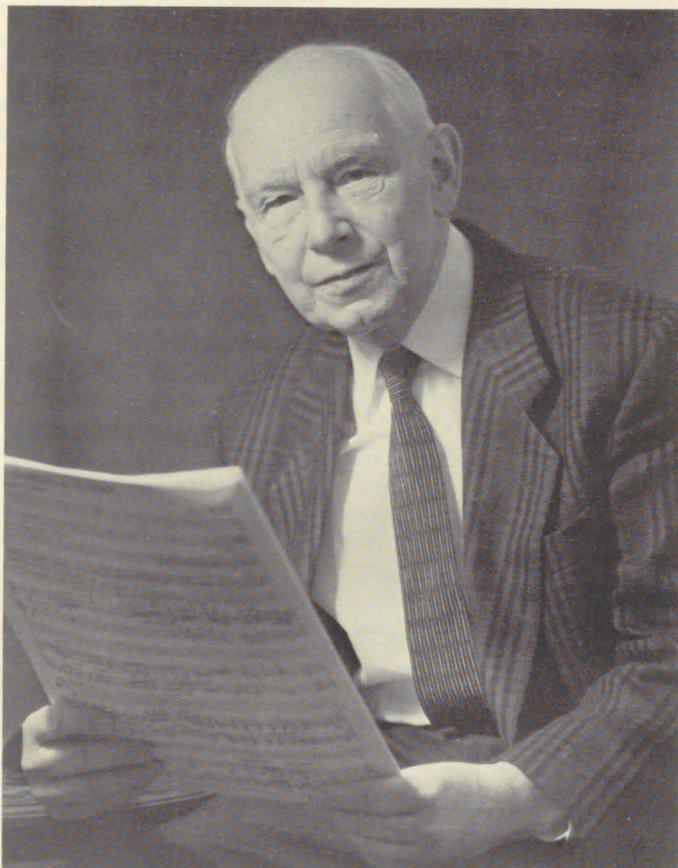
*Öb mir scho sin — öb mir erscht werde,
dört, wo das Froge endlich schwiget,
wenn kei Traum vo dere Erde
in d'Wirklichkeit meh ufestigt!*

Lina Kromer

Zum 75. Geburtstag von Franz Hirtler

Erinnerungen des badischen Komponisten und Musikpädagogen

Franz Hirtler, Allensbach



Franz Hirtler

Photo: Francis von Stechow, 7750 Konstanz, St. Stephansplatz 16/18

Die ehrenvolle Aufforderung der Badischen Heimat, über mein Leben und musikalisches Schaffen selbst zu berichten, bringt a priori manches Problem mit sich. Dem Bekenntnis, sich als Komponist zu fühlen, haftet laut Arthur Honeggers Essay von 1951 („Je suis compositeur“) geradezu eine latente Komik

an inmitten einer verwalteten und erfolgsorientierten Welt. Und einer meiner akademischen Lehrer, der Freiburger Musikologe Wilibald Gurlitt, erklärte einst, er nehme es als selbstverständlich an, daß jeder von uns Studenten in früher Jugend komponiert habe; für genau so selbstverständlich aber halte er

es, daß man derlei Versuche später aufgegeben habe im Bewußtsein, doch nichts Wesentliches zum großen Gebäude der abenländischen Musik beitragen zu können.

Warum ich dann das Komponieren, nach ersten Anläufen im 9. Lebensjahr, nicht eingestellt habe? Es war, zunächst vielleicht unbewußt, das Gefühl, etwas verteidigen zu müssen, was damals bereits gefährdet schien. Ich glaubte mich verpflichtet, ein Feld zu kultivieren, das heftigen Stürmen ausgesetzt war; ich mühte mich, einem hohen Ziel treu zu bleiben, das anderen „abgegriffne, alte Ware“ dünkte. Als „Musik im Delta“, einen alle Dämme überflutenden chaotischen Strom, später gar als „Musik auf der Flucht vor sich selbst“ (Ulrich Dibelius) hat man die Tonkunst jener Jahrzehnte bezeichnet, und ich strebte danach, die idealistische Musikauffassung meiner Jugendjahre zu wahren. Es war mir eine gewisse Genugtuung, als später ein wohlwollender Musikwissenschaftler¹⁾ zu meinem 60. Geburtstag schrieb: „Extreme Avantgardisten — oder ihre Apologeten — halten es für sinnlos und überflüssig, zwischen den Epochen zu vermitteln. Sie meinen, voraussetzungslos beginnen zu können. Hirtler gehört zu den Pionieren, die liebevoll Stück für Stück an der Brücke bauen, die den Übergang aus der alten in die neue Musiklandschaft ermöglichen soll... So zeigt er Züge, die z. B. in England (man denke an Benjamin Britten) oder im europäischen Osten viel mehr geschätzt würden.“

Als ich am 8. März 1914 in Freiburg i. B. zur Welt kam, blühte noch das wilhelminische Kaiserreich, und kaum jemand ahnte, daß mein Jahrgang zwei Weltkriege, zwei Revolutionen und einige „weltanschauliche Umdenkungsprozesse“ über sich ergehen lassen mußte. In Altsimonswald, in einem der schönsten Täler des Südschwarzwalds, wo mein Vater als Lehrer tätig war, wuchs ich bis zum sechsten Lebensjahr auf, dann übersiedelte ich mit meinen Eltern nach Freiburg i. B. Dort legte ich 1932 am Friedrich-Gymnasium das Abitur ab, an einer humanistischen An-

stalt, die bis dahin in unbeirrter Tradition sich von allen ephemeren Experimenten freigehalten hatte, die seit 1933 bis heute das Schulwesen belasten und verwirren. Es war ein geschlossener Bildungskosmos, den ich heute noch bejahe und nicht missen möchte.

Mein Vater, der als Lehrer an der Freiburger Karlsschule und später als Direktor der Pädagogischen Akademie in Lörrach wirkte, hatte damals bereits einen gewissen Namen als Schriftsteller²⁾. Er gab mir manche literarische Anregung und glaubte früh schon, meine musikalische Begabung feststellen zu können. Seit meinem achten Lebensjahr hatte ich stetigen Klavierunterricht, neben den später noch das Violoncello trat. Eichendorffsche Naturlyrik und andere Gedichte regten mich zu frühen Kompositionsversuchen an, und schon 1927 vertonte ich Goethes „Totentanz“, eine Ballade, die etwa 40 Jahre später mehrmals öffentlich erklang und von der Kritik als „erstaunliche Hugo-Wolf-Verarbeitung des Dreizehnjährigen“ gewertet wurde, obwohl ich die Lieder des genialen Spätromantikers erst später bewundern lernte und auch Mörikes „Feuerreiter“ ohne Kenntnis der entsprechenden Wolf-Vertonung in Musik gesetzt hatte. Leitstern waren mir damals wohl Carl Loewes Balladen, die ich zeitlebens geschätzt habe und Beethovens tragisches Pathos, wozu eine besondere Vorliebe für makabre Stoffe kam. Der neuerdings immer wieder zu lesenden These, „das Heitere“ sei meine besondere Stärke, möchte ich widersprechen.

Reiche Anregung bot meiner literarisch orientierten Musikbegeisterung natürlich auch die Freiburger Oper. Unter der Ägide der Generalmusikdirektoren *Ewald Lindemann* und *Hugo Balzer* war das ganze Freiburger Musikleben recht progressiv orientiert, und Werke wie Alban Bergs „Wozzeck“, Schönbergs „Pierrot lunaire“ oder Hindemith als Interpret seines Bratschenkonzerts befremdeten ein konservatives Publikum. Hans Pfitzners bereits 1931 in Freiburg aufgeführte romantische Oper „Das Herz“

Maestoso

195

2 Fl. *f* *3*

Ob.

Klaroc. in Es

2 Fg.

2 Hr. in F

3 Tromp. in G

3 Pos. *pp*

Bf. *pp*

Ph.

Schlg.

Singstimme

Maestoso

So sah ich den Helden in nächtiger Stadt : er will wissen, was Konstanz für Träume hat.

1. *Maestoso*

2. *mf*

Vcl. *mf*

Vc. *mf*

Kb. *mf*

195

Handschriftprobe: Schluß der Vertonung von R. M. Rilkes „Vision“ „So sah ich den Helden in nächtiger Stadt: Er will wissen, was Konstanz für Träume hat“

gab mir wohl den ersten Anlaß zur Beschäftigung mit dem eigenwilligen Komponisten, woraus später meine musikwissenschaftliche Dissertation hervorging.

Daß auf die Reifeprüfung ein Musikstudium folgen werde, stand für mich schon lange fest, und die Laufbahn eines Opernkapellmeisters erschien mir als ideales Berufsziel. Doch nicht nur die schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse jener Jahre, sondern auch eine wohl ererbte pädagogische Veranlagung meinerseits legten es nahe, an der Karlsruher Musikhochschule 1932 das Fach Schulmusik zu belegen. Nach mühelos bestandener Aufnahmeprüfung mit dem Hauptfach Klavier fühlte ich mich in dem prachtvollen Bürklinischen Palais, das seit 1929 die Musikhochschule beherbergte, geradezu in ein Märchenreich versetzt. Der üppige neobarocke Bau fiel im Krieg den Bomben zum Opfer, und die einst so stattliche Kriegsstraße ist heute zur Autobahn pervertiert.

Über das ehemalige „Ordensteinsche Konservatorium“, dessen guter Name über Deutschlands Grenzen hinausreichte, existieren verschiedene Darstellungen; die 1929 aus ihm hervorgegangene „Badische Hochschule für Musik“ verdient an dieser Stelle eine besondere Würdigung. *Franz Philipp*, der 1924 als Direktor berufen wurde, verlieh dem Institut ein eigenes Gepräge. Als genialen Orgelimpromvisator hatte ich ihn bereits in der Freiburger Martinskirche bewundert, nun lernte ich ihn als strengen Theorielehrer kennen, der — konservativ im besten Sinne — mit alemannischer Zähigkeit auf makelloser Korrektheit des Tonsatzes bestand. Richard Wagner hieß dann das Stichwort, das mich in Philipps Seminar aus bescheidener Anonymität heraus hob. Der Bayreuther Meister hatte mich seit früher Jugend beschäftigt, doch nicht in blinder Begeisterung, sondern in stetigem Studium war ich zum Verständnis seiner Partituren vorgedrungen, die ich heute noch als Meisterwerke schätze. In jenem Kurs kam einmal bei Behandlung von Fragen aus der chromatischen Harmonielehre die Rede auf den Tri-

stan-Akkord, jenes berühmte Klangsymbol, das einst einen kühnen Weg in musikalisches Neuland weisen sollte. Philipps Entrüstung war groß als niemand diesen Akkord spielen, geschweige denn erklären konnte. Nun, das waren mir altvertraute Gefilde, und ich meldete mich schüchtern, um den Anfang des Tristanvorspiels an die Tafel zu schreiben. Der strenge Herr Direktor rief mich etwas skeptisch und ungläubig nach vorn, war aber dann verblüfft, als ich die ersten vier Takte des Vorspiels auf dem Gedächtnis ohne abzusetzen anscrieb. „Wer sind Sie?“, rief er verwundert aus, dann kam ihm die Erinnerung an meinen Vater, der einst ein Sonett über sein Orgelspiel geschrieben hatte, und es gab fast eine wagnerische Begrüßungsszene. Seit jener Zeit war ich nicht mehr sicher vor den vielseitigsten Fragen und Aufgaben.

Das bedeutende kompositorische Schaffen Philipps habe ich an dieser Stelle anlässlich seines 70. Geburtstags gewürdigt³⁾ und dabei auch darauf hingewiesen, wie in seiner Musik von Anfang an das katholisch-mystische Element sich organisch mit dem national-festlichen verband. Daraus mußten sich zwangsläufig gewisse Kompromisse mit dem damaligen Regime ergeben, denen sich ein Kulturschaffender allenfalls durch Emigration hätte entziehen können. Die einstigen Studenten danken indes ihrem Direktor noch heute, daß er den „weltanschaulichen“ Ungeist, der damals alle Hochschulen bedrückte, nach Möglichkeit von den Musikräumen des Bürklin-Palais fernhielt, während gleichzeitig der Freiburger Universitätsrektor, „General Heidegger“, wie er genannt wurde, seine Studenten unbarmherzig auf dem Exerzierplatz herumhetzte. Welche parteiamtlichen Behinderungen damals ein Studium bedrohten, ahnt heute fast niemand mehr, und es war ein Glücksfall, daß ich — aus Gesundheitsgründen nach fünf Wochen Arbeitsdienst (beim Bau des Pfnz-Entlastungskanal bei Durlach) entlassen — erst 1940 eine Uniform tragen mußte, dann freilich für fünf Jahre als Kriegsteilnehmer.

Ein anderer kerniger Schwarzwälder, *Josef Schelb*, war mein Lehrer im Klavierspiel, und auch seinem damals viele befremdenden, an Hindemith und Bartók orientierten Kompositionsstil verdanke ich reiche Anregung. In jenen Jahren verlegte ich meine Hauptenergie auf das pianistische Studium: Ostern 1935 erhielt ich einen Preis der Hochschule für meine Wiedergabe des e-Moll-Klavierkonzerts mit Orchester von Chopin in der Karlsruher Festhalle, und ein Jahr später hatte ich die große h-Moll-Sonate von Liszt erarbeitet, die ich auch später ab und zu in eigenen Klavierabenden spielte. Für die beim Fach Schulmusik obligatorische Kapellmeisterausbildung war als alter Praktiker *Heinrich Cassimir* zuständig, der mit seinem fränkischen Temperament bisweilen recht cholertisch auftrat, im Grunde jedoch stets wohlwollend und hilfreich blieb. *Hermann Junker* war ein vielseitiger, feinsinniger Ästhet, der mir namentlich Verständnis für kontrapunktische Linienführung vermittelte.

Als weitere bedeutende Lehrkräfte verdienen auch die Violinpädagogen jener Jahre rühmende Erwähnung: *Josef Peischer*, der charmante Wiener, der das Badische Kammerorchester zu beachtlicher Perfektion erzog, und sein nicht minder virtuoser Nachfolger, *Eduard Oswald* aus Brünn, der lange Jahre auch als Konzertmeister des Bayreuther Festspielorchesters wirkte. Für eine seiner Schülerinnen, die später meine Frau wurde und einige meiner Violinstücke uraufführte, schrieb ich 1935 mein erstes größeres Werk, ein Violinkonzert, dessen freitonaler Habitus damals Josef Schelb mehr zusagte als Franz Philipp. Der zweite Teil der Ausbildung für das „künstlerische Lehramt in Musik“ verlagerte laut Studienordnung den Schwerpunkt auf die Musikwissenschaft. Das bedeutete für mich Immatrikulation an der Universität Freiburg, deren Lehrbetrieb mir nach den Karlsruher Jahren der *musica practica* zunächst nicht recht zusagen wollte. Doch fand ich rasch mein Spezialgebiet, die Oper des ausgehenden 19. Jahrhunderts, das der dama-

lige Ordinarius, *Wilibald Gurlitt*, namhafter Bachforscher und Initiator der deutschen Orgelbewegung, großzügig akzeptierte. Eine Dissertation aus diesem Stoffgebiet mußte ich in kürzester Zeit zum Abschluß bringen, da meinem Jahrgang ein zweijähriger Militärdienst drohte. Von Semester zu Semester suchte ich um Zurückstellung nach, bis dies nicht mehr möglich war, und so promovierte ich schon als 24jähriger zum Dr. phil. Das Glück verließ mich auch dabei nicht: als mein Doktorvater Gurlitt 1937 aus politischen Gründen zwangsermeritiert wurde, folgte ihm *Josef Müller-Blattau*, der in Straßburg einst Schüler Hans Pfitzners gewesen war. Für mein Thema, eine Analyse von Pfitzners Oper „Der arme Heinrich“⁴⁾, zeigte er daher besonderes Interesse und übernahm die Dissertation ohne weiteres. Weniger einverstanden mit meinen Untersuchungen zeigte sich der Meister selbst, der trotz der absolut positiven, ja bewundernden Wertung seines Werks an einem kleinen Detail Anstoß nahm — wie so oft in seinem Leben! — und meine Anfragen mit immer zornigeren Briefen beantwortete, deren letzter mit den Worten schloß: „Ich versichere Ihnen. . ., daß, wenn Sie noch einmal so geschmackvoll sind, an mich zu schreiben, der Brief. . . ungelesen in den Papierkorb wandert (noch nicht einmal in meine Mappe 'Schreckenskammer')“. Vielleicht gelangen Musikforscher Ihres Schlages im Jahre 1970 durch Briefstellen und Zeitungsnotizen zu dem Schluß, daß ich ihn doch gelesen habe. Heil Hitler! Dr. Hans Pfitzner“. Er bekam recht. Durch philologische Vergleiche stellte ich später fest, daß er meinen letzten sechsseitigen Brief an ihn, in dem ich mich allerdings gegen seine Anschuldigungen wehrte, gelesen haben mußte. Noch in seinen (um 1947 veröffentlichten) Lebenserinnerungen widmet er fast ein ganzes Kapitel der fanatischen Widerlegung einer These aus meiner Arbeit.⁵⁾ Man möge es indes nicht unbescheiden finden, wenn ich als Gegenargument hier auch eine andere Beurteilung meiner Arbeit zitiere. Hans Rectanus⁶⁾ nennt

mein Buch „eine gründliche Untersuchung des ‚Armen Heinrichs‘ . . . , die den bisher einzigen Versuch einer tiefgreifenden stilistischen Auseinandersetzung darstellt.“

Die beiden Examina für das künstlerische Lehramt hatte ich inzwischen abgelegt, doch den definitiven Eintritt in den Schuldienst zögerte ich bewußt hinaus und ergriff die Möglichkeit, als Kapellmeistervolontär an den Städtischen Bühnen Freiburg noch einige Zeit der Opernmusik verbunden zu bleiben. Unter Generalmusikdirektor *Franz Konwitschny*, dessen glänzende Aufführungen von Wagners „Ring“ Aufsehen erregten, und seinem Nachfolger *Bruno Vondenhoff* übte ich vorwiegend das Amt eines Korrepetitors aus, wurde aber vom Alltag hinter den Kulissen etwas enttäuscht. Eine endgültige Entscheidung über meine Berufswahl entfiel, da ich im September 1940 zur Wehrmacht eingezogen wurde und als Soldat den Krieg bis zum bitteren Ende erlebte. Das Schicksal war mir gnädig: durch einen Beinbruch, den ich 1944 in einem Marschbataillon auf dem Weg nach Finnland erlitt, wurde ich der Ostfront wieder entzogen.

Nach Kriegsende war ich zunächst bestrebt, mich kompositorisch wie pianistisch wieder in Form zu bringen durch Unterricht bei meinen früheren Lehrern Philipp und Schelb, sowie mein musikalisches Vokabular zu erweitern durch Kurse in Darmstadt, der „Burg der Neutöner“, und dem damals in Freiburg wirkenden Hindemithschüler *Harald Genzmer*. Als Solist wie als Begleiter verschiedener Sänger und Instrumentalisten bereiste ich dann die tristen aber musikhungrigen Nachkriegslande, zog es aber dann doch vor, als Musikstudienrat in Konstanz, einer völlig unzerstörten Stadt, sesshaft zu werden. Meine 12 Jahre dauernde Tätigkeit am dortigen (naturwissenschaftlichen) Humboldt-Gymnasium fiel mir in der ersten Zeit nicht ganz leicht, da wir in unserer Ausbildung wohl fachlich solides Rüstzeug mitbekommen hatten, jedoch in jenen autoritären und militaristisch ausgerichteten Jahren psychologisch ohne jegliche

Richtschnur gelassen waren. Zudem ist wohl jeder Schulmusiker zu Beginn seiner Tätigkeit enttäuscht durch das geringe Gewicht, das die sogenannten „musischen Fächer“ im Unterrichtsalltag besitzen. Dennoch hoffe ich, zumindest auf dem Gebiet der damals sich erst entwickelnden Musikbetrachtung und Hörerziehung, in jenen Nachkriegsjahren einigen jungen Leuten bleibende Anregungen mit auf den Weg gegeben zu haben. Pädagogisch motiviert waren auch manche meiner damaligen Kompositionen, so die „Bremer Stadtmusikanten“⁷⁾ für Streichquartett, Klavier, Streichorchester und einen Sprecher, eines meiner meistgespielten Werke, das das Märchen der Brüder Grimm in eine Art Concerto grosso einbaut, wobei die Instrumente des Soloquartetts den vier Tierfiguren entsprechen. Man meinte gelegentlich, Esel, Hund, Katze und Hahn seien doch plastischer durch Bläser darzustellen, doch kam es mir weniger auf tonmalerische Details an als auf die Gliederung des Märchens in geschlossene Formteile, vor allem aber auf das Wechselspiel eines professionellen Streichquartetts (eben der vier „Stadtmusikanten“) mit einem Laienorchester.

Als Nachklang meiner Kriegererlebnisse mag die „Landsknecht-Suite“ gelten, fünf Sätze nach alten Texten für einstimmigen Männerchor und Instrumentalensemble, die von Heinrich Hagner 1956 im Kursaal Überlingen und kurz darauf vom Chor des Meersburger Aufbaugymnasiums im Südwestfunk aufgeführt wurden. Franz Alfons Wolpert⁸⁾ schrieb dazu: „Die stapfenden Bässe, die dem Jazz verwandten, jedoch ganz selbständig gebrauchten Synkopierungen des Klaviers und der zwei Schlagzeugpartien, die durchdringenden gestopften Trompetenstöße bildeten die schrille Wildheit der Landsknechtzeit eindrucklich genug ab. . . Alles in allem: Eine Gimmelshausensche Simplizissimus-Musik“, und Karl Michael Komma⁹⁾ erkannte richtig: „Hirtler wollte keine romantischen historischen Bildchen, sondern eine harte, zum Teil

parodistische Klangvision des Kriegs und der Roheit“.

Ein ganz andersartiges Opus erlebte 1957 im Südwestfunk seine Uraufführung durch Eugen Grimm, den Bariton der Freiburger Oper. Das Gedicht „Vision“, das der junge Rainer Maria Rilke in der Osternacht des Jahres 1897 im Anblick des Konstanzer Münsterturms geschrieben hatte, fand ich gegen Kriegsende in einem Almanach, und die Sprachgewalt der Verse regte mich noch in der Kaserne zur Vertonung an:

*Ich geh durch die greise nächtige Stadt,
will wissen, was Konstanz für Träume hat. . .
Und über dem schwarzen Zinntor
wächst es reckenriesig empor,
wächst in das nächtige Glockengebraus,
wächst in die dröhnende Nacht hinaus.
Seltsam, ist das der Münsterturm? —
Schultern sind das, erstarkt im Sturm,
ehem, darauf geschraubt,
ruht, sternumlaubt,
herrlich ein Heldenhaupt
mit dem Ketzerhut — Hus.*

Unter weitgehendem Verzicht auf thematische Arbeit bemühte ich mich hier, dem Dichtertext seinen Eigenwert zu belassen und in einer ungewöhnlichen Orchesterbesetzung (mit Saxophon und Tamtam) alles auf Klang und Rhythmus zu stellen. Die Beschwörung des alten Hus gab unnötigerweise bei der ersten Konstanzer Aufführung manchen Kreisen Anlaß zu Mißverständnissen, später aber verhalf Kammersänger Klaus Hirte von der Württembergischen Staatsoper dem Lied zu eindringlicher Wirkung¹⁰). „Man merkt, daß Sie in einer gotischen Stadt aufgewachsen sind“, meinte mein Lehrer Schelb einmal nach Anhören des Lieds in seiner charakteristischen, freundlich-sarkastischen Art.

In der Mauritius-Rotunde des Konstanzer Münsters liegt übrigens das Grabmal meines Ahnen Jacob Kurtz, „Thumbherr (Domherr) und beyder rechten Doctor“, eines Blutsverwandten, der die Kapelle ausmalen ließ, 1578

starb und durch eine stattliche Stiftung „zur Unterhaltung armer Knaben“ bekannt war. Aus seinem (freilich durch mehrere Geldentwertungen reduzierten) Stipendienfonds für die Universität Freiburg habe ich immerhin einen Zuschuß zum Druck meiner Doktorarbeit erhalten.

Neben dem Schuldienst war ich in Konstanz auch im praktischen Musikbereich tätig und gab außerdem Theorieunterricht am dortigen Konservatorium. Dennoch kam mir 1962 die Berufung als Dozent an die neu errichtete Pädagogische Hochschule in Reutlingen recht willkommen. 1966 wurde ich dort zum Professor für Musikdidaktik und Musikwissenschaft ernannt. Bei verschiedenen musikpädagogischen Tagungen in Baden-Württemberg war ich schon eingetreten für die Aufwertung der Schulmusik¹¹), beteiligt war ich 1961 auch an der Ausarbeitung eines neuen Musiklehrplans für die Hauptschule, und nun lockte mich eine anspruchsvollere pädagogische Aufgabe. Die neue Tätigkeit, bei der wiederum die musica practica nicht zu kurz kam, gab mir große Befriedigung, und in der aufstrebenden Stadt am Fuße der Schwäbischen Alb fühlte ich mich recht wohl. Meine musikdidaktischen Vorstellungen habe ich in dem 1971 erschienenen Buch „Kontinuierlicher Musikunterricht“¹²) niedergelegt. Nachdem ich in den früheren Jahren Werkbetrachtung und Hörerziehung als vordringliche Aufgaben aufgefaßt hatte, befürwortete ich nun angesichts eines dilettantischen Experimentierens wieder das praktische Tun als Schwerpunkt und wies auf das Bild Hugo Ernst Rahners hin, für den Hören und Musizieren „zu Brennpunkten einer Ellipse werden, die das Feld der musikalischen Facharbeit umreißt“. Dieser Zusammenhang wird durch einen musikalischen Sinnbezug gekennzeichnet: „Hören und Musizieren gehören zusammen wie zwei im doppelten Kontrapunkt gebundene Stimmen. Die Vernachlässigung einer der ‚Stimmen‘ würde das Gesetz des nun einmal begonnenen Werkes durchbrechen.“

Bald gewann auch meine kompositorische Tätigkeit wieder größeren Raum. Eines meiner umfangreichsten Werke, die „Sinfonische Fantasie für großes Orchester“ entstand im Jahre 1972 und wurde am 12. März 1973 in einem Sinfoniekonzert der Württembergischen Philharmonie unter Leitung von Dimitri Agraftiotis uraufgeführt. Das einsätziges Werk realisiert einen Gedanken, der mich seit meiner Jugend immer wieder beschäftigt hat: die Verschmelzung der vier Sätze einer klassischen Sonate zu einem einheitlichen Ganzen.

Dies hatte ich bereits mit 15 Jahren versucht in einer „Großen Fantasie für Violine, Violoncello und Klavier“, die sich (477 Takte lang!) aus düsteren Anfangsklängen allmählich zu freudiger Melodik hindurchringt. Das Stück war natürlich mehr Potpourri als durchgeformte Einheit und alles andere als etwa Hausmusik, viel eher eine verkappte Sinfonische Dichtung. Eine geplante Aufführung unter Mitwirkung meiner Eltern erwies sich als undurchführbar. Als Primaner mühte ich mich, vielleicht angeregt durch Richard Straussens „Tod und Verklärung“, in einer großangelegten „Fantasia funebre“ für Klavier wiederum um das gleiche Problem, ohne es satztechnisch bewältigen zu können. Es gelang dann in meinem 1964 vollendeten Klavierquintett, das zwischen einer getragenen Einleitung und einem ebensolchen Schluß ein Allegro, ein Andante, ein Scherzo und eine Fuge verknüpft. Der Ausbau der Chromatik, der mein ganzes Schaffen durchzieht, hatte mich fast zwangsläufig in die Nähe der Zwölftontechnik geführt, ohne daß ich mich jedoch ihren konstruktiven Prinzipien ausliefern wollte. So behandelte ich das zwölftönige Grundthema, das gleich zu Beginn im Violoncello erklingt, fast in allen Takten gegenwärtig ist und in krebsgängiger Form das Ganze beschließt, durchaus als melodischen Einfall, nicht als abstrakte Reihe. Das strapaziöse Stück wurde vom Freiburger Schwaller-Quartett mit mir selbst am Klavier im Jahr seiner Entstehung im Südwestfunk uraufge-

führt: später ist es auch auf Schallplatte erschienen¹⁴). Diese Platte enthält auch mein drei Jahre später komponiertes Klaviertrio, das gleichfalls vielgliedrige Einsätzigkeit, die durch ein zwölftöniges Grundthema zusammengehalten wird, verwirklicht, wengleich wesentlich knapper als das Quintett.

Um die genannte Sinfonische Fantasie zu charakterisieren sei es schließlich erlaubt, Auszüge aus einer Rezension der „Stuttgarter Zeitung“¹⁵) anzuführen: „Die Architektur des Ganzen stellt sich als große Bogenform dar, ausgehend von zwei zwölftönigen Themen, die bis in feinste Details hineinwirken. Dabei bleiben gewisse tonale Bindungen retrospektiv gegenwärtig: Orientierung an einem Zentralton (etwa im Sinne Hindemiths). Trotz strenger Konstruktion und formaler Ordnung wirkt das Werk keineswegs nüchtern. Raffinierte Instrumentierung, hervorgehoben durch vielfältiges Schlagwerk, bringt Kontraste zu lyrischen Episoden. Wesentliches Element ist die Instrumentierung, durch die aparte Klangfarben, Klangmixturen entstehen, so etwa in der reizvollen Gruppierung von Altsaxophon, Englischhorn, Baßklarinetten und Fagott. . . Es gibt auch Überraschungsmomente, wenn zum Beispiel. . . unversehens im Finalteil das Orchester abbricht, und der Anfang der Komposition, quasi als Reprise aus den Lautsprechern ertönt (später verzerrt durch doppelte Bandgeschwindigkeit). Dazu improvisieren schließlich die Instrumente, ‚gleichsam ablehnend‘, wie der Komponist in der Einführung erläutert. . .“ Doch möchte ich dazu unbedingt noch die Worte Karl Michael Kommas¹⁶) hinzufügen, der betont: „Wenn Hirtler neueste Mittel verwendet. . ., dann geschieht dies nie mit der Absicht, ‚auch modern‘ zu sein. Es zeigt einmal die Freude am Experimentellen bis an die Schwelle des Alters hin, dann aber auch wieder Humor und feine Ironie. . .“

In jüngster Zeit wurden drei der Pädagogischen Hochschulen Baden-Württembergs aufgelöst, darunter 1987 auch die in Reutlingen. So bedrückend der Untergang einer In-

stitution war, der ich fast zwei Jahrzehnte lang meine ganze Energie gewidmet hatte, so berührte er mich doch nicht unmittelbar, da ich 1979 bereits in den Ruhestand getreten war. Vorwiegend gesundheitliche Gründe veranlaßten mich dann 1981, die schwäbische Industriestadt zu verlassen und meinen Alterssitz an den Bodensee zu verlegen. Damit kehrte ich zurück in eine Gegend, die mich bereits in meiner Jugend fasziniert und angeregt hatte, in meinen Zyklus „Beseelte Landschaft“ das 1940 vertonte Rilke-Lied aufzunehmen:

*Die Dörfer sind wie im Garten,
in Türmen von seltsamen Arten
klingen die Glocken wie web.
Uferschlösser warten
und schauen durch schwarze Scharten
müd auf den Mittagssee. . . .*

Und in Allensbach, gegenüber der Insel Reichenau, hoffe ich, noch etwas Zeit und Ruhe zu weiterem kompositorischen Schaffen zu finden. Um nochmals das Eingangszitat aufzugreifen: es bleibt weiterhin mein Bestreben, „Stück für Stück an der Brücke zu bauen, die den Übergang von der alten in die neue Musiklandschaft ermöglichen soll. . .“

Anmerkungen

1) Karl Michael Komma im Ekkhart-Jahrbuch der Bad. Heimat 1975, Seite 111 ff

2) Vergl. meinen Nachruf „Novellist oder Kalendermann“ zu seinem 100. Geburtstag in Jg. 1985, Heft 4, Seite 711 ff der Bad. Heimat und seine Autobiographie „Franz Hirtler über sich selbst im

Ekkhart-Jahrbuch 1939, Seite 75 ff, sowie zahlreiche andere Beiträge der Bad. Heimat.

Da ich den gleichen Vornamen habe wie mein Vater, ergeben sich in einigen Registern und Verzeichnissen Verwechslungen.

3) Vergl. Bad. Heimat, Jg. 1960, Heft 3/4, Seite 385 ff.

4) Franz Hirtler: Hans Pfitzners „Armer Heinrich“ in seiner Stellung zur Musik des ausgehenden 19. Jahrhunderts. In Buchform erschienen im Verlag Triltsch, Würzburg 1940.

5) Es ging dabei um einen seiner früheren Lehrer, Bernhard Scholz, Direktor des Hochschen Konservatoriums Frankfurt vom 1883–1908, den ich als Vermittler Brahmscher Tradition würdigte, während Pfitzner ihn als „erbärmlichen Wicht voll hündischer Charakterlosigkeit“ bezeichnet.

6) Hans Rectanus: Leitmotivik und Form in den musikdramatischen Werken Hans Pfitzners. Inaugural-Dissertation (Frankfurt a. M., 1967)

7) Auf Schallplatte erschienen zusammen mit anderen meiner Orchesterwerke in Studio 74, Reihe „Für Kenner und Liebhaber“ KL 003

8) Im „Südkurier“ (Ausgabe Überlingen) vom 18. Dezember 1956

9) In „Reutlinger Nachrichten“ vom 16. Februar 1966

10) Auch auf der in Anm. 7 genannten Schallplatte

11) Franz Hirtler: Die Ausbildung des Schulmusik-erziehers aus der Sicht des Schulpraktikers (in: Vorträge der fünften Bundesschulmusikwoche, Verlag Schott, Mainz 1963)

12) Franz Hirtler: Kontinuierlicher Musikunterricht in der Schule. Bestandsaufnahme, Richtlinien und Handreichungen für Lehrer an der Grund-, Haupt- und Realschule (Schriftenreihe für die praktische Schularbeit, Neckar-Verlag, Villingen 1971)

13) Hugo Ernst Rahner: Musizieren und Hören im Licht der Kulturkunde (in: Vorträge der ersten Bundesschulmusikwoche, Verlag Schott, Mainz 1955)

14) In Studio 74, Reihe „Für Kenner und Liebhaber“ Kl 005

15) „Stuttgarter Zeitung“, Feuilleton vom 26. März 1973, Seite 15

16) Vergl. Karl Michael Komma, Anm. 1

Dr Blaue isch gstande . . .

*Dr Blaue isch gstande
lang, lang öb ich gsi,
dä stoht, wenn ich nümmi,
scho lang nümmi bi.*

*Dr Wind in de Bäume,
er chrüslet un dost,
un s'Wasser ruscht näume,
wenn niemesmeh lost.*

*Die bluemige Matte
sin tauig un schön,
wenn mir wie Schatte
verwaihe, vergöbn.*

Lina Kromer

Zur Geschichte der Fotografie in Baden

Ein Beitrag zum 150. Geburtstag der Lichtbildkunst

Peter Assion, Marburg/Walldürn



Die „photographische Anstalt“, die die Gebrüder Schneider 1867 in Krozingen als frühes Foto-Atelier eröffneten (nach einem Prospekt von ca. 1890).

Gedenkveranstaltungen zu sich jährenden Daten der Geschichte haben heute mehr denn je Konjunktur, und sind es nicht die Geburts- oder Todestage großer Persönlichkeiten, an die wir uns dabei halten, so sind es große historische Ereignisse, auf die wir als Erben und Betroffene zurückblicken. Die Geschichtlichkeit des Alltags hat es daneben schwerer, als solche wahrgenommen und als jubiläumswürdig empfunden zu werden. Zu selbstverständlich ist uns unsere Alltagskultur, um des Erinnerens und Überdenkens zu bedürfen,

und doch hat das meiste, was Bestandteil dieser Kultur ist, seinen nachweisbaren Anfang und seine Vor- und Nachgeschichte gehabt, die zu kennen sich lohnt. Eine bemerkenswerte Ausnahme vom üblichen Jubiläumsbetrieb konnte 1989 immerhin vermerkt werden, indem verschiedenenorts daran erinnert wurde, daß die Fotografie 150 Jahre alt wurde. Fotografische Bilder begegnen uns heute Tag für Tag, bestimmen unser Denken und Fühlen mit. Vom Zeitungslesen am Morgen bis zum Fernsehen am Abend treten sie als In-

formations- und Unterhaltungsmittel an uns heran, und wir selber handhaben die Kamera, um flüchtige optische Eindrücke zu fixieren, uns und anderen bildliche Erinnerungen zu schaffen und uns mitzuteilen über das Medium Bild. Darüber hinaus sind Wissenschaft und Kunst ohne die Fotografie und ohne die daraus entwickelte Herstellung bewegter Bilder mit der Filmkamera nicht mehr denkbar. Man darf sagen, daß unser ganzes Kultursystem im (nicht umsonst so genannten) „optischen Zeitalter“ am ständigen Herstellen, Verbreiten und Aufnehmen von Licht- und Filmbildern partizipiert und u. a. dadurch funktioniert. Die Selbstverständlichkeit dieser Tatsache hatte indessen die revolutionäre Erfindung des Fotos zur Voraussetzung, wie sie in den 1830er Jahren durch die Umwandlung von Lichteindrücken in dauerhafte Abbildungen gelang und 1839 öffentlich gemacht wurde. Daran wurde 1989 mit Recht erinnert, was als Appell verstanden werden konnte, sich mit der Geschichte der Fotografie überhaupt zu befassen. Kultur- und kunstgeschichtlich interessierte Fotohistoriker tun dies schon länger¹⁾, aber vielfach steht die Forschung noch am Anfang, und wenn wir — aus gegebenen Anlaß — versuchen, der Popularisierung des 1839 noch neuen Mediums in Baden nachzuspüren, so kann dies nur die Zusammenstellung erster Belege und Befunde bedeuten, die gewiß der Ergänzung bedürfen. Allgemein bekannt sein dürfte, daß die Fotografie aus Frankreich zu uns gekommen ist. Schon seit langem kannte man die Möglichkeit, mit der „camera obscura“ Lichtstrahlen zu bündeln und auf diese Weise Spiegelbilder des Sichtbaren auf abgedunkelten Flächen zu erzeugen. Dem französischen Privatgelehrten J. N. Niépce gelang es dann schon 1816, unter Verwendung von Silberchlorid solche „Lichtbilder“ auf Papier festzuhalten. Doch blieb die Fixierung dieser — noch nicht lichtbeständigen — Bilder ein Problem, bis der Theatermaler und Erfinder L. J. M. Daguerre das Jodsilber-Verfahren, mit dem Niépce experimentiert hatte, aufnahm und entdeckte,

daß sich silberbeschichtete und mit einer Kamera belichtete Metallplatten durch Quecksilberdämpfe entwickeln und durch Kochsalz fixieren ließen (1835/37). Damit war das erste praktikable fotografische Verfahren erfunden, für das Daguerre selbst den Namen „Daguerreotypie“ vorschlug. Eine staunende Öffentlichkeit erfuhr davon, als die Erfindung 1838 zum Kauf angeboten und 1839 in der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgestellt wurde. Es war dann der französische Staat, der die Patentrechte erwarb und die Erfindung der Allgemeinheit schenkte. Und entsprechend rasch trat die Daguerreotypie ihren Siegeszug an. Schon im September 1839 trafen die ersten französischen Aufnahmeapparate in Berlin ein und wurden hier nach Daguerres Methode die ersten Lichtbilder in München und Hamburg hergestellt²⁾. Parallel mit Daguerre hatte der englische Gelehrte W. H. F. Talbot an einem fotografischen Verfahren gearbeitet und — angeregt durch Niépce — das erste lichtempfindliche Papier erzeugt. 1841 brachte er das noch unsichtbare Bild eines in der Kamera belichteten Jodsilberpapiertes durch Entwicklung mit Gallussäure zum Vorschein. Von diesem Negativ, das mit Natriumsulfit fixiert wurde, ließen sich auf Chlorsilberpapier Positive abziehen, und damit war dann früh auch schon der Ausgangspunkt der modernen Fotografie gewonnen. Im Gegensatz zu den umkopierten Bildern Talbots gaben nämlich Daguerreotypien die eingefangenen Bilder noch seitenverkehrt wieder, und eröffnete die Herstellung von Negativen die Möglichkeit beliebiger Vervielfältigung, so handelte es sich bei den Daguerreotypien stets um Unikate. Und doch schien die Zukunft zunächst der Daguerreschen Methode zu gehören. Denn das Talbotsche Verfahren krankte noch an der Vergrößerung der aufgenommenen und umkopierten Bilder durch die Papierfaser, während die auf Silberplatten hergestellten Daguerreotypien gestochen scharf waren und noch heute den Betrachter, der mit der Lupe jede Ein-

zelheit studieren kann, als technisch-künstlerische Glanzleistungen ansprechen. Andererseits gewannen sich die Talbotschen Papierabzüge aber auch Freunde, weil ihre Unschärfe an gelungene Handzeichnungen erinnerte und so den Anspruch der frühen Fotografie eher zu erfüllen schien, Zeichen- oder Malkunst „mit anderen Mitteln“ zu sein.

An die Kunst der Maler und Zeichner knüpfte die der Fotografen unmittelbar an. Schon vor der Erfindung des „Lichtbildes“ gab es einen gesteigerten Bedarf an Bildern. Landschaftsmotive und Stadtansichten waren als Wandschmuck populär geworden, und vor allem hatte das Personenporträt — früher den Adeligen und Patriziern vorbehalten — seinen exklusiven Charakter verloren und war zum Mittel bürgerlicher Selbstdarstellung geworden: dem wachsenden Selbstbewußtsein der bürgerlichen Mittelklasse gemäß. Zusätzlich hatte die intime Familienkultur und Freundschaftspflege des Biedermeier neue Bildbedürfnisse geweckt und die Nachfrage nach Porträts verstärkt. Als berufliche Chance nützten Künstler aller Art diese „Marktlage“, Vertreter der großformatigen Ölmalerei ebenso wie Spezialisten für Porträt-Miniaturen auf Elfenbein, Pergament, Papier oder Glas. Rasch und billig arbeiteten wandernde Silhouetten-Schneider und -Maler, und preiswerte Serienporträts lieferten daneben Wandmaler, die kleine typisierte Hinterglaspildchen pinselten und auf ausgedehnten Fahrten Glasplättchen mit sich führten, auf denen nur noch das — als Oval ausgesparte — Gesicht der Porträtierwilligen ergänzt werden mußte. Den Besitz von Stadt- und Landschaftsbildern sowie von Darstellungen zeitgeschichtlicher Berühmtheiten und Ereignisse begünstigten die drucktechnischen Verfahren des Kupferstichs und der Radierung sowie vor allem des (1796/97 erfundenen) Flachdruckes mit Steinplatten, d. h. der Lithographie. Die neuen fotografischen Techniken der Bildherstellung eröffneten dann die Möglichkeit, Bilderwünsche, die es bereits gab, noch perfekter und auf längere Sicht preis-

wertiger zu erfüllen, und so revolutionär das Lichtbild als quasi von selbst erzeugtes Abbild der Wirklichkeit war, so kam es doch auch älteren Bedürfnissen und Absichten entgegen und traf um 1840 in eine kulturelle Szenerie, die für die Fotografie äußerst günstig war. Vielleicht darf man im Hinblick darauf sogar sagen, daß die Erfindung der Lichtbildkunst zu ihrer Zeit mit sozialer und künstlerischer Notwendigkeit geschah und mehr war als ein glücklicher Zufall.

Logischerweise griffen dann auch vor allem Maler aller Art und auf die Fotografie umsteigende Lithographen die Erfindungen Daguerres und Talbots auf und boten — nachdem sie sich die nötigen Kenntnisse und technischen Hilfsmittel erworben hatten — als Porträtisten ihre Dienste an. Für die Maler ist dies noch gut aus Werbe-Anzeigen zu erschließen. Denn in Zeitungen aus der Frühzeit der Fotografie findet man nicht selten Annoncen, bei denen dem Namen die doppelte Berufsbezeichnung „Maler & Photograph“ hinzugesetzt ist. Wandfotografen, die die Wandmaler ablösten, inserierten so noch in den 1860er Jahren, und bis Jahrhundertende erhielt das fotografische Gewerbe Zuzug aus der Kunstmalerei und aus dem handwerklichen Malgewerbe. Der Hinweis auf den ursprünglichen Beruf („Maler“) konnte dabei bedeuten, daß man sich der Kundschaft — zumal derjenigen auf dem Lande — als seriös und tüchtig empfehlen wollte. Ein Maler war schließlich etwas Vertrautes und besaß schon durch die Tradition seiner Tätigkeit Renommee, was man vom frühen fotografischen „Professionisten“ noch nicht sagen konnte. Aber sicher zeigte die beibehaltene Bezeichnung „Maler“ auch öfter an, daß ein geschäftliches Standbein im alten Gewerbe verblieben war und immer noch Malerarbeiten ausgeführt wurden. Dieser Sachlage gemäß unterschied auch die badi-sche Gewerbestatistik zunächst nicht zwischen Malern und Fotografen, sondern faßte 1861 die „Bilder-, Blumen- und Porzellanmaler, Daguerrotypisten, Photographisten und

Koloristen“ als eine Gruppe zusammen: 52 Meister mit 37 Gehilfen rechnete man ihr damals im Großherzogtum zu³).

Bis es freilich badische bzw. in Baden ansässige Daguerreotypisten gab, brauchte es seine Zeit, und für eine Übergangsphase haben wir damit zu rechnen, daß sich das gleiche wie in der Schweiz⁴) abspielte: französische Daguerreotypisten reisten aus Paris an, hielten sich eine Weile in den größeren Orten auf und verdienten mit der neuen Kunst durch Porträtaufnahmen. Von einem dieser Wanderfotografen — dem Pariser J. Broglie — wissen wir mit Bestimmtheit, weil er zum Lehrmeister eines der ersten einheimischen Daguerreotypisten — und eines der besten — wurde, wenn auch wider Willen. Broglie kam Mitte der 1840er Jahre nach Südbaden und wurde in Ehrenstetten südlich von Freiburg mit dem talentierten Kunstschreiner Trudpert Schneider (1804—1899) bekannt, als er seine Apparate reparieren lassen mußte⁵). Schneider führte die gewünschten Arbeiten zu großer Zufriedenheit aus und durfte dann Broglie als eine Art Gehilfe in die benachbarten Städtchen begleiten, wo er miterlebte, wie mit dem fotografischen „Schnellapparat“ schönes Geld verdient wurde (5 bis 50 Franken verlangte Broglie später in der Schweiz pro Porträt, „je nach Gattung, Größe und Zahl der Personen“). Rasch hatte Schneider auch Broglie dessen ängstlich gehüteten technischen Geheimnisse abgesehen. Von diesem verärgert weggeschickt, kaufte er sich dann in Freiburg eine Kamera und begann 1847 selber zu daguerreotypieren. Man rühmt ihm nach, daß er bald bessere Bilder als Broglie herstellte. Auch ging er zur Anfertigung von Stereo-Daguerreotypien über, die zum großen Erfolg des Unternehmens „Trudpert Schneider und Söhne“ werden sollte. Personen, Landschaften oder Bauwerke wurden doppelt aufgenommen und ließen sich dann mit dem „Ocularhilfsmittel“ Stereoskop plastisch wahrnehmen: ein Gewinn von noch größerer Wirklichkeitstreue! Auf Motivsuche und aus geschäftlichen Gründen dehnte

Schneider die üblichen Wanderfahrten der frühen Daguerreotypisten bis nach Oberitalien aus und lernte dabei seine Söhne Heinrich und Wilhelm an. 1858 waren die Schneiders schon so berühmt, daß sie den Auftrag erhielten, in Köln den Erzbischof zu fotografieren. Von Köln aus kehrte Vater Schneider nach Ehrenstetten zurück, um nun hier als Porträtfotograf sowie als Hersteller fotografischer Apparate selbsthaft zu bleiben. Seine Söhne aber, die sich „Kunstmaler“ (!) nannten, reisten als „stereoskopisch-photographische Portraitisten“ nach Hamburg und Berlin weiter und brachen 1867 — mit einer Empfehlung des Großherzogs von Baden — sogar nach Moskau auf, wo es am Zarenhof an Aufträgen nicht mangelte. Danach etablierten auch sie sich daheim: mit einer „Artistischen Anstalt für Photographie und Stereoscopic“ in Krozingen, günstig gelegen beim Bahnhof⁶).

Direkt in Paris erlernte ein anderer Badener die Kunst Daguerres: der Schwarzwälder Uhrmacher Jakob Höflinger (1819—1898), der vermutlich durch den Uhrenhandel nach Frankreich gekommen war und so Gelegenheit bekommen hatte, die Fotografie an ihrem Ausgangsort zu studieren. Von Höflinger wird mitgeteilt, daß auch er zunächst als Wanderfotograf halb Europa bereiste, bis er sich 1859 in Basel niederließ und dann hier ein renommiertes Porträt-Atelier führte⁷). Schritthaltend mit der technischen Entwicklung und nicht nur an Atelieraufnahmen interessiert, wurde er zum „meisterlichen Schilderer der Menschen in Basel und des Aussehens der Stadt Basel nach 1859“, und als solcher ging er wie die Schneiders in die Fotografiegeschichte ein⁸). Unter anderem hinterließ er zahlreiche Stadtaufnahmen in großformatigen Kollodium-Aufnahmen, für die er sich die Verbesserungen zunutze gemacht hatte, die um 1850 von der mit Negativen arbeitenden Fotografie erzielt worden waren. Um die Jahrhundertmitte ersetzte man das von Talbot benutzte Negativpapier durch klares, strukturloses Glas, nachdem es 1851



Der Tauberbischofsheimer Fotograf Joseph Heer, der ab ca. 1860 die Fotografie im Frankenland heimisch machte.

gelingen war, die lichtempfindlichen Jodsilberschichten mit der Hilfe von Kollodium auf Glasplatten aufzutragen. Dieses sogenannte Kollodiumverfahren verlangte allerdings die spezielle Herstellung des verletzlichen Negatives vor jeder Aufnahme. Doch war durch die neue Technik die Aufnahme klarer Bilder ebenso ermöglicht wie deren Vervielfältigung, und so sollte sie die Wander- und die Atelierfotografie in den nächsten dreißig Jahren beherrschen.

Die letzten Nur-Daguerreotypisten gab es bis ca. 1854, wobei angenommen werden darf, daß in Baden noch mehr Einheimische den reisenden Franzosen Konkurrenz machten und daß auch in den Städten Freiburg, Karlsruhe, Mannheim und Heidelberg mit der Daguerreschen Methode experimentiert wurde. Sie war ja relativ leicht zu erlernen, und wie die Beispiele Schneider und J. Höflinger schon zeigten, wirkte sie auch auf Personen verlockend, die der Bildkunst bisher ferngestanden hatten. Es kam hinzu, daß die Fotografie als neues Gewerbe nicht den (noch bis 1862 gültigen) Zunftbeschränkungen unterlag und wendigen jungen Leuten, die das Herumreisen nicht scheuten, raschen Gewinn versprach. Konservativen Zeitbeobachtern deutete sich diesbezüglich eine bedenkliche Entwicklung an, und der bekannte Kulturkundler Wilhelm Heinrich Riehl kritisierte die Daguerreotypisten damals als Handarbeiter, deren ganze Existenz — wie die des Fabrikarbeiters — „von einer einzigen Manipulation“ abhängen⁹). Nichtsköner, die sich neben den versierten Fotografen betätigten, konnten solche Urteile bestätigen. So berichtet uns der Geograph Friedrich Ratzel aus Eichersheim im Kraichgau, wo er ab 1858 seine Jugendjahre verbrachte, von einem „Photographen . . ., der in jener Zeit der erst werdenden Lichtbildkunst mit einem unvollkommenen Apparat und mangelhaften Fähigkeiten von Dorf zu Dorf zog“¹⁰). Allerdings war diesem Wanderfotografen wohl schon das Kollodiumverfahren vertraut. Zunächst wechselweise mit der Daguerreschen Metho-

de angewandt, ersetzte es genau in jener Zeit — zwischen 1855 und 1860 — die ältere Technik vollkommen und eröffnete neue Verdienstmöglichkeiten.

Die auf Karton aufgezogenen Papierbilder, die man jetzt herstellen und dank des Negatives im Dutzend anbieten konnte, standen sich weit billiger als die silbernen Daguerreotypie-Unikate, und dank kürzerer Belichtungszeit hatte sich das „Abfotografieren“ für die Kundschaft zu einer Schnellprozedur vereinfacht. Entsprechend stieg die Nachfrage nach Fotografien auch bei einfacheren Leuten und in den ärmeren Schichten der Bevölkerung, was den Preisverfall im fotografischen Gewerbe mehr als hinlänglich ausglich. Unverdrossen nützte dies der Stamm der Wanderfotografen, zu dem rasch neue Lichtbildner aus dem Malerhandwerk und sonstigen Berufszweigen hinzustießen, für sein Geschäft. Gegenseitige Konkurrenz half dabei mit, daß die Preise erschwinglich blieben, und wenn sich die Klagen über den Qualitätsverfall der Fotografie wiederholten, so ist rückblickend zu bedenken, daß Personen und ganze Landschaften an der Lichtbildkunst Anteil gewannen, die sich dies vor 1855/60 nicht hatten leisten können. Wanderfotografen kamen nun den Sommer hindurch auch in das Innere des Schwarzwaldes und in den hinteren Odenwald, wo zuvor noch kein Fotograf gewesen war, und nahmen Einzel- und Familienporträts sowie erste Vereinsbilder auf. Was sie für ihr Gewerbe brauchten, führten sie auf ihren mühseligen Wanderfahrten komplett mit sich: eine Kamera, eine Kulissenwand, eine Dunkelkammer. Fotografiert wurde des Lichtes wegen ausschließlich im Freien: vor irgendeiner Mauer oder einem Holztor, an denen sich ein Stück Leinwand oder Pappe für den Hintergrund befestigen ließ. Die Porträtwilligen postierten sich auf gewöhnlichem Hof- oder Straßenpflaster (ein Erkennungsmerkmal früher Fotografien!), während der Fotograf von einem „Atelier“ aus agierte, das er sich in einem Gasthaus oder bei Privatleuten provisorisch eingerich-

J. JUNGMANN, HOF-PHOTOGRAPH

S. H. D. HERZOG
SACHSEN-ALTENBURG

S. KÖNIGL. HOHEIT D.
GRAFEN TRAU

BASEL
Hammerstrasse 53.

BADEN-BADEN
WERDERSTRASSE N°1
hinter dem Conversationshause.

MÜLHAUSEN
Sinnenstrasse 51.

Stanislaus Mah, lith. Druck. Baden-Baden

Werbe-Anzeige des Hoffotografen J. Jungmann, Baden-Baden, von ca. 1890. Wie andere führende Fotografen unterhielt Jungmann in mehreren Städten gleichzeitig Ateliers.

tet hatte. Unmittelbar vor den Aufnahmen mußte mit Kollodium die Negativplatte hergestellt werden. Diese verlangte dann die Belichtung in noch nassem Zustand (weshalb auch vom „nassen Verfahren“ gesprochen wurde), und die Entwicklung in der Dunkelkammer mußte ebenfalls sofort erfolgen. Kunden aus dem jeweiligen Ort — bevorzugt wurden die Amts- und Marktorte besucht — und von den umliegenden Höfen und Dörfern wurden durch Anzeigen geworben, die sich ab ca. 1860 in den schon bestehenden Lokalblättern auffällig häuften¹¹). Durch solche Annoncen wissen wir z. B., daß 1867 August Ries („Maler & Photograph“) aus Sinsheim bis in die Walldürner Gegend kam¹²), wo auch Würzburger und Stuttgarter Wanderfotografen tätig waren. Der

Schwarzwald dürfte hingegen von Freiburg, Offenburg, Pforzheim und Villingen aus bereist worden sein. In Villingen hatte sich in den 1850er Jahren der Lithograph Eisele der Lichtbildkunst zugewandt, wie u. a. durch den Katalog der 1858 ebendort abgehaltenen Schwarzwälder Industrie-Ausstellung belegt ist, bei der Eisele sich mit lithographischen Arbeiten sowie fünf Porträt-Fotografien präsentiert hatte¹³). In aller Regel kamen die Wanderfotografen aus den größeren Städten, doch fehlt den Annoncen oft die Herkunftsangabe, was darauf hindeutet, daß zu Hause kein ortsfestes Atelier unterhalten und die Fotografie nur ambulante betrieben wurde. Auf der Grundlage des Kollodiumverfahrens war jedoch andererseits die Fotografie auch in den Städten in eine Phase der Hochkon-



Porträt einer Opfinger Bäuerin in Tracht, die um 1890 im Atelier von Heinrich von Langsdorf in Freiburg i. Br. fotografiert wurde. (Privatbesitz).

junktur eingetreten, und für diese war nichts charakteristischer als die etablierte „photographische Anstalt“ mit Werkstattträumen, verglastem Aufnahme-Atelier und regeltem Atelierbetrieb. In Etablissements dieser Art wurde die anspruchsvollere bürgerliche Kundschaft bedient und freilich auch den kleinen Leuten — bis hinunter zum Dienstmädchen und Rekruten — Gelegenheit gegeben, ein Bild von sich anfertigen zu lassen. Da die Ateliers beheizt waren, wurde zu jeder Jahreszeit fotografiert, wobei die Regulierung der Lichtverhältnisse mittels Vorhängen erfolgte. Prächtig bemalte Kulissenwände sollten den Ausdruck der Aufnahmen steigern,

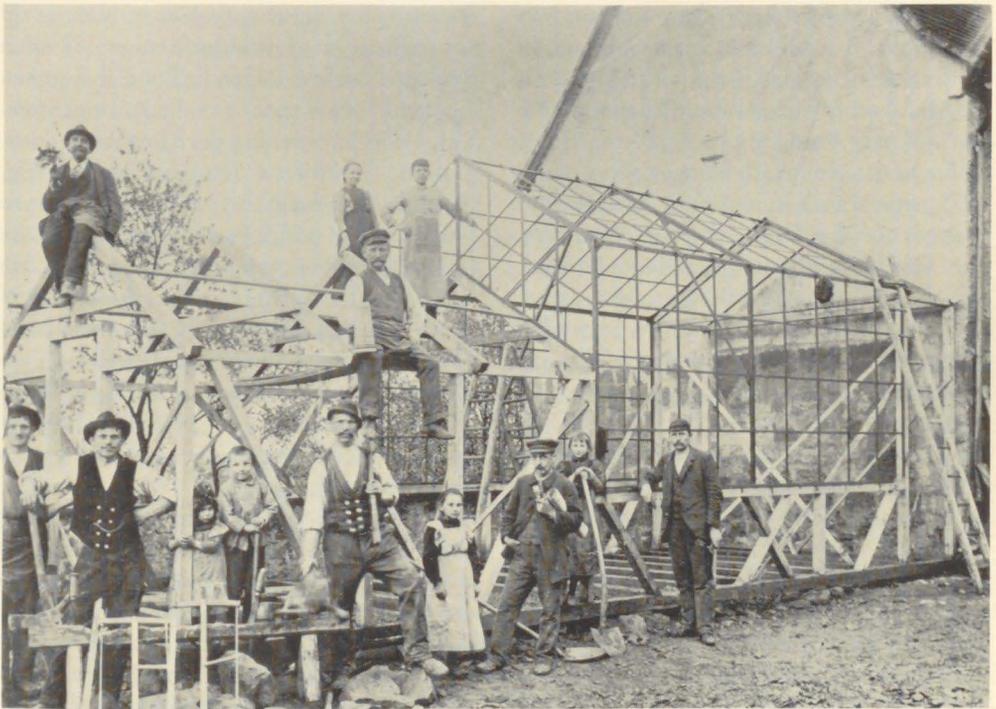
und die von Gehilfen unterstützten Fotografen nahmen sich auch viel Zeit, ihre Modelle vor der Kamera in wirkungsvollen Posen aufzubauen und mit der Hilfe von Atelier-Requisiten (Säulenstümpfe, Geländer, Blumenbänke, gedrechselte Tischchen) gefällige Szenen zu arrangieren. Dies ergab dann Bilder, neben denen die Aufnahmen der Wanderfotografen karg und billig anmuteten, und blieb an den Wandergewerblern der Ruf haften, bessere Hausierer in Sachen Fotografie zu sein, so wurde bei den Atelierfotografen ein betont gepflegter künstlerischer Anspruch akzeptiert. Dieser stützte sich teilweise auch auf die Anfertigung von Natur- und Architekturbildern zu Schmuck- und Andenkenzwecken und auf zusätzlich ausgeführte Malarbeiten. Für bürgerliche Reputation sorgten im übrigen die bürgerliche Geschäfts- und Lebensführung der seßhaften Lichtbildner und deren nicht seltene Wohlhabenheit. All das Genannte steigerte das Ansehen der Fotografie im allgemeinen, und mit guten Gründen ist gesagt worden, daß diese mit dem Aufkommen der Ateliers den entscheidenden gesellschaftlichen Durchbruch erreichte.

Von der Gründung der Schneiderschen „Anstalt für Photographie und Stereoscopic“ 1867 in Krozingen war schon die Rede. Bis zu zehn Jahren früher waren indessen in den badischen Großstädten Ateliers eröffnet worden: analog zur Entwicklung in ganz Deutschland, die sich 1860 in bereits 94 in Berlin bestehenden Atelierbetrieben und weiteren großstädtischen Etablissements ausdrückte, während vor 1863 noch kein Fotograf in Städten mit weniger als 5000 Einwohnern ortsfest war¹⁴). An der Spitze in Baden standen Ateliers in Freiburg und in der Residenzstadt Karlsruhe. Das älteste Freiburger Unternehmen dürfte das Foto-Atelier Röbcke gewesen sein, in dessen Nachlaß Negativplatten entdeckt wurden, die bis in die frühen 1850er Jahre zurückgehen sollen¹⁵). Das wohl früheste Karlsruher Atelier war dasjenige von Th. Schuhmann, der sich „Hof-Photograph“ nannte. Dies bedeutete, daß so-

gar das großherzogliche Haus zu seiner Kundschaft gehörte und ihm den Titel ehrenhalber verliehen hatte. 1861 stellte Schuhmann auf der Karlsruher Landesindustrie-Ausstellung Fotografien aus und wurde mit einer Belobigung des Handelsministeriums bedacht¹⁶). Um diese Zeit dürfte es auch schon Atelierfotografen in Mannheim und Heidelberg gegeben haben. Der bei gleicher Gelegenheit wie Schuhmann belobigte L. Meder aus Heidelberg¹⁷) vertrat jedoch mehr die Stadt- und Landschaftsfotografie und bot entsprechende Aufnahmen in Albums¹⁸) sowie als Wandschmuck in Goldrahmen an. Als er 1867 sogar auf der Pariser Weltausstellung gerahmte Ansichten von Heidelberg, von Baden-Baden und vom Murgtal zeigte, nannte er sich „Verleger“ und hatte die Aufnahmen

von „Schmitt, Vater und Sohn, Photographen in Rothenfels und Rastatt“ bezogen¹⁹). In Freiburg folgte C. Ruf als weiterer früherer Atelierfotograf. Er unterhielt gleichzeitig „Ateliers für Photographie & Malerei“ in der Breisgauemetropole und in Mannheim, durfte sich ebenfalls „Hofphotograph“ nennen und warb mit dem Hinweis auf Prämierungen, die er seit 1873 auf zahlreichen Ausstellungen erungen hatte²⁰).

Zwischen 1865 und 1875 wuchs in den genannten Zentren die Anzahl der Atelierbetriebe, während gleichzeitig in Städten mittlerer Größe von Maler- und Wanderfotografen Ateliers eröffnet oder von geschäftstüchtigen „Newcomern“ gegründet wurden: so in Konstanz (Hoffotograf Wolf²¹), Baden-Baden (Hoffotograf J. Jungmann), Offenburg



Bau des ersten Foto-Ateliers in Walldürn, errichtet 1898 für Georg Schreiber im Hof des Gasthauses „Zum Riesen“. (Foto-Original im Heimatmuseum Walldürn).

(J. Grimm), Bruchsal (Peter Spring)²²⁾ usw. Im folgenden Jahrzehnt verdichtete sich der Atelier-Bestand in den bereits genannten Städten und über das Land hin noch weiter. Daß die Fotografie in Baden-Baden einen großen Aufschwung nahm, war dort im besonderen durch den Fremdenverkehr und das zahlungskräftige Kurpublikum bedingt. In den Garnisonsstädten bot der Wunsch der Rekruten, ein Erinnerungsbild an die Zeit im Waffenrock mit nach Hause nehmen zu können, eine gute Geschäftsgrundlage. Immer mehr Fotografen führten den Titel „Hofphotograph“, der recht freizügig — auch für allgemeine Dienstleistungen für die Hofhaltung wie die Aufnahme von Schloßbauten — vergeben wurde. Der Fotograf Eugen Kugler, der 1886 eine „Hofkunstanstalt“ mit Sitz in Tuttingen und Radolfzell gründete, führte den Titel gleich fünffach: als Hoffotograf des Königs von Württemberg, des Großherzogs von Baden, des Kaisers von Österreich sowie der Fürsten von Hohenzollern und von Fürstenberg²³⁾. Bescheidener traten daneben die landsässigen Fotografen auf, die indessen wie die Wanderfotografen soziale Pionierleistungen für die Fotografie erbrachten. Schon während der ersten Gründungswelle, also vor 1875, waren auch in einzelnen Kleinstädten, ja sogar auf dem Dorf Ateliers eröffnet worden. Gewöhnlich hatten sich dabei Fotografen, die als Lehrlinge in den großstädtischen Ateliers die nötigen Kenntnisse erworben hatten, in ihrer Heimat selbständig gemacht. Einige interessante Beispiele bietet hierzu das badische Frankenland.

Als erster einheimischer Lichtbildner betätigte sich im Fränkischen Joseph Heer, der 1832 in Paimar bei Grünsfeld als Sohn eines Gastwirtes zur Welt gekommen war. Nachdem er im nahen Würzburg seinen Beruf erlernt hatte, fing er klein in seinem Geburtsort an und malte auf das Scheunentor im Hof seines Elternhauses ein großes Pferd, um vor dieser Kulisse die Landbevölkerung zu fotografieren²⁴⁾. In den 1850er Jahren ließ er sich in der Amtsstadt Tauberbischofsheim nieder, be-

diente die weitere Umgebung als Wanderfotograf und erbaute sich am Stadtgraben sein erstes Atelier. Im Bruderkrieg 1866 ließen sich die durchziehenden Preußen von ihm ablichten. Auch sonst fehlte es nicht an Kundschaft, und so wurde in Wertheim am Main eine Filiale des Tauberbischofsheimer Hauptgeschäftes eröffnet. Über die Porträtfotografie hinaus widmete sich Heer der Aufnahme von Zeitereignissen und der Stadt- und Landschaftsfotografie²⁵⁾. So kam ihm dann auch der Auftrag zu, für Adolf von Öchelhäusers Bände der „Kunstdenkmäler des Großherzogthums Baden“ die Kunst- und Baudenkmäler in den Amtsbezirken Wertheim und Tauberbischofsheim zu fotografieren. In zeitlicher Nachfolge zu Heer stand im Amtsbezirk Buchen der Bödighheimer Fotograf Martin Hofert (1831—1893). Zunächst ein begabter Kunstschreiner, erlernte er wie Heer in der Stadt das Fotografieren, und zwar bei W. Heßlöhl in Karlsruhe. Ab 1868 übte er dann seinen neuen Beruf ambulant im Odenwald aus: sesshaft im Heimatdorf, wo er 1874 den Bau eines Ateliers folgen ließ und „bei trüben wie bei hellen Tagen“ (so die Anzeigenwerbung) die Bevölkerung der Umgebung fotografierte²⁶⁾. Hoferts Dorf-Atelier florierte, obwohl Bödighheim bis 1887 noch keinen Bahnanschluß hatte. In den nächstgelegenen Amtsorten taten sich dadurch erst in den 1890er Jahren Ateliers auf: in Buchen 1894 durch den bei Hoffotograf Schuhmann in Karlsruhe (vgl. oben) ausgebildeten ursprünglichen Schreiner Karl Weiß, in Walldüren 1898 durch den aus Nürnberg zugezogenen Maler, Restaurator und Fotografen Georg Schreiber²⁷⁾.

Die großen Städte blieben andererseits für den Nachwuchs des Gewerbes ein attraktives Betätigungsfeld, war doch hier mit dem wohlhabenden Bürgertum und generell mit mehr Kundschaft zu rechnen, auch mit solcher aus dem jeweiligen Einzugsbereich. So gab es auch Fotografen, die nach Startversuchen auf dem Land in die Zentren überwechselten. Bemerkenswert ist dazu das Beispiel

des Schwarzwälders Alexander Dilger. In Neustadt 1824 geboren und der Uhrenindustrie verbunden, lebte er zunächst von der Uhrenschildmalerei, malte aber auch Landschaftsbilder und kam von der Malerei zur Fotografie²⁸). Nachdem man schon länger versucht hatte, die Handmalerei auf den Uhrenschilden durch Lithographien zu ersetzen²⁹), war es dann Dilger, der die Idee hatte, die Schilde mit Fotografien zu bekleben. 1861 wurden bei der Karlsruher Landesindustrie-Ausstellung Uhren aus Neustadt präsentiert, wozu es in einem Bericht heißt: „An einer dieser Uhren befindet sich ... die romantische Ansicht der Ruine Kynast von Alex. Dilger, der die Photographie auf die Uhrenschildmalerei überträgt“³⁰). Gleichzeitig experimentierte der Schild-Hersteller Heine mit „photographischen Uhrenschilden“, und man hegte die Erwartung, daß „deren Anwendung auf die Uhrenfabrikation von großem Nutzen sein und sich einträglich erweisen“ werde³¹). Diese Hoffnung trog jedoch, weil ganz neue Uhrentypen in Mode kamen. Zum Ausgleich verlegte sich Dilger auf die Porträtfotografie, wobei er es jedoch vorzog, nach Lichtental bei Baden-Baden überzusiedeln, offenbar wegen der besseren Aussichten, die die Kurstadt seinem Gewerbe bot. Endgültig wurde Dilger in Freiburg sesshaft und führte hier — zeitweise offenbar als Partner von C. Ruf³²) — ein „artistisch-photographisches Atelier“, in dem man sich fotografieren, aber auch in Öl oder Kreide malen lassen konnte³³). Letzteres darf als Beleg dafür genommen werden, daß das handgemalte Porträt keineswegs durch die Fotografie verdrängt worden war, sondern aufgrund der Verbilligung und großen Verbreitung fotografischer Aufnahmen eher noch an Prestige gewonnen hatte, was interessanterweise die Fotografen selbst für Zusatzeinkünfte nutzten: auf einfachere Art auch durch das Kolorieren und Übermalen von Foto-Porträts³⁴). Das Dilgersche Geschäft übernahm dann später der Sohn Gustav Adolf, der wie der Vater als Hoffotograf firmierte, und führte es erfolgreich weiter. In

Neustadt hingegen scheint die Fotografie auch noch Jahre nach Dilgers Weggang nur mäßige Chancen gehabt zu haben: wohl wegen zu großer Nähe der Freiburger Ateliers. Der Fotograf Pfefferle, der 1880 das erste Neustadter Atelier eröffnete, überließ 1893 sein Geschäft J. B. Molitor und zog ebenfalls in die Breisgauemetropole³⁵). Man darf grundsätzlich folgern, daß die Erfolgsaussichten von Ateliers, die draußen im Land gegründet wurden, in verschiedener Hinsicht lagebedingt waren und in größerer Distanz zu den Zentren (vgl. badisches Frankenland) besser sein konnten, als im direkten Einflußbereich der Städte. Immerhin drei Foto-Ateliers gab es 1885 im Amtsbezirk Karlsruhe, aber nur zwei bzw. eines in den Bezirken Mannheim und Freiburg³⁶) — ganz im Gegensatz zur Anzahl der Ateliers in den Städten selbst.

Erbte Fotos mit Firmenstempeln und rückseitigen Reklame-Aufdrucken bestätigen, daß die Landbevölkerung dort, wo es sich anbot, zum Fotografieren zunehmend in die Stadt gegangen ist und so auch — durch eigene Mobilität — die Ambulanz der Wanderfotografen überflüssig machte³⁷). Geschäftliche Erledigungen, Einkäufe oder Amtsgänge waren ja leicht mit einem Atelier-Besuch zu verbinden. Aber man besuchte auch eigens zum „Abfotografieren“ die Stadt und nutzte dazu die sonntäglichen Öffnungszeiten der Ateliers, wo man sich in bester Kleidung präsentierte und den Fotografierakt als fast feierliche, aus dem Alltag herausgehobene Handlung erlebte. Es begegneten sich dabei technische Moderne und traditionelle Dorfkultur: sichtbar geblieben durch die Trachten, in denen man die Landbewohner vielfach noch abgelichtet findet³⁸). Entsprechend war es dem Freiburger Stadtarchiv möglich, Mitte der 1970er Jahre einen schönen Bestand an Trachtenfotos aus den inzwischen eingemeindeten Orten des Umlandes zusammenzubringen, meist hergestellt von Freiburger Fotografen. Wie unter seinerzeitigen Bedingungen, aufgrund ländlichen wie städtischen Bedarfs, die Anzahl derer in Freiburg zu-

nahm, die von der Lichtbildkunst lebten, belegen dazu eindrucksvoll die schriftlichen Quellen. So liegt von 1887 der Katalog der Oberrheinischen Gewerbeausstellung vor, die der Freiburger Gewerbeverein als eine der — vom Fortschrittsgeist der Zeit beflügelten — typischen Leistungsschauen veranstaltete. Darin sind fünf Freiburger Fotografen, vier elsässische sowie je einer aus Lahr (H. O. Klein) und Säckingen (Hoffotograf R. Spreng) als Aussteller verzeichnet³⁹). Da nicht alle Freiburger Lichtbildner ausstellten, wird man deren damalige Gesamtzahl höher ansetzen müssen, aber sicher noch nicht so hoch, wie sie dann 1914 erreicht war und im Freiburger Adreßbuch dieses Jahres dokumentiert ist. Dieser Quelle lassen sich 22 Atelier- und sonstige Fotografen sowie zwei Fotografinnen namentlich entnehmen (letzteres ein Indiz, daß die Fotografie von Frauen zu relativ früher beruflicher Verselbständigung genutzt wurde). Außerdem sind drei anonym geführte Atelierbetriebe mitaufgelistet, darunter ein befristet geöffneter „American Photo-Salon“. Ferner gab es eine „Photographische Kunsthandlung“ und eine spezielle Vergrößerungsanstalt, und sieben Vertreter bzw. Geschäfte lieferten fotografische Bedarfsartikel (Aufnahme- und Projektionsapparate samt Zubehör, Chemikalien). Eine eigene Werkstätte für fotografische Apparate unterhielt P. Tzschachmann⁴⁰).

Das im Adreßbuch aufscheinende Mitverdienen an der Fotografie war durch weitere Neuerungen der Fotografiertechnik begünstigt worden und ist schon im Zusammenhang mit der aufgekommenen Foto-Industrie zu sehen, die den Fotografen eines Teils seiner handwerklichen Arbeit entthob. 1871 war es dem englischen Arzt R. L. Maddox gelungen, haltbare Negative auf Glas herzustellen, die in trockenem Zustand belichtet werden konnten. Etwa zehn Jahre später wurden solche „Trockenplatten“ dann fabrikmäßig hergestellt und bald ausschließlich verwendet. Sie vereinfachten das Fotografieren bedeutend, so daß sich auch Interessenten, die kei-

ne geschäftlichen Ambitionen hatten, der Lichtbildnerei zuwandten und ab jetzt die Amateurfotografie begann. Um 1880 kam außerdem in den Ateliers der Gebrauch elektrischer Lampen auf. Und nachdem 1887 in den USA der Zelluloid-Film als Schichtträger entdeckt worden war, trat rasch zur Negativplatte die Filmrolle, wobei in den Ateliers jedoch die Plattenaufnahmen wegen ihrer besseren Qualität dominierend blieben. Alles, was die Fotografen nach dem jeweiligen Standard benötigten, lieferte ihnen der Handel zu, und zwar längerfristig auch über Geschäfte auf dem Land. Um was es sich dabei im einzelnen handelte, kann dadurch etwa auch eine Anzeige verdeutlichen, mit der 1912 das „Photographische Spezialgeschäft“ von W. Kapferer in Mosbach folgendes anbot: „Apparate, Stative, Platten, Filme, Papiere, Postkarten-Kartons, Entwicklungslösungen, Lampen, Blitzlichtpatronen“⁴¹).

Daß sich die Fotografie in Baden auch auf dokumentarischer und künstlerischer Ebene sowie in entsprechenden Verwertungsbereichen bedeutend entwickelte, muß ergänzend betont werden und uns noch einmal zu einem Rückblick auf die Zeit bis ca. 1860 veranlassen. Mit der Erwähnung des Heidelberger Verlegers L. Meder (s. oben) und dem Nachweis einer fotografischen Kunsthandlung in Freiburg hatten wir den Kunstbereich schon gestreift. Deutlicher hebt er sich mit weiteren fotografischen Spezialisten heraus, wobei als Zeitgenosse Meders Franz Richard („großh. bad. Hofphotograph auf dem Schlosse Heidelberg“) zu nennen ist. Derselbe schuf u. a. brillante Ansichten vom Heidelberger Schloß und erlangte damit ebenfalls auf der Pariser Weltausstellung 1867 Beachtung⁴²). Die fotografische Richtung, die er mit jenen Bildern vertrat, hatte indessen ihren frühesten Repräsentanten in Dr. Jakob August Lorent (Mannheim), der zugleich als der wichtigste deutsche Architekturfotograf der Zeit um 1860 gilt und dessen Person und Werk bereits andernorts gebührend herausgestellt wurden⁴³). Schon 1854 wurde Dr. Lorent in



Trachtenpaar, das sich um 1885 bei J. Grimm in Offenburg fotografieren ließ. (Privatbesitz).

München ausgezeichnet, und nach Preisen, die er in Paris und Brüssel erhalten hatte, wurden 1861 in London „19 photographische Bauansichten aus Lombardo-Venetien“ von ihm preisgekrönt⁴⁴). Aus dem einheimischen Bereich erhielten sich etwa 300 Aufnahmen, hauptsächlich Kirchen darstellend⁴⁵). Käufer solcher Bilder waren Akademien und auch Kunstinteressenten, die sie in Mappen sammelten oder als Wandschmuck verwendeten. Möglicherweise griffen auch Maler danach, um nach den Fotos — ein durchaus übliches Verfahren — Gemälde zu schaffen. Umgekehrt sind Gemälde, altmeisterliche und zeitgenössische, auch wiederum fotografisch reproduziert worden, so auch Herrscherporträts. Andere Fotografen widmeten sich der Wandbildproduktion, indem sie Landschaften, Blumen, spielende Kinder, Genre- und nachgestellte mythologische Szenen usw. aufnahmen und vergrößert vervielfältigten. Kleinformatig wurden die gleichen Motive auf Sammelphotos vertrieben, und Miniaturbilder wurden in der Schmuckwarenindustrie — so vor allem in Pforzheim⁴⁶) — weiterverarbeitet. Einen Schwerpunkt scheint die Bildproduktion für den Handel in Baden-Baden gehabt zu haben, denn 1891 heißt es von der Bäderstadt: „Die Photographie, ein Hauptbildungsmittel im Bereiche der Kunst, wird hier vorzüglich betrieben, auch werden hiesige Aufnahmen nach allen Ländern versandt. Wir erwähnen die Hofphotographen W. Kuntzemüller, Jungmann und Schorn, Witte's Nachfolger und Franz Berry, dessen Miniatur-Bilder überallhin im Handel bekannt sind; ferner die Aufnahmen von G. Stumpf mit F. Werzinger⁴⁷).

Für die Mehrzahl der badischen Fotografen blieb indessen das Porträtieren der Brotberuf. Das fotografische Angebot und die Wünsche der Kundschaft kamen dabei zusammen, und es wurden Aufnahmen zu verschiedensten Anlässen und in unterschiedlicher Qualität und Größe geliefert: im Visit- und Kabinettformat, in Wandbild- und sogar in Lebensgröße (letzteres ein Leistungsnachweis der

größtstädtischen Fotografen). Zunehmend war es üblich geworden, sich oder seine Familie nicht nur einmal im Leben fotografieren zu lassen. Seit mindestens 1880 ließen die bessergestellten Bürger und Bauern auch alle wichtigen Lebensstationen durch ein Bild dokumentieren, und so gab es das Kinder-, das Erstkommunion- oder Konfirmanden-, das Soldaten-, das Hochzeits- und das Altenbild. Ja selbst von Verstorbenen wurde bisweilen ein letztes Foto gewünscht, zu dessen Anfertigung der Fotograf mit Kamera und Stativ ins Haus kam. Als Gruppenaufnahmen wurden ferner die Vereinsbilder sehr beliebt. Aus all dem ergab sich dann ein alltäglicher Umgang mit Fotografien. Man schenkte sie sich gegenseitig zur Erinnerung, und Familien, die durch den Zug in die Städte bzw. die Auswanderung nach Amerika auseinandergerissen waren, hielten den Kontakt nicht nur brieflich, sondern auch mittels ausgetauschter Fotos aufrecht⁴⁸). Wer sich keines der schönen Steckalben leisten konnte⁴⁹), verwahrte die Bildchen im Visitformat gebündelt in einer Schublade. Die großformatigen Aufnahmen eroberten sich neben der billigen Druckgraphik der Zeit die Stubenwände auch der Unterschichten, und im bürgerlichen Wohnzimmer waren Kommode oder Vertiko mit Fotos in Stellrähmchen übersät.

Trotz der Bindung an die entsprechenden Bildbedürfnisse gelangten jedoch auch die Porträtfotografen zu Sonderleistungen. Nicht wenige fotografierten aus Liebhaberei nebenher im Freien und hielten das Orts- und Straßenbild ihrer Wohnorte in guten, heute auch historisch schätzenswerten Aufnahmen fest. Zum Teil entstanden solche Fotografien auch im Auftrag, um als Postkarten nachgedruckt zu werden. Zu bedauern hat man nur, daß dabei das Volksleben auf den Straßen nur zufällig miteingefangen wurde und dasjenige in den Werkstätten, auf Märkten, draußen auf dem Feld usw. meist ganz im toten Winkel blieb^{49a}). Den wenigsten Fotografen galten die entsprechenden Motive schon als „bildwürdig“, und die Bevölkerung dachte in der



Ein typisches Hochzeitsfoto der Zeit um 1900, aufgenommen von Karl Weiß in Buchen. Die Braut trägt noch ein dunkles Brautkleid (Privatbesitz).

Regel ebenso und wünschte kaum, bei Alltagsverrichtungen und im Alltagskleid vom Fotografen überrascht zu werden. Allenfalls konnte Stolz auf gemeinsame Arbeitsleistungen und Arbeitskraft das Fotografieren von Alltagsszenen begünstigen, und so haben wir immerhin Gruppenfotos, für die sich Arbeitstrupps an einer Baustelle, im Steinbruch, vor einer Fabrik⁵⁰⁾ usw. zur Aufnahme darboten. Auch brauchwürdiges Leben finden wir wenig ein seinen gewöhnlichen Erscheinungsweisen, sondern am ehesten in Steigerungsformen dokumentiert, wenn es etwa gelungen war, einen prächtigen, die ganze Stadt mit Stolz erfüllenden Fastnachtzug aufzuziehen⁵¹⁾. Die geringste Beachtung fand lange das landwirtschaftliche Arbeitsleben. Frühe Aufnahmen, die es davon gibt, entstanden nur zufällig oder auf besonderen Wunsch „von oben“. Für letzteres mag eine Foto-Mappe stehen, die die Gutsverwaltung der Domäne Dauenberg 1906 dem Grafen Robert Douglas zur Vermählung überreichte und die in Schloß Langenstein im Hegau vorhanden ist. Sie enthält u. a. Aufnahmen von der Feldbestellung, von der Kartoffelernte, von einem Erntewagen usw.

Wesentlich breiter wurde das Bildspektrum, das mit der Kamera eingefangen wurde, erst dann, als nach dem Ersten Weltkrieg — genauer: Ende der 1920er Jahre — der Foto-Apparat Gemeingut wurde und zum Fotografieren traditioneller Art das „Knipsen“ hinzukam. Fotos, von jedermann herstellbar, wurden nun erst richtig zum Massengut, und es begann ein Kapitel der Fotogeschichte, das der Forschung ebenso lohnende Aufgaben stellt wie die Fotografie der ersten hundert Jahre.

Anmerkungen:

¹⁾ Siehe Josef Maria Eder, *Geschichte der Photographie*, 4. Aufl. Halle 1932; Thomas Neumann, *Sozialgeschichte der Photographie* (= Soziologische Essays), Neuwied und Berlin 1966; Heinz Buddemeier, *Panorama, Diorama, Photographie*.

Entstehung und Wirkung neuer Medien im 19. Jahrhundert (= Theorie und Geschichte der Literatur und der schönen Künste, 7), München 1970; Ursula Peters, *Stilgeschichte der Fotografie in Deutschland 1839—1900*, Köln 1979; Wolfgang Baier, *Geschichte der Photographie*, München 1980; Urs Tillmann, *Geschichte der Photographie*. Ein Jahrhundert prägt ein Medium, Stuttgart 1981. — Seit 1981 gibt der Frankfurter Fotohistoriker Timm Starl die Zeitschrift „Fotogeschichte“ heraus.

²⁾ Hellmuth Th. Bossert und Heinrich Guttmann, *Aus der Frühzeit der Photographie 1840—70*, Frankfurt/Main 1930, S. 10.

³⁾ Rudolf Dietz, *Ergebnisse der Statistik des Großherzogthums Baden in Beziehung auf die Gewerbe aus den Jahren 1852 bis 1862*, Karlsruhe 1863, S. 26.

⁴⁾ Siehe dazu Erich Stenger, *Die beginnende Photographie im Spiegel von Tageszeitungen und Tagebüchern*. Ein Beitrag zum 100jährigen Bestehen der Lichtbildnerlei 1839—1939 (= *Zeitung und Leben*, 83), Würzburg-Aumühle 1940.

⁵⁾ Dazu Fritz Kempe, *Die Daguerreotypie in Deutschland*. Vom Charme der frühen Fotografie, Seebuck 1979, S. 243. Nach Kempe, S. 243—250, auch das weitere.

⁶⁾ Kempe (wie Anm. 5), S. 250. Sie werteten dort die fotografische Ausbeute ihrer Reisen aus und erhielten weitere ehrenvolle Aufträge, die ihnen 1885 und 1887 den Titel von Hoffotografen des Großherzogs von Baden bzw. des deutschen Kaisers und Königs von Preußen eintrugen. Heinrich Schneider starb 1900.

⁷⁾ Kempe (wie Anm. 5), S. 88

⁸⁾ Ebenda.

⁹⁾ Wilhelm Heinrich Riehl, *Die bürgerliche Gesellschaft*, Stuttgart 1861, S. 290.

¹⁰⁾ Friedrich Ratzel, *Jugenderinnerungen* (= *Lebensläufe*, 7), München 1966, S. 87.

¹¹⁾ Vgl. für den hinteren Odenwald Peter Assion, *Zur Frühgeschichte der Fotografie im badischen Hinterland*, in: *Photographie auf dem Land um 1900*. Karl Weiß, *Photograph in Buchen* (= *Zwischen Neckar und Main*, 21), Buchen 1982, S. 5—12, hier S. 6 f.

¹²⁾ Er gab am 3. Juli 1867 im „Odenwälder Anzeiger“ (gedruckt in Walldürn) bekannt, auf der Durchreise „nur noch 8 Tagen hier (zu) sein“.

¹³⁾ Siehe: Katalog über die vom 22. August bis 26. September 1858 in Villingen abgehaltene Industrie-Ausstellung des badischen Schwarzwaldes, Villingen 1858, S. 26.

¹⁴⁾ Nach Ellen Maas, *Das Fotoalbum 1858—1918*, in: *Das Fotoalbum 1858—1918*. Eine Dokumentation zur Kultur- und Sozialgeschichte. Begleitbuch zur Ausstellung im Münchner Stadtmuseum 26. März—15. Juni 1975, München 1975, S. 33—

94, die S. 82 allerdings positiv gewendet schreibt: „um 1863 behauptete man, es gäbe wohl kaum eine Stadt von 5000 Einwohnern, die nicht ihren Fotografen besäße“.

¹⁵⁾ Badische Zeitung (Freiburg i. Br.) vom 15. 12. 1976. Reproduktionen siehe bei Helmut Müller-Schilling, Alte Fotos erzählen Freiburger Stadtgeschichte, Freiburg i. Br. 1976.

¹⁶⁾ Rudolf Dietz, Die Gewerbe im Großherzogtum Baden. Ihre Statistik, ihre Pflege, ihre Erzeugnisse, Karlsruhe, 1863, S. 413.

¹⁷⁾ Ebenda, S. 411.

¹⁸⁾ Vgl. den Bericht in: Die Landes-Industrie-Ausstellung in Karlsruhe, in: Badisches Centralblatt für Staats- und Gemeinde-Interessen 7 (1861), hier S. 306.

¹⁹⁾ Die Beteiligung des Großherzogthums Baden an der Universalausstellung zu Paris 1867, hrsg. von der badischen Ausstellungs-Commission, Karlsruhe 1867, S. 16 f.

²⁰⁾ Siehe die Anzeige C. Rufs in: Offizieller Katalog der Oberrheinischen Gewerbeausstellung in Freiburg i. Br., Freiburg i. Br. 1887, Anzeigen-Anhang, S. 44. Ein drittes Atelier hatte Ruf offenbar in Karlsruhe (vgl. Anm. 38).

²¹⁾ Vgl. Paul Motz und Erich Hofmann, Das alte Konstanz in Bildern der Hofphotographen Wolf aus den Jahren 1860 bis 1918, Konstanz 1966.

²²⁾ Freundl. Mitteilung von Ernst Habermann. Als weitere Bruchsaler Fotografen sind durch das Adreßbuch von 1871 Richard Voigt und Anton Zöllner nachgewiesen. Frühe Aufnahmen aus Bruchsal siehe bei Ernst Habermann, Alt-Bruchsal, 3 Bände, Bruchsal 1975, 1976, 1984.

²³⁾ Nach dem Aufdruck auf Fotos von Kugler.

²⁴⁾ Nach dem Bericht „Joseph Heer war ein großer Pionier der damals noch jungen Photographie“, in: Fränkische Nachrichten vom 21. 7. 1982.

²⁵⁾ Siehe den Bildband: Liebliches Heimatstädtchen Tauberbischofsheim, Tauberbischofsheim 1981. — 1865 bezeichnete sich auch der Tauberbischofsheimer Tanzlehrer Ludwig Pahl als Inhaber einer „Photographie-Anstalt“. Doch scheint bei Pahl das fotografische Wandergeschäft überwogen zu haben. Vgl. Assion (wie Anm. 11), S. 7.

²⁶⁾ Siehe Assion (wie Anm. 11), S. 8–11 (mit Hofert-Fotos).

²⁷⁾ Zu beiden siehe: Photographie auf dem Land (wie Anm. 11).

²⁸⁾ Walter Göbel, Chronik und Familiengeschichte von Neustadt (Schwarzwald), Neustadt 1951, S. 184 f.

²⁹⁾ Vgl. Helmut Bender, Die Uhrenmacher des hohen Schwarzwaldes und ihre Werke, Band I, Villingen 1975, S. 373 f., 414.

³⁰⁾ Wie Anm. 18, S. 309.

³¹⁾ Ebenda.

³²⁾ Vgl. Göbel (wie Anm. 28)

³³⁾ Zu entsprechenden Arbeiten, die Dilger 1887 in Freiburg ausstellte, siehe: Offizieller Katalog der Oberrheinischen Gewerbeausstellung (wie Anm. 20), S. 185.

³⁴⁾ Vgl. die „Specialität“, mit der sich 1887 der Freiburger Fotograf C. Clare vorstellte: „Anfertigung von Vergrößerungen bis zur Lebensgröße unter Garantie getreuer Wiedergabe des Originals in Schwarz, Aquarell und Oelfarbe, in feinsten Ausführung“. Offizieller Katalog usw. (wie Anm. 20), S. 97.

³⁵⁾ Göbel (wie Anm. 28), S. 195.

³⁶⁾ Erhebungen über die Lage des Kleingewerbes, 1885 veranstaltet durch das Großherzoglich Badische Ministerium des Innern, Band 3, Karlsruhe 1888, S. 30, 44, 22.

³⁷⁾ Zum Teil verlegten sich diese dann auf die Jahrmärkte, wo sie billige „Schnellfotografien“ anboten, hergestellt als „Ferrotypien“ (positiv erscheinende Negative auf schwarzem, später braunem Eisenblech). Bis zum ersten Weltkrieg hielt sich diese (schon seit 1853 bekannte) Schnelltechnik auf den Volksfesten. Außerdem entdeckte das ambulante Fotografengewerbe die „Häuserfotografie“ als letztes Reservat: Fotografen zogen durch die Kleinstädte und Dörfer und nahmen die Häuser mit ihren Bewohnern am Fenster oder vor der Haustür auf — eine Serviceleistung, die die Atelierfotografie natürlich nicht erbringen konnte.

³⁸⁾ Auch die Wander- und die kleinstädtischen Atelierfotografen leisteten — wenn auch meist absichtslos — einen beachtlichen Beitrag zur Trachtendokumentation. Vgl. Peter Assion, Neue Quellen zur Geschichte der Odenwälder Tracht, in: Volkskultur im Odenwald (= Sammlung zur Volkskunde in Hessen, 27/28), Otzberg 1986, S. 7–24. Alte Trachtenfotos siehe etwa auch bei Oskar Kohler, Friesenheim. Eine Ortsgeschichte in Einzelbildern, Bühl 1973, S. 77–79, sowie in: Die Markgrafschaft 16 (1964), Heft 1, S. 4 f.; Der Lichtgang 19 (1969), S. 68; Geroldsecker Land 16 (1974), S. 186, 187, 191. — Sehr bewußt sind hingegen die Trachtengruppen fotografiert worden, die 1881 und 1885 zu Festzügen nach Karlsruhe eingeladen worden waren. Siehe hierzu Heinz Schmitt, Volkstracht in Baden, Karlsruhe 1988, S. 37–48. 1881 erfolgten die Aufnahmen im Atelier von Karl Ruf.

³⁹⁾ Wie Anm. 20, S. 96–97.

⁴⁰⁾ Adreßbuch der Hauptstadt Freiburg im Breisgau . . . für das Jahr 1914. Bearbeitet nach Original-Aufnahmen und amtlichen Quellen von H. M. Muth, Freiburg i. Br. 1914, Abteilung IV, S. 75.

⁴¹⁾ Anzeige in: Führer durch die badische Amts- und Kreisstadt Mosbach im Odenwald, Mosbach 1912, Inseratenanhang, letzte Seite.

⁴²⁾ Die Beteiligung usw. (wie Anm. 19), S. 17.

⁴³⁾ Der Lorent-Forschung hat sich seit einigen Jahren Dr. Franz Waller, Ladenburg, verschrieben. Siehe Franz Volker Waller, „Wahren Werth hat allein die Photographie“. Zum hundertsten Todestag des berühmten Mannheimer Photographen Jakob August Lorent, in: Mannheimer Hefte 1984, Nr. 2, S. 100–111; ders. sowie W. Schirmer und W. Schnuchel (Hrsg.), Jakob August Lorent – Ägypten, Alhambra, Tlemsen, Algier (Reprint mit Biographie), Mainz 1984. Siehe außerdem Beiträge von F. V. Waller in: *The Photographic Collector* 3 (1982) und 5 (1985); *The Stanford Museum XIV/XV* (1984/85).

⁴⁴⁾ Dietz (wie Anm. 16), S. 435. Siehe auch ebenda S. 721 f., sowie *Badisches Centralblatt für Staats- und Gemeinde-Interessen* 8 (1862), S. 162.

⁴⁵⁾ Freundl. Mitteilung von Dr. Waller, Ladenburg, 1983.

⁴⁶⁾ Auf der Landesindustrie-Ausstellung 1861 in Karlsruhe zeigten die Pforzheimer Schmuckwarenhersteller Gengenbach und Cherrouet „Ringe mit Miniaturphotographien, Steinimitationen und Emailarbeiten“ (wie Anm. 18, S. 289).

⁴⁷⁾ J. Loeser, *Geschichte der Stadt Baden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart*, Baden-Baden 1891, S. 541.

⁴⁸⁾ Vgl. Peter Assion, *Amerika-Auswanderung und Fotografie 1860 bis 1930*, in: *Fotogeschichte* 3 (1983), Heft 7, S. 3–18.

⁴⁹⁾ Vgl. dazu Maas (wie Anm. 14). — Eine gute Vorstellung von der seinerzeitigen Atelierproduktion gibt für eine Kleinstadt die Broschüre „Photographie auf dem Land um 1900“ (wie Anm. 11) mit Bildteil sowie für die Stadt Heidelberg (und zugleich für das 20. Jahrhundert) die zweibändige Dokumentation von Hans Gercke (Hrsg.) u. a., *Beruf: Photograph in Heidelberg*. Ernst Gottmann sen. & jun. 1895 – 1955, Heidelberg 1980.

^{49a)} Eine bemerkenswerte Ausnahme stellen die Bilder aus dem Schwarzwälder Volksleben dar, die Carl Blumenthal, Königl. Württembergischer Hofphotograf zu Calw, hergestellt hat. Sie wurden in den letzten Jahren durch verschiedene Publikationen bekannt.

⁵⁰⁾ Die sich den Wünschen der Fabrikbesitzer verdankende und die sozialdokumentarische Fabrikfotografie mit Aufnahmen auch am Arbeitsplatz gehört in andere Zusammenhänge und bleibt hier außer Betracht.

⁵¹⁾ So stellte M. Hofert (Bödighheim) 1886 eine kolorierte Bildfolge vom glanzvollen Fastnachtsumzug des Buchener Turnvereins her (Assion, wie Anm. 11, S. 10), und der Bruchsaler Fotograf F. W. Leonhardt fotografierte und verlegte 1899 den „Festzug der grossen Carneval-Gesellschaft“ (Habermann, wie Anm. 22, Band 1, S. 115–118).

Mehr als der Übersetzer von „Tausendundeine Nacht“

Zum 100. Todestag des Orientalisten Gustav Weil

Hans Leopold Zollner, Ettlingen

Orientalistik war bis ins 19. Jahrhundert hinein kein besonders populärer Zweig der Philologie. Lehrer der Orientalistik gab es zudem nur an wenigen deutschen Universitäten, und von ihrer wissenschaftlichen Arbeit, insbesondere von ihren Übersetzungen aus dem Arabischen und Persischen, erlangte das Leserpublikum nur ganz allmählich und meist auf Umwegen Kenntnis, was seinen Grund freilich auch darin haben mochte, daß der Prophet die „lügenhaften Dichter“ offenbar in gleicher Weise mißachtete, wie es islamische Fundamentalisten unserer Zeit mit ihren schriftstellerischen Glaubensgenossen noch immer zu tun pflegen. Selbst eine so berühmte Sammlung von Novellen, Erzählungen, Märchen, Liebes-, Schelmen- und Seefahrergeschichten wie „Tausendundeine Nacht“ wurde erst im 14. Jahrhundert und auch damals nur fragmentarisch in Italien bekannt, bis der Franzose Jean Antoine Galland im Jahr 1704 eine Übersetzung des Werks veröffentlichte, die zu einer Fülle von Nachahmungen, Erzählungen, Erotika oder Opernlibretti anregte, die sich zwar großer Beliebtheit erfreuten, insbesondere dann wenn sie europäische Verhältnisse kritisierten oder parodierten, die aber mit einer wissenschaftlich korrekten Übertragung aus dem arabischen Urtext nichts mehr zu tun hatten. Eine genaue Übertragung aus dem originalen arabischen Text und damit die vollständige Ausgabe der Erzählungen aus „Tausendundeiner Nacht“ lieferte erst ein Orientalist aus unserem Lande: der vor 100 Jahren, am 29. August 1889, in Freiburg gestorbene Professor der Universität Heidelberg, Gustav Weil.

Daß Weil bereits ein Jahrzehnt vor seinem Tod trotz dieser Forschungs- und Übersetzungstätigkeit auf einem so exklusiven Zweig der Philologie wie der Orientalistik einen weit über die Grenzen seiner Wissenschaft hinausreichenden Ruf besaß, ist nicht zuletzt daraus zu erkennen, daß „Meyers Konversations-Lexikon“ schon 1878 dem Namen Gustav Weils eine Spalte von 28 Zeilen Biographie und Werkverzeichnis einräumte. Karger würdigte den einstigen Ordinarius der Ruperto-Carola das 1986 erschienene „Heidelberger Gelehrten-Lexikon 1803–1912“. Es gibt neben einer akribischen Aufzählung von Weils Arbeiten und der auf sein Schaffen bezüglichen Werke nur einen stichwortartigen Lebensabriß, in dem vor allem die Religionsbezeichnung „mosaisch“ bemerkenswert ist.

Diese Bezeichnung war noch üblich am Beginn des 19. Jahrhunderts, in dessen erstem Jahrzehnt, am 25. April 1808, Gustav Weil in dem badischen Städtchen Sulzburg, im heutigen Landkreis Breisgau/Hochschwarzwald, geboren wurde. Sein Vater Gottschalk Weil, einer berühmten Rabbiner-Familie entstammend, war Vorsteher der israelitischen Gemeinde in Sulzburg, seine Mutter Babette, die ihrem Gatten zehn Kinder gebar, war eine geborene Wittersheim und stammte aus Metz, wo ihr Vater das Amt eines Konsistorial-Rabbiners bekleidete.

Gustav Weils Geburt fiel, betrachtet man das Datum genauer, in die Periode, als die badischen Juden den Weg zur Emanzipation antreten durften und durch das von Großherzog Karl Friedrich am 18. Januar 1809 unter-

zeichnete 9. Konstitutionsedikt die Versicherung erhielten: „Die Juden unseres Staates (sind) in den staatsbürgerlichen Verhältnissen den Christen gleichgestellt“.

In Sulzburg, das in der Vergangenheit hin und wieder als Residenz oder Alterssitz badi-scher Markgrafen gedient hatte, gab es schon früh Juden, denen 1546 erlaubt wurde, „eine Synagog und Schul zu halten“ und ihren eigenen Friedhof anzulegen. Auch im 19. Jahr-hundert gab es im Städtchen eine stattliche Judengemeinde, die um 1825 fast ein Viertel der Einwohnerschaft ausmachte. Vieh- und Weinhandel hatte sie wohlhabend gemacht, und auch ihr Vorsteher Gottschalk Weil war nicht ohne Vermögen. Deshalb ließ er seinem Sohn Gustav, der sich schon beim Besuch der Volksschule als sehr begabt erwies, von einem Privatlehrer und vom evangelischen Geistlichen Sulzburgs, Pfarrer Gerwig, Unterricht in fremden Sprachen, vermutlich Latein und Hebräisch, erteilen. Gustav sollte nach dem Willen seiner Eltern studieren; auch der Großvater in Metz war dieser Meinung und nahm den Zwölfjährigen bei sich auf und sorgte zunächst dafür, daß er so geläufig die französische Sprache erlernte, daß er in das Metzter Lyzeum eintreten konnte. Auch für ein späteres Studium der jüdischen Theologie bereitete der Großvater seinen Enkel vor, sah aber, da er Gustavs Liebe zu den Sprachen kannte, großzügig darüber hinweg, wenn der junge Mann, wie ein Freund berichtete, „den unter dem Tisch liegenden Tacitus oder Voltaire dem Talmud vorzog“.

1826 bezog der achtzehnjährige Weil die Universität Heidelberg, doch auch dort zogen ihn die philologischen Vorlesungen stärker an als die theologischen, und bald sah man ihn fast nur noch in den Vorlesungen des Professors Umbreit, wo sich Weil, obwohl Umbreit nicht gerade als Leuchte der Orientalistik galt, solide Kenntnisse in den orientalistischen Fächern erwarb, so daß er sich 1830 zutrauen durfte, das Studium in Paris fortzusetzen. Da der Vater inzwischen sein Vermögen verloren und keine Mittel zur Unterstüt-

zung seines Sohnes zur Verfügung hatte, lebte Weil dort in dürftigen Verhältnissen und entschloß sich nach einem Semester, der französischen Expeditionsarmee nach Algerien zu folgen, um „in unmittelbarer Anschauung den Geist des Orientalismus kennen und ergründen zu lernen.“

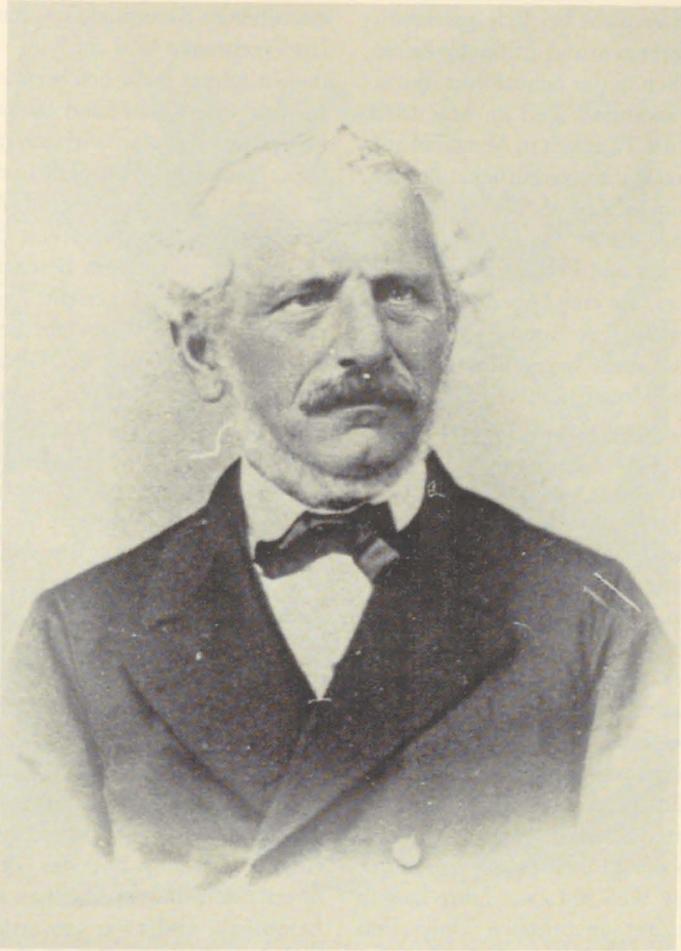
Und damit begann das abenteuerlichste Kapitel im Gelehrtenleben des Gustav Weil aus Sulzburg im Breisgau!

Weil hatte geglaubt, er könne in Algerien eine günstige Stellung und Gelegenheit erhalten, um den Kreis seines Wissens an Ort und Stelle zu erweitern. Vergebens, weshalb er ein paar Jahre später in einem Lebenslauf, heute verwahrt im Archiv der Universität Tübingen, in seiner feinen, zierlichen, doch gut leserlichen Handschrift vermerkte:

„Ich sah aber meine Erwartungen in letzter Beziehung enttäuscht, und nach einem Aufenthalt von drei Monaten segelte ich nach Alexandrien. Der selige Herr (Johann Friedrich Freiherr) von Cotta hatte mir die Mittel dazu geboten, diese kostspielige Reise zu unternehmen, wogegen ich nach und nach verschiedene Aufsätze in die Allgemeine Zeitung, das Ausland- und Morgenblatt über Politik, Literatur und Cultur des Orients lieferte.“

Ein weites wissenschaftliches Betätigungsfeld erschloß sich für Weil neben dem journalistischen, als er wenige Monate nach der Ankunft in Ägypten als Lehrer der französischen Sprache an der medizinischen Schule in Abuzabel nahe Kairo mit dem Gehalt von 7800 Piaster angestellt wurde. Welche Möglichkeiten für weitere Forschungen sich daraus ergaben, schilderte Gustav Weil ebenfalls im erwähnten Lebenslauf:

„Hier hatte ich nun die erwünschte Gelegenheit, mich in allen Teilen der arabischen Literatur zu unterrichten, weil nämlich hier allerlei Werke nicht nur medizinischen, sondern auch sonstigen Inhalts übersetzt wurden, und hier auch gelehrte Ulemas angestellt waren, teils der . . . von Europäern gemachten Übersetzungen willen, teils um bei den Vorlesun-



Gustav Weil, 1808—1889, Prof. f. Orientalische Sprachen, Universität Heidelberg 1836—1889

gen das von europäischen Professoren durch einen Dolmetscher Vorgetragene den Zuhörern recht faßlich zu machen, und endlich um den Schülern auch Unterricht zu erteilen. In Abuzabel las ich außer verschiedenen arabischen Grammatiken einen großen Teil des Korans, des Chairiri usw.“

„Doch nicht genug mit der Berichterstattung für die Cottaschen Blätter, mit der Lehr- und Studientätigkeit an der medizinischen Schule von Abuzabel — Weil fand auch die Zeit, bei

einem jungen Franzosen, der seit Jahren als Hauslehrer am Hof des Khediven tätig war, Unterricht in der türkischen und in der persischen Sprache zu nehmen, und so konnte er mit gutem Grund in seinem Lebenslauf schreiben:

„So vergingen dieses Mal in Ägypten ungefähr zwei Jahre, und jeden Tag machte ich neue Fortschritte in den drei Sprachen der Muselmänner.“

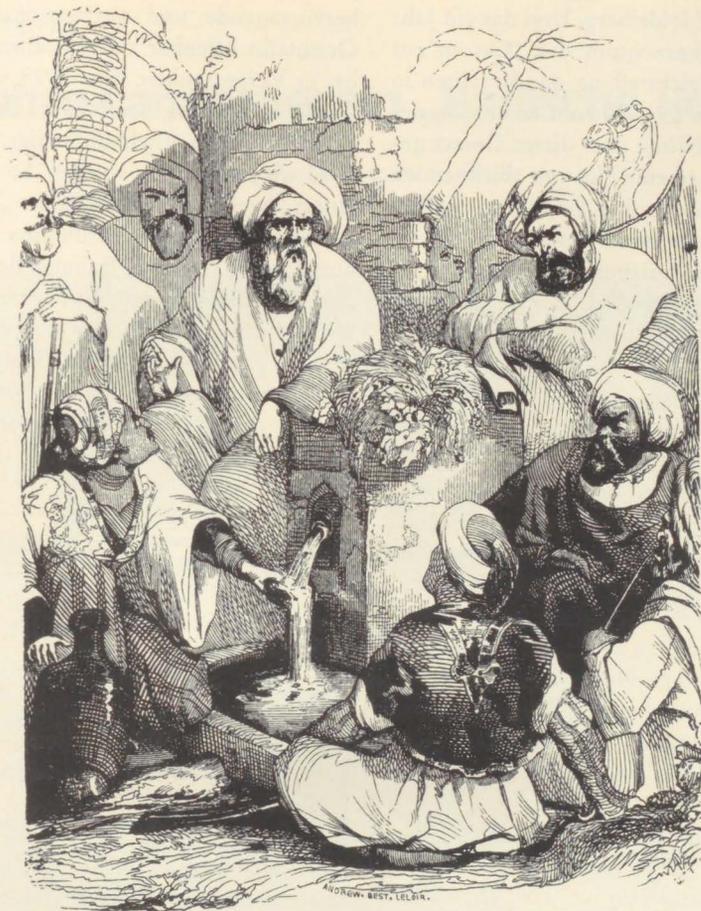
Allerdings blieb es nicht bei Erfolgserlebnissen allein. Differenzen und Mißliebigkeiten, die sich vermutlich in der Schule von Abuza-
bel einstellten, zwangen Weil im Mai 1832, vorübergehend die Tätigkeit in Abuzabel aufzugeben und nach Europa zurückzukehren. Nachdem er einige Zeit in Konstantinopel zugebracht hatte, die er dazu benutzte, um sich im Türkischen und Persischen weiterzubilden, brachte er, um eine Dysenterie auszuheilen, und verschiedene Familienangelegenheiten zu regeln, nach seinen Aufzeichnungen, „die ersten Monate des Jahres 1833 in der Heimat zu, bewarb mich bei der Regierung um Unterstützung zu einer zweiten Reise in den Orient, und es wurden mir dazu 500 Gulden bewilligt. Andere 500 Gulden erhielt ich von dem jungen Herrn (Georg) v. Cotta gegen das Versprechen, wieder für seine Blätter zu schreiben.“

In Kairo wurde Weil erneut eine Anstellung als Sprachlehrer oder Übersetzer angeboten, doch dieses Mal war er fest entschlossen und dank der verbesserten finanziellen Situation in der Lage, sich ausschließlich seinen orientalistischen Studien zu widmen. Unter Leitung des gelehrten Scheich Achmed Ayad, eines Lehrers an der Hohen Schule zu Kairo, arbeitete Gustav Weil fast zwei Jahre lang in der Bibliothek der ägyptischen Universität und verschanzte sich hinter Stapeln unerschlossener Manuskripte, als die Pest in Kairo wütete, und er eigentlich die Stadt hätte verlassen müssen. Nach Abschluß seiner Studien bescheinigte der gelehrte Scheich Achmed Ayad dem deutschen Adepten: er habe viele schöngestige und religiöse Bücher gelesen, ferner ein umfassendes grammatikalisches Werk studiert, sich endlich mit den Veröffentlichungen der neueren Dichter vertraut gemacht und dadurch solche Sicherheit in der arabischen Sprache erlangt, daß er selbst die gelehrtesten Schriften verstehen und übersetzen könne.

Weil selbst aber nahm sich vor, nach dieser keineswegs ungefährlichen zweiten Orientreise „eine Gelegenheit zu finden, die von mir

erworbenen Kenntnisse im deutschen Vaterland verbreiten und mich in reichen Bibliotheken immer mehr belehren zu können.“

Im deutschen Vaterland landete der Heimkehrer aus Ägypten wirklich in einer Bibliothek. Nachdem er nämlich an der Universität Tübingen den Doktorgrad erreicht hatte, wurde er an der Bibliothek der Universität Heidelberg mit einem bescheidenen Gehalt als Collaborator angestellt. Die Stellung war ebenso bescheiden, obwohl sich Weil gerade mit der Übersetzung der Geschichten „Goldene Halsbänder“ einen Namen gemacht, in der Fachwelt allerdings auch Widerspruch herausgefordert hatte. Kurz danach erschien seine Schrift über „Die poetische Literatur der Araber vor und nach Mohammed“, und sie bildete gewissermaßen die Hinleitung zu Gustav Weils bekanntester Übersetzung, der Novellensammlung „Tausendundeine Nacht“. Sie fußte erstmals vollständig auf dem Urtext, und dies war der Grund, warum Weils akribische, mitunter fast „veristische“ Übertragung seinen Stuttgarter Verleger schockierte. Gegen Weils Willen beauftragte der vorsichtige Geschäftsmann daher den Schriftsteller und Herausgeber der „Europa“, August Lewald, mit der Bearbeitung des übersetzten Textes, die Lewald 1837–1841 herausgab, und zwar „so artig und konventionell, daß keine Dame die Augen senken dürfte.“ Damit war die Sammlung arabischer Literaturperlen zur Unterhaltungslektüre erniedrigt, aber auch volkstümlich geworden. Es mag für den Universitätsbibliothekar mit dem Gehalt von 650 Gulden eine gewisse Genugtuung gewesen sein, daß er nun auch Vorlesungen über orientalische Sprachen halten, sich im Dezember 1836 trotz der Widerstände, die Juden noch entgegengebracht wurden, an der philosophischen Fakultät als außerordentlicher Professor habilitieren und nun die Stuttgarterin Auguste Levy zur Frau nehmen konnte. Sie sollte freilich nur wenige Jahre Lebens- und Weggefährtin sein, denn Auguste Weil starb 1851 und folgte damit zwei Kindern nach. 1853 heiratete Gustav



Arabischer Märchenerzähler. Illustration aus einer Ausgabe von „Tausendundeine Nacht“ von 1866. (Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart)

Weil die Schwester seiner Frau, Sophie Levy, die ihm einen Sohn und zwei Töchter schenkte.

Zu dieser Zeit hatte Gustav Weil seine wichtigsten Werke veröffentlicht: Nach „Tausendundeine Nacht“ die „Einleitung in den Koran“ (1844), „Mohammed, der Prophet“ (1843), die umfassende „Geschichte der Chalifen“ (1846–1851), die „Geschichte des Abbassidenchalifats in Aegypten“ (1860–1862) sowie zahlreiche Übertragungen aus der son-

stigen orientalistischen Literatur. Er unterhielt eine ausgedehnte Korrespondenz mit Fachkollegen in anderen Ländern, sprach auf Kongressen und Fachtagungen, so daß er schließlich den Rang eines führenden Orientalisten in Europa erreichte.

Der Höhepunkt seiner akademischen Laufbahn jedoch kam 1861; denn als erster Jude wurde Gustav Weil am 7. August 1861 zum ordentlichen Professor an einer deutschen Hochschule berufen, er wurde Ordinarius für

Orientalistik in Heidelberg. Und das ein Jahr bevor im Großherzogtum das „Gesetz zur bürgerlichen Gleichstellung der Israeliten in Baden“ in Kraft trat, obwohl es im Ständehaus hitzige Debatten über dieses Gesetz gegeben hatte — und eine Flut von ablehnenden Petitionen ins Karlsruher Ständehaus geflattert war, darunter nicht wenige aus Gustav Weils Vaterstadt Sulzburg, wo es sogar zu Ausschreitungen gegen jüdische Mitbürger gekommen und Gendarmerie eingesetzt worden war.

Jetzt regneten Auszeichnungen und Ehrungen förmlich auf den ordentlichen Professor der Orientalistik an der Universität Heidelberg herab, der 1866 sein wissenschaftliches Lebenswerk mit der „Geschichte der islamitischen Völker von Mohammed bis zur Zeit des Sultans Selim“ abschloß. Er erhielt preußische und alle seiner Stellung entsprechenden badischen Orden, aber auch den mexikanischen Gouadalupe-Orden und andere ausländische Ehrenzeichen. 1874/75 war er Dekan der Philosophischen Fakultät Heidelberg, und 1884 verlieh ihm sein Landesherr den Titel eines Hofrats.

In seinen letzten Lebensjahren redigierte Gustav Weil die Heidelberger Jahrbücher, schrieb Rezensionen für die Jenaische Literaturzeitung und katalogisierte handschriftliche Werke morgenländischer Literatur für die Universität Heidelberg. Erst 1889 bat der einundachtzigjährige Gelehrte um seine Emeritierung, starb noch im gleichen Jahr in Freiburg und fand seine letzte Ruhestätte auf dem jüdischen Friedhof in Freiburg.

Bei seinem Ableben nicht einmal mit einem gebührenden Nekrolog gewürdigt, geriet der

hervorragende und international bekannte Orientalist offenbar auch in seinem Geburtsort in Vergessenheit. Erst 1928 wurde einer Gasse in Sulzburg der Name „Gustav-Weil-Gasse“ gegeben, doch mußte der Name nach 1933 wieder entfernt werden. So war es eine längst überfällige und verdiente „Wiedergutmachung“ für diesen berühmten Sohn Sulzburgs, wenn seiner im Rahmen der Literaturtage des Landes Baden-Württemberg in Staufergedacht wurde und zwar in einer besonderen Veranstaltung am 14. September 1989 in der ehemaligen Sulzburger Synagoge. Die „Hommage an Gustav Weil“ übernahm dabei der Sulzburger Stadtarchivar Jost Grosspietsch.

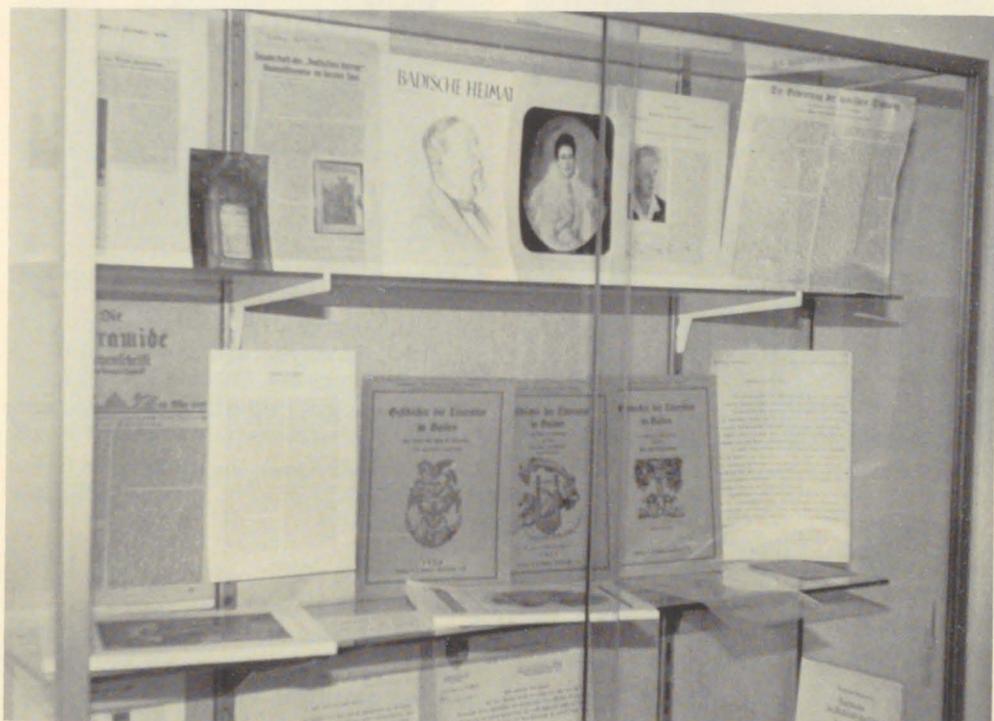
Literaturnachweis

- Allgemeine Deutsche Biographien. Band 41, 1896
Hundsnurscher, Franz und Taddey, Gerhard. Die jüdischen Gemeinden in Baden. Stuttgart. 1968
Kahn, David, Die Geschichte der Juden von Sulzburg, Müllheim. 1969
Merx, (N). Gustav Weil. In: Badische Biographien, Band 4. Karlsruhe 1891
Monumenta Judaica. 200 Jahre Geschichte und Kultur der Juden am Rhein. (Handbuch) Köln. 1963
Rosenthal, Berthold. Heimatgeschichte der badischen Juden. Bühl. 1927
Weil, Gustav. Handschriftlicher Lebenslauf. o. J. Universitätsarchiv Tübingen

Besonderen Dank gebührt dem Stadtarchiv Sulzburg und seinem Leiter Jost Grosspietsch für die vielfältige freundliche Unterstützung dieser Arbeit.

80 Jahre Landesverein „Badische Heimat“

— eine Ausstellung in Karlsruhe —



Vitrine aus der Ausstellung

Foto: Jörg Vögely

Obwohl der Landesverein es seinen Ortsgruppen überließ, in welcher Weise sie den 80. Geburtstag unserer „Badischen Heimat“ feiern wollten, so sollte dieses Jubiläum doch durch diese Ausstellung in Verbindung mit der Ortsgruppe Karlsruhe seine besondere Note erhalten. Die Idee dazu stammte von Frau Esther Vögely. In monatelanger, mühevoller Arbeit hat sie ungezählte Aktenordner durchforstet und Material für eine informati-

ve Ausstellung zusammengetragen, die das Schaffen und Wirken unseres Landesvereins in ihrer Vielfalt beleuchtete und großen Anklang gefunden hat. Zusammen mit Frau Ruth Schmitt wurde die Präsentation erstellt, so wie sie sich dann dem Besucher darbot. Sie ist ein Novum in der Geschichte des Landesvereins, und beiden Damen gebührt für Ihre Mühe und Umsicht herzlicher Dank. Die Ausstellung im Oberrheinischen Dichtermu-



Vitrine aus der Ausstellung, Hefte der Badischen Heimat

Foto: Jörg Vögely



Plakat zur Landesversammlung der Badischen Heimat 1926

Foto: Jörg Vögely

seum Karlsruhe wurde am 3. Oktober 1989 durch den Präsidenten des Landesvereins eröffnet. Er konnte eine große Anzahl geladener Gäste und Mitglieder zu diesem festlichen Anlaß begrüßen.

Die Ausstellung, eine eindrucksvolle Zusammenschau über die Leistungen des Landesvereins, hatte thematische Schwerpunkte. In vier repräsentativen Räumen sah man in etwa 30 Vitrinen Arbeiten und Dokumente über Natur- und Denkmalschutz, Volkskunde, Familienforschung, Literatur und Kunst. Auch Pläne und Entwürfe unserer Expertenkommissionen, z. B. renommierter Architekten und Baufachleuten wie Motz, Konstanz, Schlippe, Freiburg, Valdenaire und Rösiger, Karlsruhe, Schmieder, Heidelberg und Esch, Mannheim, waren zu sehen. Einen guten Überblick gab die Geschichte und Entwick-

lung der Volkskunde, die von den Professoren Künzig und Fehrle geprägt worden waren. Das Schriftgut wurde mit vielen ausgezeichneten Fotos aufgelockert.

Wie hoch vor dem letzten Weltkrieg die Zahl der auslandsdeutschen Mitglieder war und wie groß z. B. die Ortsgruppe in Buenos Aires, konnte man in einer eigenen Vitrine sehen.

Des langjährigen Schriftleiters und Geschäftsführers des Landesvereins „Badische Heimat“, Hermann Eris Busse, wurde besonders gedacht. Busse war es doch, welcher durch seine unermüdliche Arbeit die „Badische Heimat“ zu ihrer höchsten Blüte führte, der ihre Geschicke bestimmt, energisch, diplomatisch leitete und sie unbeschadet durch alle historischen Fährnisse der zwanziger und dreißiger Jahre brachte.

Selbstverständlich wurde die Entwicklung der Schriftenreihen des Vereins aufgezeigt, für die Busse auch verantwortlich zeichnete. Die Vielfalt und Qualität dieser Schriften hatte kein anderer Heimatverein in Deutschland aufzuweisen.

Ein wichtiger Abschnitt in der Geschichte des Landesvereins war seine Wiedergründung nach der langen Verbotszeit durch die Franzosen nach dem Kriege. Dem Protokoll der Wiedergründungsversammlung im Oktober 1949 im historischen Kaufhaus zu Freiburg und die dabei gehaltenen Ansprachen lagen aus, Zeitdokumente ersten Ranges. Auch Emil Baader, der „Stubenvater“ und die Grimmelshausenrunde des Landesvereins fanden ihre Berücksichtigung.

Ein Teil der Ausstellung war in der Hauptsache den Karlsruher Belangen gewidmet. Interessant waren die Schreiben der alten Karlsruher Firmen mit ihren dekorativen Briefköpfen, die alle mit finanziellen Zuwendungen die Arbeit des Landesvereins unterstützt ha-

ben. Gleiches gilt für alle Ministerien, Behörden, Schulen usw., wie die ausgelegten Exponate bewiesen. Alte Anwesenheitslisten zeigten, wie verbunden das ganze Land mit seinen Institutionen mit der „Badischen Heimat“ waren. Die Reihe der Minister, Präsidenten, Oberbürgermeister ließ badische Geschichte lebendig werden.

Die große Anzahl der Bibliotheken im In- und Ausland, die unsere Publikationen im Austausch bezogen und z. T. auch heute noch beziehen, wurde ebenso gezeigt, wie Literatur und Kunst im Landesverein, mit denen die „Badische Heimat“ sehr verbunden ist. Literatur und Kunst mußten in der Ausstellung notgedrungen gedrängt dargestellt werden. Sie sollen in einer kleinen Sonderausstellung besser herausgestellt werden. Diese Ausstellung ist dann gleichzeitig ein Beitrag der „Badischen Heimat“ zum 275jährigen Jubiläum der Stadt Karlsruhe.

P. E.



Der Deutsche Heimatbund gratuliert

Zum 80jährigen Bestehen des Landesvereins Badische Heimat darf ich Ihnen im Namen des DEUTSCHEN HEIMATBUNDES die herzlichsten Glückwünsche aussprechen.

Ich danke allen, die sich über einen so langen Zeitraum hinweg für die Heimat eingesetzt haben. Der Zustrom an Aus- und Übersiedlern zeigt, was es bedeutet, wenn man keine Heimat hat.

Für die Zukunft wünsche ich Ihnen bei Ihren Bemühungen um die Heimatpflege mit den Eckpfeilern Umwelt — Landschaft — Denkmal alles Gute.

Mit heimatlichen Grüßen

Ihr

gez.

Dr. Tiedeken

Der Landesverein dankt

Allen Spendern, die uns bei der Sanierung des Hauses Badische Heimat durch ihre Zuwendungen geholfen haben, sagen wir unseren herzlichen Dank. Es sind dies nach der Reihenfolge des Eingangs ihrer Spende:

Schindler, Emmy, Karlsruhe 51
Scheffler, Rudolf, Karlsruhe
Hager, Anni, Lahr
Henninger, Hubert, Lahr
Kühn, Liesel, Freiburg
Dann-Rothammel, Christ, Baden-Baden
Müller, Hedwig, Lahr
Neflin, Marta, Freiburg
Grueninger, Hans, Konstanz
Kromer, Fridolin, Bahlingen
Nußbaumer, Hubert, Bruchsal
Gassmann, Heinrich, Lahr
Kleiser, Matthä, Titisee-Neustadt
Siebler, Berthold, Bühl
Oechsner, Winfried, Karlsruhe
Engler, Elisabeth, Freiburg
Schaefer, Irmgard, Freiburg
Vosberg, Gretchen, Karlsruhe
Merkelbach, Charlotte, Karlsruhe
Merkelbach, Else, Karlsruhe
Resin, Friedrich, Weil
Burde, Herta, Lörrach
Dr. Wälde, Dora, Lörrach
Fretter-Pico, Anneliese, Freiburg
Vogt, Elmar, Hausen i.W.
Dr. Rose, Ingrid, Stuttgart
Büche, Günter, Rheinfelden
Dr. Maurer, Rolf, Lörrach
Russ, Karl, Schopfheim
Hauck, Waldemar, Haßloch
Zimmermann, Helmut, Karlsruhe
Dr. Heimann-Schwarzweber, Annemarie, Lörrach
Künkel, Gustav, Waldshut
Kraus, Manfred, Karlsruhe 41

Alle Spenden sind uns herzlich willkommen, sie fördern die Aktivitäten des Landesvereins

Chronik der Katholischen Kirche 1988/89

Josef Dewald, Karlsruhe

Eine feierliche Christmette mit Erzbischof Dr. Oskar Saier als Hauptzelebrant übertrug das Erste Deutsche Fernsehen europaweit an Heiligabend 1988 aus dem Breisacher Stephansmünster. Konzelebranten waren der Straßburger Erzbischof Charles Amarin und der Basler Bischof Otto Wüst. Der Gottesdienst war ein Zeugnis der Verbundenheit der christlichen Völker Europas. In seiner Predigt wies Erzbischof Saier auf den engen Zusammenhang zwischen Krippe und Kreuz hin. Wörtlich führte er aus: „Sie sind aus dem gleichen Holz geschnitzt“. Das Leiden Jesu beginne schon mit seiner Geburt. Gott wolle uns damit sagen, daß er eine Vorliebe habe für arme und einfache Menschen und uns dazu ermahnen, es ihm gleich zu tun.

In seiner Predigt zum Jahreswechsel im Freiburger Münster stellte sich Erzbischof Saier der Frage nach dem „Weg der Kirche in diesen Jahren“. Sie werde zu den gesellschaftlichen Großgruppen gerechnet, und sie selbst wolle in der Gesellschaft und bei den heutigen Menschen sein. Dr. Saier sprach den Gläubigen Mut zu angesichts mancher Schwierigkeiten in der Kirche.

Beim Neujahrsempfang des Erzbischofs für die Laien regte der Verfasser dieser Chronik eine diözesane Pastoral-Konferenz an. Dr. Saier äußerte dazu, er nehme die Anregung „dankbar entgegen“ und werde sie „wohlwollend prüfen“. In seinen Darlegungen zu aktuellen politischen Fragen verlangte er eine Beseitigung der Kassenfinanzierung von Schwangerschaftsabbrüchen. Diese Art der Finanzierung von Abtreibungen sei für Christen unerträglich. (Entsprechend fand die Badische Landwirtschaftliche Krankenkasse

Zustimmung bei der Kirche für ihren in der Jahresmitte 89 gefaßten Beschluß, nicht länger die Kosten für den Abbruch einer Schwangerschaft nach der sozialen Indikation zu übernehmen.) Von den katholischen Verbänden forderte Dr. Saier ein stärkeres gesellschaftliches Engagement zur Durchsetzung christlicher Wertvorstellungen.

Bei seinem Neujahrsempfang für Priester und Diakone ermutigte der Erzbischof diese dazu, eine sich ausbreitende Resignation durch mehr christliche Gelassenheit zu überwinden. Der Erzbischof empfahl den Seelsorgern, die im Menschen verwurzelte, wenn auch vielfach verborgene Religiosität aufzuspüren. Die Evangelisierung bezeichnete er als Schlüsselwort der Seelsorge.

In seinem Fastenhirtenbrief unter dem Leitgedanken „In der Gemeinde den Glauben lernen“ nannte Erzbischof Saier als „notwendige Schritte“ bei diesem Lernprozeß: Die Botschaft Jesu lernen und erleben sowie im Verhalten wahrhaftig und glaubwürdig sein. Die Gläubigen rief er auf: „Überlegen wir miteinander, wie wir unseren persönlichen Glauben vertiefen und wie wir das ‚Haus unserer Pfarrgemeinde‘ so herrichten und gestalten, daß die Menschen, besonders unsere Kinder und Jugendlichen, gerne in ihm wohnen — weil nämlich der Herr selbst unsere Mitte ist.“

In seiner Osterpredigt im Freiburger Münster nannte Dr. Saier als eine Ursache dafür, daß es den Menschen immer schwerer falle, sich von der Ehrfurcht und Freude über die Auferstehung Christi erfüllen zu lassen, daß „der Bazillus der Unsicherheit und Verdrossenheit auch in die Kirche eingedrungen“ sei. Quel-

len des neuen und göttlichen Lebens seien das Bußsakrament und die Begegnung mit dem Auferstandenen in der Eucharistiefeier.

Zur Jahresmitte 89 setzte Erzbischof Saier neue Richtlinien zum „Sonntagsgottesdienst ohne Priester“ in Kraft. Sie gehen vom Grundsatz aus, daß auch in Zukunft möglichst allen Katholiken am Sonntag die Mitfeier einer heiligen Messe ermöglicht werden soll. Nur wo, trotz aller Vorsorge, auch keine Aushilfe gefunden werde, solle in den Gemeinden, in denen aus pastoralen Gründen eine sonntägliche Eucharistiefeier angezeigt sei, „auch ohne Priester ein Gottesdienst gehalten werden“. Ein Diakon oder hauptamtlich in der Seelsorge tätiger Laie könne vom Dekan beauftragt werden, einen Wortgottesdienst mit Kommunionausteilung zu halten. Die vom Priesterrat beschlossene Solidaritätsaktion zur Unterstützung arbeitsloser Laientheologen wurde von Erzbischof Saier in einer Verlautbarung im Juli ausdrücklich gutgeheißen und unterstützt. Priester und Diakone sollen auf diese Weise mithelfen, daß Laientheologen, die nicht als Pastoralreferenten oder Religionslehrer in den kirchlichen Dienst übernommen werden können, in einem „Orientierungsjahr“ die Möglichkeit erhalten, ihre Neigung und Eignung für einen anderen Beruf zu prüfen. Erzbischof und Priesterrat knüpfen damit an eine Solidaritätsaktion für arbeitslose Jugendliche an, die 1983 gestartet wurde und insgesamt 1,9 Millionen DM erbrachte zur Förderung von Ausbildungs- und Arbeitsplätzen für Jugendliche. Die neue Aktion wurde erforderlich, weil in den vergangenen Jahren jeweils nur ein Drittel der Bewerber um ein Referendariat für den Dienst als Pastoralreferent aufgenommen werden konnte.

Zu einem offiziellen Besuch war Erzbischof Saier im April in der DDR. Er besuchte das mit dem Erzbistum partnerschaftlich verbundene Bistum Dresden-Meißen, das Sekretariat der Berliner Bischofskonferenz, die Propsteigemeinde Trinitatis in Leipzig, das Caritaspflegeheim St. Josef in Maxen und eine

kleinere Diaspora-Gemeinde. Außerdem traf er mit Priestern des Dekanats Dresden-Meißen zusammen sowie mit Diakonats- und Kommunionhelfern. Höhepunkt des Besuchs war ein Pontifikalamt in der Kathedrale von Dresden.

Begrüßen konnte Erzbischof Saier im selben Monat in Freiburg den neuen Erzbischof von Köln, Kardinal Joachim Meisner. Sie zelebrierten gemeinsam einen Gottesdienst im Münster. Der Kardinal warnte in seiner Predigt vor einer verweltlichten Kirche, die ihren eigentlichen Auftrag nicht mehr erfülle. — Geweiht hat Dr. Saier im Juni den neuen Bischof von Rottenburg-Stuttgart, Prof. Dr. Walter Kasper, in Rottenburg.

Mit dem baden-württembergischen Landesvorstand der Sintis traf Erzbischof Saier im Januar 1989 zusammen. Er versprach ihm, sich dafür einzusetzen, daß die in seinem Bistum lebenden Sinti und Roma in den Pfarrgemeinden Heimat finden. Die Delegation berichtete dem Erzbischof über den in der Nazi-Zeit auch an den beiden Volksgruppen begangenen, lange Zeit öffentlich verschwiegenen Holocaust, dem 500 000 Sinti und Roma zum Opfer gefallen seien.

Zu einem Bauerntag weilte Erzbischof Saier im Mai in Meßkirch. Er besuchte Haupt- und Nebenerwerbsbetriebe, diskutierte mit Vertreterinnen und Vertretern von ländlichen Verbänden und nicht zuletzt mit Bauern selbst. In einer Vesper in der Kreenheinstetter Kirche zum Abschluß dieses Tages bedankte sich Dr. Saier bei allen Beteiligten. Er versicherte den Landwirten und ihren Familien: „Ich werde mich persönlich dafür einsetzen, daß die Bauern nicht als Sündenböcke der Gesellschaft dastehen.“

Beim dritten diözesanen Tag der Ordensleute im Juli in Freiburg, an dem über tausend der insgesamt 4700 Ordensleute im Erzbistum teilgenommen haben, erinnerte Erzbischof Saier an das Wort des heiligen Augustinus: „Das erste Ziel eures gemeinschaftlichen Lebens ist es, in Eintracht zusammenzustehen sowie ein Herz und eine Seele in Gott zu

sein. "Die Ordensgemeinschaften seien in besonderer Weise ein Zeichen der durch den Geist Gottes gewirkten Einheit in der Welt, in der die Einheit unter den Menschen immer mehr an mißverständener Selbstverwirklichung zerbreche.

In einem eindringlichen Hirtenbrief unter dem Thema „Miteinander Kirche sein — für die Welt von heute“ rief Erzbischof Saier am 16./17. September die Gläubigen im Erzbistum dazu auf, in gemeinsamem Bemühen „unserer Glaubensgemeinschaft ein durch Jesu Geist erneuertes Gesicht zu geben“. Er regte hierzu als „pastorale Initiative“ ein Gespräch auf allen Ebenen des Bistums an. Wichtig seien dabei nicht erst die Ergebnisse, sondern bereits der Dialog selber. Für dieses Gespräch schlug er folgende fünf Themenkreise und Problemfelder vor:

1. Wie kann es gelingen, in unserer säkularisierten Welt Gott als den zu bezeugen, von dem wir Christen Zukunft und Hoffnung erwarten?
2. Wie können Menschen, die sich mit dem Leben schwertun, erfahren, daß Gott sie liebt und daß der Glaube an ihn die Kraft ist, die leben hilft?
3. Wie wird unsere Pfarrgemeinde zu einem wohnlichen und einladenden Haus auch für jene, die suchen oder ohne Orientierung sind?
4. Was bedeutet Mitverantwortung aller in Gemeinde, Bistum und Weltkirche?
5. Wie wird die Kirche — ausgehend von unserer Pfarrgemeinde — heute zu einem Zeichen der Hoffnung und des Heiles für die Welt?

Zu der erwähnten Pastoral-Konferenz äußert sich Dr. Saier in diesem Hirtenbrief nicht. Auf der Herbstvollversammlung des Diözesanrates im Oktober in Rastatt meinte Domkapitular Hermann Ritter aber, daß es im Rahmen dieser von Erzbischof Saier angeregten „Initiative“ zu einem späteren Zeitpunkt durch-

aus zu dieser Konferenz oder gar zu einer Diözesan-Synode kommen könne.

In Basel dabei

Bei der Fortführung des 1988 in Königstein/Ts. und Stuttgart begonnenen konziliaren Prozesses für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung im Mai 1989 in Basel auf europäischer Ebene war Weihbischof Dr. Paul Wehrle als Delegierter der Deutschen Bischofskonferenz dabei. Zuvor hat er bei etlichen Gelegenheiten — im Priesterrat, im Diözesanrat, im Diözesanpastoralrat, bei der Dekanekonferenz — den Sinn und die Bedeutung der Versammlung in der Pfingstwoche in Basel erläutert. An der Wurzel dieses konziliaren Prozesses stünden „genuine Impulse aus dem Glauben“, um die allerdings in Gebet und Bibelarbeit immer neu gerungen werden müsse. Die beim Stuttgarter Forum im Oktober 1988 verabschiedete Erklärung nannte Dr. Wehrle bei diesen Gelegenheiten ein „ökumenisches Zeugnis“. Nach der Versammlung in Basel äußerte der Weihbischof in einem „konradsblatt“-Interview, das Miteinander bei dieser Europäischen Ökumenischen Versammlung sei beispielhaft gewesen. Zu der Frage, wie es bezüglich des konziliaren Prozesses in der Erzdiözese weitergehen soll, sagte Dr. Wehrle: „Es kommt entscheidend darauf an, daß die einzelnen Pfarrgemeinden das Anliegen des konziliaren Prozesses aufnehmen.“

Neu im kirchlichen Dienst

Am Samstag, 6. Mai, spendete Erzbischof Oskar Saier in Östringen 9 jungen Männern die Priesterweihe und am Sonntag 7. Mai, in Freiburg 15 jungen Männern. In seiner Predigt bei diesen Gottesdiensten hob er den Zeugnischarakter des Zölibats gerade in der heutigen Zeit hervor. — In der Zisterzienser Abtei Himmerod in der Eifel empfing Seraaphim Reiling aus Kämpfelbach-Ersingen bei Pforzheim die Priesterweihe durch den Trierer Bischof Hermann Josef Spital. — In der

Fideliskirche in Offenburg erteilte Weihbischof Dr. Karl Gnädinger den zwei jungen Kapuzinern Helmut Rakowski (Mainz) und Laurentius M. Wenk (Biberach/Riß) die Priesterweihe. — In der Bruchsaler Hofkirche weihte Weihbischof Wolfgang Kirchgässner die beiden jungen Pallotiner Hans-Peter Becker (Ubstadt-Weiher) und Stephan Eideloth (Untermerzbach/Unterfranken) zu Priestern und in Muggensturm den dort beheimateten Weißen Vater Wolfgang Fluck. — Im Nikolauskloster der Oblaten bei Neuss/Rhein spendete Bischof Haushiku von Windhoek/Namibia Hans-Peter Krieger OMI aus Untergrombach die Priesterweihe. — Im Kloster Maria Bronnen im Kreis Waldshut weihte Weihbischof Dr. Paul Wehrle fünf Augustinerchorherren zu Priestern: Andreas Schugt, Gabriel-Maria Maiwald, Richard Lehmann-Dronke, Josef Hubka und Christoph Eichkorn. — In München empfing der junge Freiburger Jesuit Stefan Kiechle die Priesterweihe. — Und in Rom weihte Kardinal Joseph Ratzinger den aus Nußbach/Renthal stammenden Klaus Baumann zum Priester. — Sechs neue Ständige Diakone hat Erzbischof Saier im November in St. Stephan in Karlsruhe geweiht.

In der Liebfrauenkirche in Ettlingen hat Weihbischof Kirchgässner bei einer Eucharistiefeier elf neue Pastoralreferenten und -referentinnen ausgesendet. Und 18 neue Gemeindereferentinnen und -referenten hat Weihbischof Wehrle in der St. Jakobskirche in Denzlingen feierlich ausgesendet.

Geistliches Zentrum Sasbach

Das diözesane Geistliche Zentrum, 1978 beim Freiburger Deutschen Katholikentag ins Leben gerufen, wurde zunächst in Neusatz-eck in kleinerem Rahmen weitergeführt und konnte nun im freigewordenen Primanerheim der Heimschule Lender in Sasbach eine dauernde Bleibe finden. Es bietet Kurse mit vorwiegend geistlichen Orientierungen und ebenso Übungen zur Vertiefung des Glau-

bens. Zur Zeit können in Sasbach über 40 Personen beherbergt werden. Zum Rektor dieses Zentrums wurde im September Dr. Wilhelm Schäffer bestellt. Die Gesamtverantwortung seitens der Diözese liegt weiterhin bei Domkapitular Dr. Joseph Sauer. Die Arbeit im Haus leitet Rita Schüle.

Gedenken an Kriegsbeginn

Die „schrecklichsten Jahre der Menschheitsgeschichte“ nannte Erzbischof Dr. Oskar Saier in einer Eucharistiefeier im Freiburger Münster anlässlich des 50. Jahrestages des Einmarsches deutscher Truppen in Polen die Zeit des Zweiten Weltkrieges, die am 1. September 1939 begonnen hat. Er gedachte der 55 Millionen Toten und der unzähligen weiteren Opfer dieses Krieges. Zugleich rief Dr. Saier dazu auf, aus der Vergangenheit zu lernen, sich den Wert des christlichen Menschenbildes neu bewußt zu machen sowie den radikalen Strömungen von extrem rechts und extrem links zu wehren, damit deren neue Saat der Gewalt nicht aufgehe.

Das Erzbischöfliche Ordinariat hatte alle Kirchengemeinden gebeten, am 1. September in Gottesdiensten — wo möglich in ökumenischen Wortgottesdiensten — all derer zu gedenken, denen der Krieg Schmerz und Leid zufügte. Sie sollten, was vielfach im weiten Erzbistum geschehen ist, das Gedenken zudem verbinden mit Gebet um Frieden in der Welt sowie für die Anerkennung und die Wahrung der Menschenrechte. Anregungen zur Gestaltung von Gedenkgottesdiensten im September hatte das Erzbischöfliche Seelsorgeamt, zusammengestellt von Pax Christi und vom Maximilian-Kolbe-Werk, den Gemeinden zukommen lassen.

Solidarität mit Peru

Die im Jahr 1986 begründete Partnerschaft des Erzbistums mit der Kirche im südamerikanischen Andenstaat Peru nimmt immer mehr Gestalt an. Das Erzbistum bekundete auch im Berichtsjahr in vielfältiger Weise sei-

ne enge Verbundenheit mit der zu einem erheblichen Teil in Not und Bedrängnis lebenden Bevölkerung des Partnerlandes. Bald nach seiner Amtseinführung als neuer Generalvikar Ende September 1988 rief Dr. Otto Bechtold die Gemeinden und Verbände zu einer Solidaritätsaktion für die Achtung der Menschenrechte in Peru auf. Er erinnerte dabei an den 40. Jahrestag der Erklärung der Allgemeinen Menschenrechte durch die Vereinten Nationen am 10. Dezember. Zu den 129 Ländern, die nach einer UN-Übersicht von 1986 diese Menschenrechte verletzen, so Dr. Bechtold, „gehört unser Partnerland Peru“. Das dürfe „für uns nicht ohne Konsequenzen bleiben“. Wir müßten dazu beitragen, dem Einsatz der Kirche in Peru für Menschen in Bedrängnis durch unsere deutlich zum Ausdruck gebrachte Solidarität mehr Gewicht zu verleihen.

Entschieden protestiert gegen die Verletzung der Menschenrechte in Peru hat auch das Erzbischöfliche Ordinariat im März in einem Fernsehreiben an den peruanischen Staatspräsidenten Alain Garcia. — In den letzten 9 Jahren sind in Peru nach amtlichen Angaben 15 000 Menschen durch terroristische Gewalt ums Leben gekommen.

Über konkrete Menschenrechtsverletzungen in ihrem Land berichteten ebenfalls im März zwei Peruaner bei einem Informationstag der Katholischen Akademie in Freiburg. Die Einzelfälle lassen jedoch nur andeutungsweise das ganze Ausmaß von Terror und Mord sowie vor der großen Gefährdung der Demokratie in Peru erkennen. Auch die wirtschaftliche Lage Perus war nach Einschätzung von Kardinal Juan Landazuri Ricketts in den vergangenen 50 Jahren noch nie so schlecht, wie sie gegenwärtig ist.

Die Pfingstkollekte 1989 war wieder für Peru bestimmt. Erzbischof Saier äußerte dazu in einem Aufruf, die Kirche des Partnerlandes sehe sich nicht in der Lage, eine grundlegende Veränderung der schlimmen Verhältnisse dort herbeizuführen. Sie begnüge sich aber auch nicht damit, nur zur Solidarität aufzuru-

fen. Durch die Einrichtung und Unterstützung zum Beispiel von Volksküchen und Gesundheitsdiensten suche sie die Auswirkungen der Krise für die am meisten Betroffenen nach Kräften zu lindern. Sie sei dabei jedoch auf die Unterstützung aus dem Erzbistum angewiesen. Die Kollekte erbrachte erstmals mehr als eine Million DM.

Als Beispiel für die vielfältigen Aktionen zugunsten von Peru sei ein Hungermarsch erwähnt, den der Bund der Deutschen katholischen Jugend in Mannheim zusammen mit Peru-Gruppen der Stadt veranstaltete. An dem Marsch nahmen einhundert Jugendliche und Erwachsene teil. Er stand unter dem Motto „Wenn wir nicht reden, schreien die Steine“. Bei dem Marsch durch Mannheims Innenstadt kamen Spenden in Höhe von 5000 DM zusammen.

Erwähnenswert ist auch die Solidaritätslotterie der Katholischen Arbeitnehmer-Bewegung (KAB) und der Christlichen Arbeiterjugend (CAJ) des Erzbistums zugunsten von Peru. Sie wurde offiziell durch Bischof Lorenzo León von Huacho eröffnet, der im Herbst das Partnerbistum besuchte. Der Bischof traf sich in Karlsruhe und in Singen mit Frauen und Männern, die an der seit 1963 bestehenden Patenschaftsaktion zur Ausbildung von Priestern in Peru finanziell beteiligt sind. Es gibt rund eintausend solcher Patenschaften. Die Zahl der Partnerschaften, 1986 angeregt, wächst ebenfalls. Bereits knapp hundert Pfarreien, Gruppen und Gemeinschaften sind mit Gemeinden und Einrichtungen in Peru partnerschaftlich verbunden.

Ernennungen — Ehrungen

Generalvikar und Domdekan i. R. Prälat Dr. Robert Schlund wurde von der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg zum Honorarprofessor ernannt. Bei der akademischen Feier aus diesem Anlaß Ende Juni in der Universität würdigte Erzbischof Saier Schlunds charakteristische „Einsicht, Weit-sicht und Übersicht“. Der Mainzer Bischof Karl Lehmann, Vorsitzender der Deutschen

Bischofskonferenz und Schlund seit Jahren freundschaftlich verbunden, erinnerte in seiner Festrede an die mit der höchsten Note bewertete Doktorarbeit Schlunds, an dessen weit über 20jährigen Dienst bei der Erteilung kirchlicher Druckerlaubnis für religiös-theologische Bücher sowie an die vielen fundierten und mutigen Stellungnahmen zu allen wichtigen Zeitfragen. Zum Apostolischen Protonotar hat Papst Johannes Paul II. den eremitierten Professor für mittlere Kirchengeschichte an der Universität Freiburg, Remigius Bäumer, ernannt. — Zu päpstlichen Ehrenkaplänen mit dem Titel „Monsignore“ hat Papst Johannes Paul II. die beiden Domkapitulare Hermann Ritter (58) und Alfons Ruf (61) ernannt. Ritter ist Leiter der Abteilung Seelsorge und Ruf Leiter der Abteilung Schulen/Hochschulen im Erzbischöflichen Ordinariat.

Prof. Dr. Max Müller, einer der großen Philosophen der Gegenwart, wurde die Würde eines Doktors der Theologie von der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg verliehen. Prof. Dr. Bernhard Caspar nannte bei der Feierstunde aus diesem Anlaß die Ehrung eine „große Geste der Dankbarkeit“.

Zum Ritter des Silvesterordens wurden von Papst Johannes Paul II. die Professoren Heinz Müller (Freiburg) und Anton Schall (Heidelberg) ernannt. Erzbischof Oskar Sailer überreichte den beiden Emeriti die hohe Auszeichnung. — Den päpstlichen Orden „Pro ecclesia et pontifice“ erhielten Rosemarie Bungert, frühere Leiterin des Südwestfunk-Studios in Freiburg, sowie die beiden Oberstudiendirektoren im Ruhestand Otmar Bischof (Tauberbischofsheim) und Alois Hafner (Mosbach). Die päpstliche Verdienstmedaille „Benemerenti“ erhielt die Leiterin des Jugendhauses St. Barbara in Buchenbach, Dekanat Neustadt, Rosel Schäuble.

Das große Verdienstkreuz mit Stern des Verdienstordens der Bundesrepublik erhielt der Präsident des deutschen Caritasverbandes, Dr. Georg Hüßler, für seine zwanzigjährige Arbeit an der Spitze dieses Wohlfahrtsverbandes.

des. — Das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse erhielt der Erzbischöfliche Oberrechtsdirektor Hermann Dallinger a. D. für vielfältige ehrenamtliche Tätigkeiten auf diözesaner und überdiözesaner Ebene. — Mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande wurde Marta Högemann, ehemalige langjährige Direktorin der Katholischen Fachhochschule für Sozialpädagogik in Freiburg, ausgezeichnet und Medizinaldirektor Dr. August Bisser für seine großen Verdienste um psychisch kranke Menschen in Herten, Emmendingen und Freiburg.

Die goldene Caritas-Ehrennadel wurde verliehen an Johanna Bergmann, ehemalige Ortenauer Caritas-Geschäftsführerin, an Anne Zimmermann, für 50jährigen ehrenamtlichen Sozialdienst, und an die langjährige Diözesan-Geschäftsführerin des Verbandes Katholischer Mädchensozialarbeit, Clara Pohl.

Den 40. Jahrestag seiner Abtsweihe feierte der Alt-Abt des Klosters Neuburg in Heidelberg, Albert Ohlmeyer, am 15. Januar. Der am 31. Oktober 1905 in Münster/Westfalen geborene Benediktiner war von 1949 bis 1976 Abt des Heidelberger Klosters.

Sein goldenes Priesterjubiläum feierte am 19. März der frühere Domkapitular Prälat Julius Schäuble. Auch Ehrendomherr Prälat Dr. Albert Füssinger, früher Karlsruhe, jetzt Reichenau, feierte an diesem Tag sein goldenes Priesterjubiläum. Erstmals gab es im Erzbistum ein 75jähriges Priesterjubiläum: Pfarrer Johann Vogt konnte es 98jährig in Elzach feiern. — 85 Jahre alt wurde am 25. Januar Prälat Franz Hermann. Seine Lebensarbeit umfaßt neben dem durchgängigen pastoralen Bereich auch die Politik (als CDU-Abgeordneter und Fraktionsvorsitzender im Stuttgarter Landtag), die Volkswirtschaft und die kirchliche Medienarbeit. — Ebenfalls 85 Jahre alt wurde der emeritierte Freiburger Philosoph Bernhard Lakebrink.

Personelle Veränderungen

Gleich in drei Regionen gab es im Berichtsjahr Wechsel im Amt des Regionaldekans. In

der Region Ortenau folgte auf Robert Henrich Pfarrer Bernhard Pfaff. Henrich wurde als Nachfolger von Josef Klem, der wieder eine Pfarrei übernahm, neuer Diözesan-Männerseelsorger und Präses des diözesanen Kolpingwerkes. — In der Region Odenwald-Tauber folgte auf Ludwig Hönlinger der Rektor des Studienheims St. Michael in Tauberbischofsheim, Dieter Holderbach. Hönlinger wurde Spiritual am Collegium Borromaeum in Freiburg. — In der Region Hohenzollern/Meißkirch ging Franz Gluitz, und es kam Pfarrer Peter Stengele. Gluitz übernahm die Pfarrei St. Blasius in Glottertal.

Im Erzbischöflichen Ordinariat wurde zu Jahresbeginn 1989 der 43jährige Rechtsdirektor Dr. Bernd Kremer neuer Leiter der Abteilung Bauwesen und Liegenschaften. Er ist der erste Laie in diesem Amt, das vorher lange Jahre der 1988 zum Generalvikar berufene Prälat Dr. Otto Bechtold innehatte.

Ebenfalls zum Jahresbeginn 89 fand an der Bauernschule Nordbaden in Mosbach-Nekkarelz ein Wechsel in Schulleitung und Geschäftsführung statt: Albert Emmerling, bisheriger Inhaber dieser Stelle, ging in den Ruhestand. Sein Nachfolger wurde Rolf Brauch (30). — Neue Leiterin der Dorfhelferinnenschule in Sölden bei Freiburg wurde Gabriele Tröndle (35).

Einen Wechsel gab es auch im Vorsitz der Diözesangruppe Freiburg des Bundes Katholischer Unternnehmer (BKU). Dr. Franz Scholz (Freiburg) wurde Vorsitzender in der Nachfolge von Sigismund Freiherr von Elverfeldt (Lahr).

Im Herrn verstorben

Die 76jährige Äbtissin der Zisterzienser-Abtei Baden-Baden-Lichtental, Dr. Maria Lucia Reiss, ist am 14. August unerwartet verstorben. Die aus Furtwangen gebürtige Ordensfrau gehörte dem Kloster in Lichtental bereits seit 1933 an. 1947 war sie zur Priorin ernannt und am 7. August 1974 zur Äbtissin gewählt worden. Ihr Wahlspruch hieß „Durch Kreuz zum Licht“.

Gestorben ist am 4. April in Konstanz die Dominikanerin Dr. Catharina Brunner im 81. Lebensjahr. Sie war bis 1978 als Oberstudienleiterin Leiterin des Karlsruher Mädchengymnasiums St. Dominikus, das sie ab 1952 in pädagogischer und baulicher Hinsicht mit aufbauen half.

Im Alter von 58 Jahren ist am 4. Juli in Freiburg verstorben der Religionspädagoge Prof. Dr. Alfred Assel. Der gebürtige Karlsruher war seit 1968 Professor an der Pädagogischen Hochschule Freiburg.

Neue Äbtissin in Lichtental

Zur neuen Äbtissin in der Abtei Lichtental weihte Erzbischof Saier Schwester Maria Adelgundis Selle. Sie ist 1948 in das Kloster eingetreten und bekleidete seit 1974 das Amt der Priorin, seit 1985 auch das Amt der Novizenmeisterin. Von 1959 an war sie Konrektorin und seit 1978 Rektorin der Schule der Abtei. In ihrer Nachfolge ernannte sie zur Priorin des Klosters die Meisterin der klösterlichen Paramentenstickerei, Schwester Maria Josepha Fallner.

Gremien der Mitverantwortung

In den Gremien der Mitverantwortung auf Diözesanebene — Priesterrat, Diözesanrat, Pastoralrat, Dekanekonferenz — stand die schon erwähnte Ökumenische Versammlung in Basel im Berichtsjahr auf der Tagesordnung der Beratungen. Die Themen dieser Versammlung „Frieden, Gerechtigkeit, Bewahrung der Schöpfung“ wurden eingehend erörtert. Die Pfarrgemeinden wurden ermutigt, mit ihrem Gebet und dem gemeinsamen Lesen der Bibel die Versammlung in Basel und den gesamten „konziliaren Prozeß“ zu begleiten und zu unterstützen.

Ein zweiter gemeinsamer Schwerpunkt bei den Beratungen dieser diözesanen Gremien war die ebenfalls schon erwähnte Anregung einer „Freiburger Pastoralkonferenz“. Im Grundsatz fand sie allgemeine Zustimmung. Gedacht wurde zunächst an die Berufung ei-

ner „Vorbereitungsgruppe“, die „Lineamenta“ (Entwurf eines Arbeitspapiers) erstellen soll. Sie sollten mit der Bitte um Rückmeldungen zur Erörterung in die Räte auf Pfarr- und Dekanatebene, in die Verbände und in weitere Gruppen und Gemeinschaften gegeben werden.

Überholt wurden diese Überlegungen aber dann durch die von Erzbischof Saier angeregte „pastorale Initiative“. Sie wurde von den diözesanen Gremien der Mitverantwortung begrüßt. Die Resonanz auf sie unter den Gläubigen wurde überwiegend positiv beurteilt. Der Dialog, zu dem Erzbischof Saier aufgerufen hat, müsse — so die übereinstimmende Meinung — aber ernsthaft und vorbehaltlos geführt werden, damit die Erfahrungen der Gläubigen zur Sprache kommen und als Grundlage für ein gemeinsames Glaubenszeugnis in der Welt wirken können.

Der Priesterrat hat zudem eine Reihe aktueller Probleme und Aufgaben eingehend erörtert, so die Aufnahme von Aussiedlern und Übersiedlern aus der DDR in den Pfarrgemeinden und die schwierig gewordene Sakramentenpastoral. Zu dieser wurde aufgezeigt, daß „die pastorale Praxis heute auf die unterschiedlichsten Situationen antworten muß“. Domkapitular Ritter ließ in diesem Zusammenhang wissen, daß die Bistumsleitung bestrebt sei, die unterschiedlichen Überlegungen und Bemühungen zu einer Erneuerung der Sakramentanpastoral einem Konsens zuzuführen.

Der Diözesanrat hat in Verbindung mit der Ökumenischen Versammlung in Basel in einer Erklärung zur Bewahrung der Schöpfung die Bundesregierung aufgefordert, nur noch die Neuzulassung von Personenkraftwagen mit geregelter Drei-Wege-Katalysator zu erlauben. Zugleich richtete er an die Parteien, die Autoindustrie und den ADAC die Aufforderung, den Widerstand gegen ein Tempolimit auf Autobahnen aufzugeben. Der Slogan „Freie Fahrt für freie Bürger“ sei eine grobe Irreführung. Die Bundesregierung wurde vom Diözesanrat aufgefordert, „unverzög-

lich den anderen Ländern der EG zu folgen und ein Tempolimit auf Autobahnen anzunehmen“.

In einem Interview der Bistumszeitung „konradblatt“ zum Apostolischen Schreiben Papst Johannes Paul II. über die Berufung und Sendung der Laien in Kirche und Welt vom Dezember 1988 mit dem Titel „Christifideles Laici“ erklärte die Vorsitzende des Diözesanrates, Helene Freifrau von Heyl, die zugleich Vorsitzende der Katholischen Frauengemeinschaft im Erzbistum ist: „Nach meiner persönlichen Einschätzung gibt dieses Dokument den gewählten Räten auf allen Ebenen viel Gewicht. Sie werden nachdrücklich aufgefordert zum Mittun in den Bistümern und ihren Gremien. Es geht um Mitwirkung bei Beratung und um Mitwirkung bei Entscheidungen . . . Bei Verbänden und Vereinigungen der Laien wird der Anspruch meinem Eindruck nach nicht so hoch angesetzt. Ich kann aus meiner Erfahrung aber sagen, daß wir in unserer Diözese sehr lebendige Verbände haben, deren Arbeit wichtige Akzente setzt in Kirche und Öffentlichkeit. Es ist mein großer Wunsch, daß das Miteinander von Räten und Verbänden immer noch besser wird.“

Im Streit um die Kassenfinanzierung von Abtreibungen aus sozialer Indikation hat die Vorsitzende des Diözesanrates, Helene von Heyl, den Beschluß der Badischen Landwirtschaftlichen Krankenkasse, künftig die Kosten für sozial indizierte Abtreibungen nicht mehr zu übernehmen, ein „mutiges Zeichen“ genannt. In einem Schreiben an die Kasse betont sie, daß „die derzeitige erschreckende Praxis der Tötung menschlichen Lebens nicht einfach hingenommen werden darf“.

Im Pastoralrat, der sich im November 1988 für eine fünfjährige Amtszeit neu konstituierte, ging es im Berichtsjahr auch um das heute wichtige Thema „Frau und Kirche“. Betont wurde dabei, daß gerade jüngere Frauen den Eindruck hätten, sie würden durch die Kirche zu wenig Lebenshilfe erfahren. Und es fehlte nicht der Hinweis, daß geschiedene Frauen

oft wieder den Kontakt zur Kirche suchen würden und sich in der Kirche engagieren wollten. Weitere Themen bei den Sitzungen des Pastoralrates waren — zum Teil in gleicher Weise wie beim Priesterrat — die Taufpraxis, namentlich die Taufe von Kindern, deren Eltern kaum noch eine Beziehung zur Kirche haben, die Hinführung der Jugendlichen zum Glauben, das Nebeneinander unterschiedlicher Glaubensformen in den Gemeinden sowie das — manchmal nicht sehr einladende — öffentliche Erscheinungsbild der Kirche.

Bei einer Regionalstellenkonferenz im Elsaß berichteten Bischofsvikar Joseph Sifferlen von Straßburg und Robert Strasser, Beauftragter des Bistums Straßburg für Kinderseelsorge, über die religiöse Situation im benachbarten Elsaß sowie über pastorale Überlegungen zur Überwindung der krisenhaften Situation der Kirche. Zunehmender Priestermangel und ein verändertes Verhältnis der Gläubigen zur Kirche würden neue Wege in der Seelsorge erforderlich machen. Vor allem in den modernen Großsiedlungen zeige sich die Zugehörigkeit nicht mehr im Besuch des Gottesdienstes am Sonntag, wohl aber in Taufe und Erstkommunion der Kinder sowie in der kirchlichen Eheschließung. Da mit der „klassischen Pastoral“ deshalb nicht mehr viel zu erreichen sei, gehe man mit Pastoralteams neue Wege, in denen Laien mitarbeiten. Sie hätten durch Lebensreife, Erfahrung und Kurse die notwendigen Fähigkeiten erworben. Ihre Verantwortung für die Kirche würde entsprechend immer größer.

Aus Seelsorgeamt und Verbänden

Im Dienste der Pfarreien und zum Nutzen von Bedürftigen arbeiten seit Jahren im Erzbistum das Erzbischöfliche Seelsorgeamt und der diözesane Caritasverband eng zusammen. So fanden im Berichtsjahr in Waldshut und in Sasbach sowie in Singen und Seckach gemeinsame Veranstaltungen statt zur Information von Gemeinden über die Anforderungen, die durch die hohe Zahl von Aussiedlern an

sie gerichtet sind. Beispielsweise wurde darauf hingewiesen, daß viele Ausländer „mit vorkonziliaren Glaubens- und Gemeindeerfahrungen“ kommen, was die Zusammenarbeit in den Gemeinden mitunter erschwere. Wichtig sei deshalb, daß beide Seiten — die Pfarrgemeinde und die Aussiedler — viel miteinander reden über religiöse Fragen und sich regelmäßig treffen in Gruppen und Verbänden der Pfarreien. Nur so könne auch der Gefahr vorgebeugt werden, daß Aussiedler bald der Kirche den Rücken kehren.

Auch über „Ausländische Flüchtlinge in unseren Gemeinden“ veranstalteten Seelsorgeamt und Caritas eine gemeinsame Tagung. Auffallend sei, so wurde da berichtet, daß sich der Schwerpunkt der Asylsuchenden seit 1985 erheblich verlagert habe. Es kämen weniger Asylsuchende aus außereuropäischen Ländern und dafür mehr aus ost- und südosteuropäischen. Als wichtig wurde die Beratung und Hilfe durch Fachleute des Caritasverbandes betont. Immer wieder zeigte sich, daß Menschen, die mit Asylsuchenden in Kontakt treten, mehr Verständnis aufbringen für deren schwierige Lebenslage.

Ein ganz anderer Aspekt der breitgefächerten Arbeit des Seelsorgeamtes ist die Beratung und Unterstützung von Gemeinden, die sich — oft erstmals wieder nach langen Jahren oder gar Jahrzehnten — für eine Volksmission entscheiden. Hierzu konnte der Rektor des Seelsorgeamtes, Hermann Klein, zur Jahresmitte in einer Art Zwischenbilanz feststellen, daß die Volks- und Gemeindemission einen neuen Aufschwung erlebe. Vor allem in Dörfern sei die Resonanz gut. Probleme gebe es in kleineren Städten. Schwierig sei es auch, die Jugend zu gewinnen. Sie sei zwar für die Gestalt Jesu aufgeschlossen, reagiere aber auf Kirche allergisch.

Das diözesane Kolpingwerk veranstaltete in Buchen für Nordbaden und in Hechingen für Südbaden Kolpingtage. In Buchen rief Generalpräses Festing (Köln) den Mitgliedern des Kolpingwerkes zu: „Helfen wir alle mit, die christliche Seele Europas wiederzuentdek-

ken“. In Hechingen betonte Staatssekretär a. D. Kurt Härzschel die Pflicht zur Solidarität der Generationen im Blick auf das Jahr 2000.

Auf positive Ergebnisse kann das diözesane Kolpingwerk bei seiner Partnerschaft mit dem Kolpingwerk des südamerikanischen Landes Chile verweisen. Bereits 3000 Arbeitsplätze seien durch sie geschaffen worden, berichtete der Geschäftsführer des chilenischen Kolpingwerkes, Juan Carlos Saez, bei einem Besuch in Freiburg. Die Kolpingsfamilien in der Erzdiözese unterstützen seit fünf Jahren das Kolpingwerk in Chile in vielfältiger Weise.

Das diözesane Altenwerk zeigt sich bemüht, die Anliegen der älteren Generation deutlicher ins Blickfeld der kirchlichen Gemeinden zu rücken. In einem neuen Grundsatzpapier erwartet es von den Verantwortlichen in den Pfarrgemeinden, daß sie dafür Sorge tragen, daß alte Gemeindemitglieder im Kontakt mit jüngeren bleiben und am Leben der Gemeinde teilnehmen können. Nach den Erfahrungen des Altenwerkes gelingen gute Arbeit und ein gutes Miteinander vor allem dort, wo Jüngere und Ältere, Frauen und Männer in Leistungsteams zusammenarbeiten, und wo die traditionellen Angebote der Altenarbeit durch spezielle Interessengruppen ergänzt werden. Bei der Vertreterversammlung 89 des Altenwerks rief Diözesanaltenseelsorger Prälat Berthold Dietrich dazu auf, daß sich bei den Pfarrgemeinderatswahlen 1990 „in allen Gemeinden auch ältere Menschen als Kandidaten zur Verfügung stellen“.

Der Katholische Deutsche Frauenbund in der Erzdiözese konnte im Juli sein 80jähriges Bestehen feiern. Die Feier begann mit einem festlichen Gottesdienst im Freiburger Münster und wurde mit einem Festakt im Freiburger Paulussaal beendet. Über 400 Frauen aus dem gesamten Erzbistum waren aus diesem Anlaß in der Bischofsstadt zusammengekommen. — Bei der Jahreskonferenz der katholischen Frauengemeinschaft im Erzbistum mit Vertreterinnen aus allen 39 Dekanaten ging

es um das Thema „Frauen im Aufbruch — Ängste, Widerstände, Entwicklungen, Zukunftsperspektiven“. Bei dieser Zusammenkunft stellte sich die neue Diözesanreferentin der Frauenseelsorge, Marion Leiber, den Frauen vor.

Bei der Mitgliederversammlung 89 von Pax Christi im Erzbistum stand die Frage im Vordergrund, wie die Grundanliegen der katholischen Friedensbewegung und somit die Arbeit des Verbandes innerhalb der Erzdiözese Freiburg noch transparenter werden können. In diesem Zusammenhang wurde beschlossen, daß Pax Christi für ein Jahr Mitglied wird im Trägerverein „Werkstatt für gewaltfreie Aktion Baden“.

Beim Diözesantag der Deutschen Jugendkraft (DJK) wurde bemängelt, daß dem Verband zuwenig Geistliche Beiräte zur Verfügung stehen. Damit sei er in der Gefahr, sein Profil als katholischer Verband zu verlieren und als reiner „Dienstleistungsbetrieb“ gesehen zu werden. Rat und Hilfe werden von Pfarrer Manfred Paas, dem neuen Geistlichen Beirat des DJK-Bundesverbandes, erwartet.

Das zehnte DJK-Diözesansportfest im Juli in Bruchsal war mit 1700 Teilnehmern in mehreren sportlichen Disziplinen wieder ein voller Erfolg.

An der diözesanen Jugendwallfahrt im Juni nach Assisi beteiligten sich 650 Jugendliche und junge Erwachsene. Im Anschluß an die Europäische Ökumenische Versammlung in Basel und vorbereitet durch Aktionen der Jugendverbände in Gemeinden, Dekanaten und Regionen, wurden die Anliegen des konziliaren Prozesses für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung aufgegriffen und vertieft. Diözesanjugendseelsorger Meinrad Bumiller faßte in seiner Predigt beim Eröffnungsgottesdienst in San Francesco die Themen der Wallfahrt brennpunktartig zusammen: unterwegs sein, eigene Standpunkte verlassen, Sorgen aufbrechen, das Leben lieben, kreativ werden, sich engagieren.

Gemeinsamer Segen?

Die katholische und die evangelische Kirche in Baden erwägen die Möglichkeit gemeinsamer Segenshandlungen bei öffentlichen Feiern und Einweihungen. Besprochen wurde dies bei einer Begegnung von Landesbischof Engelhardt und Erzbischof Saier zusammen mit ihren beiden Kirchenleitungen. Wie bei diesen schon zur Tradition gewordenen Begegnungen üblich, wurden auch diesmal aktuelle Themen erörtert, so der Schutz des Sonntags, die Betreuung und Unterbringung von Aussiedlern sowie die Wiederaufnahme ausgetretener Christen in die jeweilige Kirche. Auch hat Landesbischof Engelhardt bei dieser Gelegenheit die „besonderen ökumenischen Verdienste“ des Ökumene-Referenten der Erzdiözese Freiburg, Ordinariatsrat Dr. Herbert Gabel, ausdrücklich gewürdigt.

Ökumenische Gottesdienste feierten Landesbischof Engelhardt und Erzbischof Saier im Mai in der Peterskirche in Weinheim und im Rheinpark in Weil-Friedlingen. Anlässe waren die Gebetswoche für die Einheit der Christen und die Europäische Ökumenische Versammlung in der Pfingstwoche in Basel zum Thema „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“. In Weinheim erklärte Erzbischof Saier in seiner Predigt, noch nie seien die Bemühungen der christlichen Kirchen, einander näherzukommen, so groß gewesen, wie in den letzten Jahrzehnten. Wenn auch die volle Einheit noch nicht erreicht sei, so werde aber die theologische Forschung und das Gespräch auf allen Ebenen fortgeführt. In Weil-Friedlingen hoben beide Bischöfe hervor, daß Frieden und Einigkeit der christlich Gläubigen untereinander Voraussetzung sei für Frieden und Gerechtigkeit in der Welt. An diesem Gottesdienst nahmen 4500 Gläubige teil, die sich im Rahmen der Versammlung in Basel auf einem „Pilgerweg durch die Länder Schweiz, Bundesrepublik und Frankreich“ befanden. — Ein weiterer ökumenischer Gottesdienst der Kirchlichen Arbeitsgemeinschaft für Verkehrsfragen in

Baden-Württemberg fand zu Beginn der sommerlichen Reisezeit in der Autobahnkirche Baden-Baden statt. Er stand unter dem Leitgedanken „Freude am Fahren — Frieden auf der Straße“.

Das seit einigen Jahren zweimal jährlich stattfindende „Ökumenische Hausgebet“ — in der Fastenzeit und in der Adventszeit — hatte auch im Berichtsjahr viele Teilnehmer in allen Mitgliedskirchen der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Baden-Württemberg. Es ist zur guten Übung geworden.

Festliche Tage

Zum 900jährigen Weihejubiläum des Konstanzer Münsters, der Kathedrale des früheren Bistums Konstanz, fand Anfang Juli in Konstanz ein Pontifikalamt mit Erzbischof Saier und ein Festakt mit Prof. Dr. Hans Maier (München) als Hauptredner statt. In seiner Predigt in dem von Südwest 3 in mehrere europäische Länder live übertragenen Gottesdienst betonte Erzbischof Saier, das Konstanzer Münster sei noch heute das sprechende Zeichen der Vorfahren, die an die Güte und an die Liebe Gottes geglaubt hätten. Darauf komme es auch heute an für Christen: Vereinsamte, Verlassene, Aussiedler, Flüchtlinge, Obdachlose, Gestrandete Hilfe und Beistand erfahren zu lassen. Prof. Maier äußerte, es komme fast einem Wunder gleich, daß das Konstanzer Münster durch die Jahrhunderte den Widrigkeiten der Zeit getrotzt und seine romanische wie gotische Bausubstanz bewahrt habe. Das Münster rufe vielfältige Erinnerungen wach an das Ringen über Jahrhunderte hinweg um das richtig geordnete Zusammenspiel von Kirche und Staat.

Ein Ereignis und Erlebnis besonderer Art war der Diözesan-Kirchenmusiktag im Oktober in Karlsruhe. Zu ihm versammelten sich über 1000 Sängerinnen und Sänger aus dem ganzen Erzbistum. Höhepunkt des dreitägigen Treffens war ein Pontifikalgottesdienst mit Weihbischof Dr. Karl Gnädiger in der Karlsruher Stadthalle. In einem Grußwort nannte

Erzbischof Saier als Aufgabe der Kirchenmusik, das Eigene der Kunst ins liturgische Geschehen einzuordnen. Durch die Ansprachen des Kirchenmusiktages zog sich wie ein roter Faden die Feststellung des Zweiten Vatikanischen Konzils, daß Kirchenmusik kein bloßer Zierat der Liturgie sei, sondern ein integraler Bestandteil von ihr.

Im Dekanat Westlicher Hegau fand nach dem ersten im Jahr 1983 im Sommer ein zweiter Katholikentag statt, in den alle 36 Pfarreien und 14 Filialgemeinden des Dekanats einbezogen waren. Er erstreckte sich mit einer großen Vielfalt von Veranstaltungen und Aktionen über die gesamte Woche vom 10. bis 18. Juni und stand unter dem Jeremias-Vers „Wenn ihr mich von ganzem Herzen sucht, werde ich mich finden lassen, spricht unser Gott“. Schon in der Fastenzeit war mit der geistlichen Vorbereitung durch Predigten zum Leitwort und durch entsprechende Informationen in den Gemeindeblättern begonnen worden. Haupt- und Anschlußgottesdienst war ein Pontifikalamt mit Erzbischof Dr. Saier auf dem Platz vor der Herz-Jesu-Kirche in Singen. Bei ihm konzelebrierten alle Priester und Diakone des Dekanats mit dem Erzbischof, und es wirkten dabei 24 Kirchenchöre mit 500 Sänger/innen mit.

Nach einem vor wenigen Jahren vorausgegangen großangelegten Katholikentag „begnügte“ sich das Dekanat Ettlingen 1989 mit einem Dekanatssonntag. Zu ihm haben sich etwa eintausend Gläubige aus den 10 Pfarreien des Dekanats versammelt. Er stand unter dem Leitgedanken „Miteinander im Glauben unterwegs“. Nach den morgendlichen Gottesdiensten in den einzelnen Pfarreien versammelten sich die Gläubigen zu einem Wortgottesdienst im Gartenschaugelände in Ettlingen.

Für die 50 000 Gläubigen des Dekanats Breisach/Endingen ging im Sommer die erste Etappe einer „Erneuerung im Glauben“ zu Ende, zu der der Dekanatsrat nach langer Vorarbeit schon im November 1988 aufgerufen hat. Sie stand unter der Aufforderung des

1. Petrusbriefes „Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der euch nach dem Grund der Hoffnung fragt, die euch erfüllt“. Von größeren Veranstaltungen war abgesehen worden zugunsten von Treffen in den einzelnen Pfarreien. Lediglich zum Abschluß fand auf Dekanatsebene ein gemeinsamer Vesperegottesdienst mit Erzbischof Saier statt. Eine gemeinsame Ferienwoche verbrachten etwa eintausend Mitglieder der marianisch geprägten Fokolar-Bewegung ins Sasbach. Nicht Erholung und Entspannung standen dabei oben an, sondern der gemeinsame Wunsch, bewußt aus dem Geist des Evangeliums zu leben. Jede Altersgruppe — die älteste Teilnehmerin war 84 — hatte dabei ihr eigenes Programm.

Neue Schulstiftung

Erzbischof Dr. Saier hat im Dezember 1988 in einem feierlichen Gründungsakt eine neue Schulstiftung der Erzdiözese ins Leben gerufen. Sie soll die freien katholischen Schulen in Baden „ideell, finanziell und administrativ“ unterstützen. Zu ihrem Direktor wurde Dr. Adolf Weisbrod berufen, bis dahin Hochschulreferent im Erzbischöflichen Ordinariat. Kultusminister Gerhard Mayer-Vorfelder überreichte bei dem Gründungsakt in Freiburg Erzbischof Saier die Urkunde für die öffentlich-rechtliche Rechtsfähigkeit der Stiftung.

Mit vier weiterführenden Schulen der Erzdiözese als Mitglieder startete die Stiftung. Sie beläßt die Entscheidung über den Zutritt bei den Schulträgern der insgesamt 53 freien katholischen Schulen der Erzdiözese. Diese gehören zum Teil dem Erzbistum selbst, zum Teil verschiedenen Orden. Beim Gründungsakt erklärte Erzbischof Saier, Aufgabe der Stiftung sei es, die Präsenz der katholischen freien Schulen zu gewährleisten und ihren spezifischen Bildungsauftrag aus dem christlichen Geist aufrechtzuerhalten. Für die finanzielle Existenzsicherung der Schulen, die durch den Rückgang der Zahl der Ordens-

leute immer höhere Personalkosten hätten, stünden 14 Millionen DM aus Kirchensteuermitteln zur Verfügung. In einem Interview mit der Bistumszeitung „konradsblatt“ äußerte Direktor Dr. Weisbrod, die Erzdiözese wolle mit der Stiftung „nicht einfach die

Schulen in ihren gesamten Verwaltungsbetrieb integrieren“. Sie suche vielmehr nach einem Weg, um den Schulen weiterhin möglichst viel Freiheit und Selbstverantwortung zu überlassen.

Der Bericht der evangelischen Landeskirche in Baden kann erst im nächsten Heft abgedruckt werden, da er der Schriftleitung bei Drucklegung noch nicht vorlag.

Fremd in dr Heimet

*Fremd in dr Heimet!
Chasch du's verstoh?
Ellei bi viele,
wie soll das go?*

*Wo ghöri ane,
wo tribt's mi hi,
wo bin i ächter
scho vorher gsi?*

*i chenn kei Richtig,
i weiß kei Weg,
hör näume Wasser
un find kei Steg,*

*un mueß doch drüber,
mag's gob wie's will,
i hör doch riefte,
wenn alles still.*

*I hör's am beschte,
wenn d'Vögel göhn,
wenn d'Luft so bsunder
un all's so schön.*

*No höri's Rusche
viel nöcher cho,
sieh's Liecht vo däne,
hör d'Fäbri scho.*

Lina Kromer

Buchbesprechungen

Literatur

Regine Merkle, Gedichte, herausgegeben von Günther Mahal, 1987; 212 S.

Hansjörg Ziegler, Mundraub, Annäherung an Georg Herwegh, 1987; 142 S.

topographia lyrica, Gedichte über Dörfer und Städte in Baden-Württemberg, herausgegeben von Günther Mahal, 1987; 456 S.; alle Wilfried Melchior-Verlag, Vaihingen

Diese Erscheinungen aus einem gleichen Verlag, zu den Literaturtagen Baden-Württemberg, 1987, in Knittlingen vorgelegt, betreffen bei den zwei Dichterpersönlichkeiten und bei der Sammelherausgabe verschiedene Bereiche, haben aber doch allesamt mit dem badischen Landesteil zu tun. Regine Merkle hat nur in Freudenstein bei Knittlingen gelebt, aber ihre Beziehungen reichen in das unmittelbar angrenzende Badische hinein. Georg Herwegh, in Württemberg wohl geboren, hat seine letzten Lebensjahre in Baden-Baden verbracht und ist dort auch gestorben, wiewohl nicht begraben (das ist in Liestal, Basel - Land der Fall), der Sammelband ist sowieso auf die Städte und Dörfer in Baden gemünzt, etwa $\frac{2}{5}$ der Beiträge beziehen sich auf diese.

Bis jetzt wußten nur ein paar Eingeweihte von dieser Regine Merkle, unter mühsamen Bedingungen konnte Günther Mahal, der Kustos beim Faus-Archiv in Knittlingen, das herausbringen, was von ihrem dichterischen Werk noch zugänglich ist. Regine Merkle hat von 1875 bis 1903 in Freudenstein gelebt, im Kraichsee unmittelbar in der Nähe hat sie ihrem Leben ein Ende gesetzt. In ihrer Umgebung ist sie nicht zurechtgekommen, die dichterischen Äußerungen hat sie sich abgerungen gegen ihr Dasein. Es sind Verse — zumeist in Hochdeutsch, nur teilweise in Dialekt — eines jungen Menschen, dessen Leben nicht unproblematisch ist, eine Art Selbstgespräche und Selbstaufmunterungen, auch meditative Texte sind dabei, Zwiegespräche mit der Natur und den Blumen, dieses Dichten hat sie eine Zeitlang am Leben halten können. Regine Merkle ist ein begabtes Landmädchen, ohne besondere Schulbildung, in ihrem dichterischen Werk — ein solches ist es — begegnen wir einer bewußt persönlichen Schicht. Ob sie als ein zweiter Bauerdichter wie Christian Wagner aus Warmbrunn angesehen werden kann, muß sich noch zeigen. Auf jeden Fall: überraschend ist die Thematik allemal. Die jetzt vorliegenden Gedichte sind keine

Originale, sondern Abschriften, nur 50 von etwa 500 Gedichten sind erhalten geblieben.

Hansjörg Ziegler, der wie Georg Herwegh auch Seminarist in Maulbronn gewesen ist, zeichnet mit viel Liebe und Verständnis das Leben eines schier Vergessenen, auch von dem dichterischen Werk eines zu seiner Zeit Berühmten ist heute nicht mehr viel bekannt. Georg Herwegh, der auch auf dem Stift in Tübingen war, der in Zürich und Paris gelebt hat, der mit Marx, Lasalle, Bakunin, Wagner, Liszt, Heine bekannt war, der außerdem am preußischen Hof in Berlin empfangen wurde und Teilnehmer an den Revolutionskämpfen 1848/49 in Südbaden war und mit auf die deutsche Literatur und Politik einen nicht unwesentlichen Einfluß genommen hat, ist insgesamt doch so etwas wie ein „personnage maudit“ während seines ganzen Lebens. Interessant mag sein, daß Georg Herwegh als Republikaner mit dem Neuen Reich nach 1871 unversöhnt blieb. Das Büchlein von Hansjörg Ziegler, das sich durch biographische Exaktheit auszeichnet und ganz und gar nicht unkritisch ist, zeigt uns den Georg Herwegh als den leicht produzierenden Lyriker des Vormärz, den man nicht der Vergessenheit preisgeben sollte. Gerade seine Gedanken, die er zu 1870/71 äußerte, haben in unseren Tagen so etwas wie Urständ gefeiert.

Die „topographia lyrica“ ist eine Anthologie von dichterischen Äußerungen aus älterer und neuer Zeit zu Orten des Landes Baden-Württemberg, die durchaus nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Das, was uns in dieser Veröffentlichung begegnet, ist in der dichterischen Qualität verschieden in der Wertigkeit. Auf jeden Fall ist es ein Versuch, der so noch nicht unternommen worden ist und als solcher wegen seiner Fülle und auch wegen den Angaben Beachtung verdient. Auf jeden Fall stellt das Buch eine lohnende Lektüre dar, die Einblick gewährt in die Vielfalt des Landes Baden-Württemberg. me

Matzen, Raymond, Dichte isch bichte, Morstadt-Verlag, Kehl-Straßburg-Basel, 1987

Raymond Matzen, Straßburg, ist nicht nur ein großer Spezialist in elsässischer Mundart — man darf vielleicht sogar sagen der derzeitige Fachmann und Kenner der alemannischen Literatur — seine Beiträge hier in der „Badischen Heimat“ zeugen

davon — sondern auch ein begnadeter Dichter, der wiederzugeben weiß, was seine Generation im Tiefsten erlebt und erfahren hat. Was jetzt der Morstadt-Verlag, Kehl, in bekannt schöner Aufmachung mit Zeichnungen von E. H. Cordier als Serie Elsaß Band 1 in der Abteilung „Zeitgenössische Mundart“ herausgegeben hat, zeigt Matzen als Lyriker, Satiriker und Bekenner zugleich, die Art und Weise wie er seine Straßburger Mundart handhabt, weist ihn als feinfühligem Interpreten aus, der stilistisch gekonnt mit alten elsässischen Ausdrücken umgehen kann. Und wie nicht anders zu erwarten ist bei einem fachkundigen Mundartforscher liefert dieser auch noch einen sprachlichen Anhang mit einem Sprachatlas, der die innerelsässischen Lautgrenzen aufzeigt, eine Lauttabelle und ein Glossar mit einer Erklärung der Eigennamen anfügt, dazu noch bio- und bibliographische Notizen mit einem Nachwort des vor einigen Jahren verstorbenen Altgermanisten Albert Fuchs. Wenn dieser dann in diesem Nachwort feststellt, daß „die Sorge um das Sprachliche sich durch den ganzen Gedichtband zieht“, so kann man dem nur uneingeschränkt zustimmen. me

Katz, Nathan, Mi Sundgäu, Alemannische Gedichte in Sundgauer Mundart mit einer Einführung und einem sprachlichen Anhang von Raymonde Matzen, Morstadt-Verlag, Kehl-Straßburg, Basel, 1985.

Rezensent, im Kochersberger Dialekt von André Weckmann daheim, der auch ins Hanauerland hinüberreicht, kann diese Sundgauer Lyrik reinsten Prägung nur von ferne nachvollziehen, er darf sich aber sagen lassen, daß das, was Nathan Katz uns allen im Elsaß und darüberhinaus im alemannischen Raum als Sänger geschenkt hat, Lyrik von bester Machart und Ausdrucksfähigkeit ist, er würde sich würdig in die Fußstapfen der Straßburger Dialektdichter Albert und Adolf Matthis, die zum Ende des letzten und zum Anfang dieses Jahrhunderts gelebt haben, einreihen, dieses reiche Werk eines elsässischen Juden, der Grenzraum des Sundgaus zur Schweiz von 1892 bis 1981 gelebt und gedichtet hat, ist in der Thematik und in der sprachlich-dichterischen Wiedergabe etwas ganz Präzises, beim dem man sich tatsächlich fragen muß, wie das in diesem Elsaß möglich war und wie das so ganz unangetastet gedeihen konnte. Das erhebt einen innerlich, macht einen aber auch traurig, da künftighin eine solche dichterische Aussage im Elsaß nicht mehr möglich sein wird, weil das sprachliche Umfeld fehlt. Das ist auch ein Verlust für die deutsche Literatur im weitesten Sinn.

Raymond Matzen hat die beiden Gedichtbände von Nathan Katz, die nicht mehr zugänglich waren

— „Sundgäu“ von 1930 und „O loos da Rüef dur d’Garte“ von 1958 — in einem Band zusammengestellt und dieser Ausgabe den sinnigen Titel „Mi Sundgäu“ gegeben, diese Ausgabe ist thematisch geordnet, orthographisch genormt, linguistisch erläutert und ergänzt, mit Sprachkarten, Lauttabelle und einem Glossar versehen, sodaß sich diese stark regional gefärbte Sprache in ihrer wundervollen Melodie und kraft allen Deutschsprechenden erschließen kann. Es wäre schön, wenn man sich im Elsaß — so weit das noch möglich ist —, aber auch darüberhinaus sich in diesen Höhepunkt elsässischer Mundartdichtung vertiefen würde. Über alle Folklore und Touristik hinaus könnte man hier dem geistigen Elsaß begegnen, daß das geschieht, das tut not. me

Hansjörg Ziegler, Maulbronner Köpfe, 1987; Melchior-Verlag, Vaihingen

Im gleichen Verlag wie die oben angegebenen Veröffentlichungen erscheint auch dieses Buch, das eine Lücke ausfüllt. Man kann dem bisher relativ unbekanntem Verlag dazu nur gratulieren. Das Maulbronner Seminar ist über die Grenzen Württembergs hinaus so bekannt, daß eine Vorstellung dieser Schule sich hier erübrigt. Wenn wir darin die kurze Vita, das Bild und Dokumente zum Leben etwa von Johannes Kepler, Friedrich Hölderlin, David Friedrich Strauß, Friedrich Theodor Vischer, Hetmann Kurz, Carl Friedrich Reinhard, der Pair von Frankreich und Minister unter Napoleon I war, Hermann Hesse, Eduard Zeller, um nur einige der Köpfe zu nennen, die in Maulbronn die Schule besucht oder als Lehrer dort gewirkt haben, dann wird uns die Weite dieses Skizzenbuches deutlich, aber auch seine biographische Leistung. Von den angeführten Köpfen haben auch einige mit dem Lande Baden zu tun, u. a. der oben genannte Georg Herwegh, dann Hermann Hesse und vor allem Hermann Kurz, der von 1843—45 in Karlsruhe als Mitarbeiter in der Redaktion des „Deutschen Familienbuches zur Belehrung und Unterhaltung“ fungierte. me

„Badische Buchreihe“ — Literatur aus der Provinz?

Seit 1987 gibt die Badische Bibliotheksgesellschaft Karlsruhe Jahr für Jahr ein repräsentatives Buch heraus, leinengebunden, graphisch attraktiv aufgemacht und mit wertvollen, anderswo nicht leicht zugänglichen Texten. Namhafte Autoren und Fachleute betreuen die Reihe, bzw. zeichnen verantwortlich für Textauswahl, Kommentar und interpretierendes Nachwort. Die ganze Reihe steht

uner der Ägide des rührigen Bibliotheksdirektors Dr. Gerhard Römer.

Soll man diese Buchreihe, die fortgesetzt wird, als Zeichen einer Hinwendung zur regionalen Literatur verstehen, als Trend zur „Provinz“, wie er sich in den letzten Jahren in verschiedener Hinsicht bemerkbar machte, wobei Wort und Begriff „Provinz“ abwertend gebraucht werden und zumeist im Gegensatz zu „Stadt“ oder gar „Hauptstadt“ stehen? Im Zuge der Wiederentdeckung der Regionen und ihrer politischen Aufwertung, sowie der Standortgebundenheit im Bereich der Verhaltensforschung und der Kategorie des Raumes zum Verständnis aller Kunst, vollzieht sich auch eine Reflexion auf den Sprachgebrauch „Provinz“ im Gegensatz zu Hauptstadt und auf das alte geistige Spannungsfeld, das man auf die Formel bringen kann: Wunschbild Land — Schreckbild Stadt. So einfach liegen heute die Probleme nicht mehr, denn eine solche Polarisierung wird wesentlichen Aspekten der deutschen Literatur nicht gerecht, weil Entstehung und Verbreitung der deutschen Literatur sich unter anderen Voraussetzungen vollzog. Deutschland hatte lange Zeit kein kulturelles-maßstabsetzendes Zentrum, wie z. B. Frankreich sein Paris oder England sein London, von denen entscheidende Impulse ausgingen und die die Künstler anzogen. Die deutsche Literatur entstand dagegen in und aus der Vielstaatigkeit und dem Repräsentationswillen der Herrscher. Was im 18. und 19. Jahrhundert sich entwickelte, ist bis heute charakteristisch geblieben, auch wenn sich die politisch-sozialen Akzente verschoben, nämlich eine Vielfalt und reiche Streuung von kulturellen Institutionen und künstlerischen Zentren, dazu gehören auch Bibliotheken und Museen an den verschiedensten Orten. Denken wir nur einmal an die Bibliotheken und 69 literarischen Museen und Gedenkstätten in Baden-Württemberg; sie alle sind Ausdruck unterschiedlicher Geschmacksrichtungen, einer Vielfalt literarischer Interessen, und sie ließen Tradition entstehen. Wilhelm Raabes Wort, das deutsche Genie komme zu Dreivierteln oder mehr aus der Provinz, verweist auch darauf, woraus es Kraft und Antrieb gewinnt, nämlich aus den eigentümlichen Prägungen unserer Kulturlandschaft. Alle diese Aspekte spiegeln sich auch in der „Badischen Buchreihe“ wider. Der erste Band bringt von Hans Christoffel von Grimmelshausen (1620–1676) „Der Teutsche Michel. Deß weltberuffenen Simplicissimi Pralerey und Gepräng mit seinem Teutschen Michel, Jedermänniglichen, wanns seyn kann, ohne Lachen zu lesen erlaubt von Signeur Meßmahl.“ Der heutige Leser braucht sich von der Sprache des nicht ohne weiteres verständlichen Titels und Buches nicht abschrecken zu lassen, denn Gunther Kleefeld, der Bearbeiter des Bandes, hat zur einfa-

cheren Lektüre einen Lesetext erstellt, der dem wissenschaftlich und sprachgeschichtlich unerfahrenen Leser die Lektüre erleichtert. G. Kleefeld gibt über diese Textanpassung sorgfältig Rechenschaft, so daß auch der philologisch interessierte Leser zu seinem Recht kommt. Zwei Seiten Faksimile vermitteln einen direkten Einblick in das Originalwerk. So viel Übersicht und Geschick findet man heute nur selten in Neuausgaben barocker Werke. Hier wird ein Maßstab gesetzt.

In „Der Teutsche Michel“ treffen wir wieder auf den Helden des Romans „Simplicius Simplicissimus“, der in diesem „Tractätel“ sich an der lebhaften Diskussion um die deutsche Sprache beteiligen soll. Mit klugen Argumenten, satirischen Einwänden und deftigen Beispielen aus der Zeit greift Simplicius in die Diskussion ein und zeigt schon durch seine eigene Sprache, wie er sich die deutsche Sprache vorstellt. Es fällt einem schwer, diesen Text „ohn Lachen“ zu lesen und auch dies ist ein Beispiel dafür, daß gelehrte Diskussion nicht trocken und abstrakt zu sein braucht.

Wer sich für Fragen der deutschen Sprache im 17. Jahrhundert interessiert und für die Vielfalt der Dialekte, sowie das Problem der Mundartgrenzen und der Rechtschreibnorm, den Einfluß des Latein und anderer Fremdsprachen auf das Deutsche, der findet hier eine anregende Lektüre und wird immer wieder überrascht, wie aktuell und modern dieses Buch ist, einmal ganz abgesehen von den literarischen Valeurs. Die Anmerkungen und das vorzügliche Nachwort des Bandbearbeiters weisen dem Traktat, Platz und Rang im Gesamtwerk Grimmelshausens und seiner Zeit zu und liefern gute Verständnishilfen.

Der zweite Band der „Badischen Buchreihe“ gilt einem anderen bedeutenden Dichter aus der Region am Oberrhein: Gottlieb Konrad Pfeffel (1736–1809), der aus Kolmar stammt und einer jener bedeutenden „Grenzgänger“ ist, die am Oberrhein lebten. Das Wort „Grenzgänger“ hatte nicht immer einen guten Klang, nur allzuoft war es von nationalistischem Denken geprägt. Pfeffel gehört aber zu den Dichern, die uns zeigen können, was es heißt, in Frankreich und in Deutschland geistig zu Hause zu sein. Im Zuge der Neuentdeckung und Neubewertung der Literatur der Aufklärung und auch der regionalen Literatur, tritt das Werk Pfeffels deutlicher ins Blickfeld. Daß hier noch manches zu tun ist, aber auch mancher Fund möglich ist, zeigt der kleine pikarische Roman „Biographie eines Pudels“ und die Prosa-Satire „Die Abenteuer einer Laus“, die bisher unbekannt war. Zeiten des Umbruchs, wie die Lebenszeit Pfeffels, bringen literarisch gesehen, Kritik, Polemik und Satire mit sich, aber zugleich auch Belehrung und oft den Versuch, neue Maßstäbe zu setzen. Pfeffel war mit der deutschen

und französischen Literatur vertraut, mit Gellert wie mit Lafontaine, und er kannte sowohl die lehrhafte deutsche, wie die mehr kritisch-analytische französische Fabel, die es vorzog, oft schonungslos den menschlichen Charakter zu zeigen und die *conditio humana* bloßzulegen. So spielt Pfeffer z. B mit der berühmten Fabel von Äsop und Lafontaine „Die Ameise und die Grille“, wenn er dichtet:

Die Ameise und die Grille

Ei, singe, singe, singe nur!
So schalt, auf der schon kahlen Flur,
Im ersten Tone der Sybille,
Die Ameis' auf die frohe Grille.
Bald ist der Winter vor der Tür
Und dann? — Ei nun, dann sterben wir,
Versetzt die Grille, du mit Jammer
In deiner vollen Speisekammer;
Ich, nach geößnem Freudenmahl,
Mit Lobgesang im leeren Saal.

Walter Ernst Schäfer hat die Texte sorgfältig und vielseitig ausgewählt, sie mit hilfreichen Anmerkungen versehen und ein interessantes, aufschlußreiches Nachwort geschrieben. — Vielleicht könnte man bei solchen Neuausgaben überlegen, ob sie nicht auch die Aufgabe haben, Tradition fortzusetzen, bzw. zu erhalten, indem sie neben Neuem und Unbekanntem auch ältere vertraute Texte miteinbeziehen. Mancher Leser erinnert sich gerne an Pfeffers Gedicht: „Die Tobakspfeife“, sie stand früher in jedem Deutsch-Lesebuch, mancher Leser erinnert sich auch noch des Gedichtanfangs: „Gott grüß euch Alter! — schmeckt das Pfeifchen?“, aber erinnert sich nicht mehr an den Verfasser und den ganzen Text. Auch Wiederentdeckungen gehören zu den Freuden literarischen Lebens.

Der dritte Band bringt mit der Erzählung „Zwischenspiel in Beerreuth“ eine bisher unbekannte Geschichte von Reinhold Schneider (1903—1958), dessen Werk heute neuentdeckt und Neubewertet wird. Gerade in diesem Augenblick kommt dieser Text zur rechten Zeit. Das Manuskript liegt im Reinhold-Schneider-Archiv der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe. In einem gründlichen Nachwort berichtet Hans Getzeny über die Entstehung dieser Erzählung und zeigt ihre vielfältigen Bezüge zur Person Reinhold Schneiders, allerdings ist damit der Reichtum dieser Erzählung noch lange nicht ausgeschöpft. Getzeny entwirft auch ein eindrucksvolles Bild von Reinhold Schneider als Schriftsteller in seiner Zeit.

Es ist schon eine seltsame und merkwürdige Erzählung, die hier zum erstenmal veröffentlicht wird, und auch der Kenner des Werkes von R. Schneider

ist überrascht und betroffen. Im Mittelpunkt des Geschehens steht Peter, der auf Schloß Beerreuth im Erzgebirge lebt und auf einer Spanienreise in Sevilla Erna kennenlernt und sie nach Beerreuth einlädt. Dort ereignet sich das kurze „Zwischenspiel“. Peters Herz ist tot als Folge einer gescheiterten früheren Begegnung mit einer Frau. Der Leser erfährt dies aber erst viel später. Zuerst erkennt er nur Peter als Einzelgänger, Außenseiter und Beobachter des Lebens. Schon der Gestalt nach ist Peter durch seine ungewöhnliche Körpergröße, übrigens wie auch R. Schneider selbst, überall auffällig und kann sich nirgends einordnen. Aber letztlich ist dies nicht entscheidend, denn „der Mensch ist eines, sein Wesen, seine Gestalt“, wie es in der Erzählung heißt. Peter lebt vereinsamt nur mit seinem Diener und einem großen Hund in einer abgeschlossenen Welt, bis Erna darin auftaucht. Es kommt zu einer „Herzenstragödie ohne Herz“, die Beiden wollen „ohne den Einsatz des Herzens spielen“, aber die Einsamkeit von Beerreuth bietet keine Lösung, denn „sie zehrt das Vermittelnde auf und läßt nur die äußersten Gegensätze bestehen: Kälte und Lei-



Neuerscheinungen 1989

Roland Vetter: Heidelberga deleta. Heidelbergs zweite Zerstörung im Orléansschen Krieg und die französische Kampagne von 1693. 70 S., 11 Abb., 1 Pl., brosch. DM 16,80 (= Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg, Heft 1)

Harald Pfeiffer: Heidelberger Musikleben in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. 347 S., 11 Abb., Ln. DM 49,- (= Buchreihe der Stadt Heidelberg, Band I)

Günther Debon: Ein Lächeln Dir. Heidelberg-Gedichte. 114 S., 14 Radierungen von Giorgio Ferrari, Büttens-Pappband DM 24,-

Heidelberg. Ausflugsziele im 19. Jahrhundert. 13 Gemälde und Aquarelle aus den Beständen des Kurpfälzischen Museums der Stadt Heidelberg. [Kalender für 1990.] (= Aus Heidelberger Sammlungen, Folge 6.) 14 Bl., DM 26,-

Verlag Brigitte Guderjahn
Heidelberg · Im Anger 5

denschaft“ und auf ihnen kann kein Glück gedeihen.

Die Konfliktsituation spiegelt sich auch in der eigenwilligen Erzählform, ebenso wie in der Literatursatire, der Kritik am deutschen Wesen und in den philosophischen Perspektiven. Es ist der junge Reinhold Schneider, die Erzählung entstand 1929, der uns hier begegnet, und manches verweist schon auf den späten Schriftsteller und sein Werk „Winter in Wien“. „Zwischenspiel in Beerreuth“ ergänzt unser Bild vom Dichter Reinhold Schneider und fügt ihm einige neue Facetten hinzu.

Man wünscht der „Badischen Buchreihe“ viel Erfolg. Was so gut begonnen, verlangt nach Fortsetzung. Hier wird gute und interessante Literatur erschlossen.

Geschichte

Die Stadt zerstört — das Schloß gesprengt, Heidelbergs Verwüstung aus der Sicht der damaligen Gegner in bisher ungedruckten Quellen

Daß Heidelberg mit seinem berühmten Schloß im Pfälzischen Erbfolgekrieg (oder Orléansschen Krieg) zerstört wurde, weiß hierzulande jedes Kind, sollte es zumindest wissen. Während sich 1689 die Schäden noch in Grenzen hielten — die kurpfälzische Residenzstadt entging der völligen Vernichtung nur dank der lässigen Durchführung des Zerstörungsbefehls durch den Stadtkommandanten Graf Tessé — wurde im Jahr 1693 die Stadt völlig zerstört und das Schloß gesprengt. Über den Hergang und die Begleitumstände dieser zweiten und nachhaltigen Zerstörung Heidelbergs ist viel geschrieben worden, doch haben bisher alle Arbeiten zum Thema auf die Auswertung ungedruckter französischer Quellen verzichten müssen.

Dem Autor Dr. Roland Vetter gelang es nun, Zugang zu finden zum Kriegsarchiv in Vincennes und die Originalquellen einzusehen. Resultat seiner Spurensuche, bei der er von mancher Seite Unterstützung erfuhr, ist das Bändchen „Heidelberga deleta“. Mit dieser trutzigen Erfolgsmeldung ließ Ludwig XIV. eine Medaille schlagen, die seinen Sieg für die Nachwelt dokumentierte. „Heidelberga deleta“, das Büchlein, im Brigitte Guderjahn Verlag Heidelberg herausgekommen und mit dem klärenden Untertitel „Heidelbergs zweite Zerstörung im Orléansschen Krieg und die französische Kampagne von 1693“ versehen, stellt das erste Heft dar für die neue von Dr. Rudolf Benl edierte „Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg“, die an mancherlei Vorgänger anknüpft.

Wie Oberbürgermeister Reinhold Zundel im Vorwort anmerkt, gab es schon etliche Veröffentli-

chungen zur Stadtgeschichte, denen freilich aus dem einen oder anderen Grund Kontinuität versagt blieb. Das wird sich mit dem neuen Versuch hoffentlich ändern. Das schmuck geratene Heft, ordentlich gedruckt, haltbar gebunden, durch Illustrationen und Kartenskizzen angereichert und wissenschaftlichen Anforderungen genügend, wendet sich an jeden heimatkundlich Interessierten, der die Gelegenheit dankbar wahrnimmt, etwas mehr Hintergrundinformationen zu erhalten über die Zerstörung des Heidelberger Schlosses; denn erstmals kann man die historisch bekannten Tatsachen aus der Sicht der einstigen Aggressoren kennenlernen. Man kommt dabei zum Fazit, daß die Zerstörung von Stadt und Schloß anno 1693 nicht geplant und vom Sonnenkönig nicht befohlen worden war. Roland Vetter macht eingangs deutlich, daß die systematische Zerstörung ganzer Landstriche im Herbst 1689, der unter anderem die Städte Mannheim, Worms und Speyer zum Opfer fielen, dazu Teile der Eifel, des Hunsrücks, der Vorderpfalz und Rheinhessens, selbst nach den Begriffen der damaligen Zeit ein unerhörter Vorgang war. Als im Frühjahr 1693 General de Lorge Heidelberg erneut angriff und die Schloßbesatzung zur Kapitulation zwang, ging Heidelberg in Flammen auf, und das Schloß wurde gesprengt. Wie wurden diese bekannten Ereignisse, an deren grundsätzlicher Sicht auch die von Vetter ausgewerteten Quellen nichts ändern können, aus der Perspektive des damaligen Gegners bewertet? Französische Militärhistoriker rechtfertigten die Gewaltakte als notwendigen Verteidigungskrieg an der Ostgrenze.

Vetter weist auf den Kompetenzzwirrwarr in der herrschenden deutschen Kreiskriegsverfassung hin, der schließlich dadurch bereinigt wurde, daß der „Türkenlouis“, der Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, das Oberkommando übernahm über die Kreismiliz, die Hilfstruppen und den Train. Bevor sich Ludwig Wilhelms absolute Befehlsgewalt hatte durchsetzen können, überschritt das französische Heer bei Philippsburg am 16. Mai den Rhein. Mit 40 000 bis 50 000 Mann war es doppelt so stark wie die Truppen des Türkenlouis. Für die Verteidigung der Heidelberger Festungsanlagen wären 4000–5000 Mann nötig gewesen. Der Kommandant Heddertsdorf hingegen verfügte nur über 2300 Bewaffnete. Heidelberg fiel den Franzosen also „wie eine überreife, faule Frucht“ zu (Vetter). Man kann den Brief, den General de Lorge an Louis XIV. schrieb, nachlesen, aus dem freilich wenig Neues zu erfahren ist. Besonders stolz konnten die Franzosen auf ihren Sieg nicht sein.

Die kriegerischen Handlungen gingen weiter. Ganze Landstriche wurden planmäßig ausgeplündert, zahllose Städte und Dörfer wurden zerstört. Anhand bisher unbekannter Skizzen und Originaltex-

te in Transkription kann der Leser dieses Büchleins den Verlauf der Kämpfe verfolgen, die in der Sprengung der Befestigungswerke des Heidelberger Schlosses gipfelten. Für diesen destruktiven Akt, für den die Nachwelt wenig Verständnis aufbrachte, hatten die Franzosen eine Menge Pulver benötigt, aber der Kavallerieoberst von Jungheim, der aus der sicheren Eberbacher Etappe aufgebrochen war, um die Reste von Heidelberg zu besichtigen, fand das Schloß „gar nit so übel ruiniert“.

In seinem „Ausblick“ resümiert Roland Vetter das einstige kriegerische Geschehen aus dem Abstand einiger Jahrhunderte, dabei einräumend, daß die Bewertung historischer Ereignisse stets im Fluß ist. Gerade die Politik Ludwig XIV. hat bei Zeitgenossen wie späteren Interpreten widersprüchliche Würdigungen gefunden. Vetter setzt dabei auf den nachdenklichen Egon Friedell, der folgendes zum Pfälzischen Erbfolgekrieg anmerkte: „Solange die Politik nichts anderes sein wird als die Kunst, seinen Gegner zu täuschen und zu überlisten, und die Frechheit, seine Macht solange zu mißbrauchen, bis eine noch stärkere Macht Einhalt gebietet, wird es immer lächerlich bleiben, staatsmännische Handlungen vor ein juristisches oder ethisches Tribunal zu zitieren. Wir wollen daher mit den Untaten des Sonnenkönigs nicht allzu sehr ins Gericht gehen, sondern in ihnen bloß den Ausdruck ihrer Zeit und der allgemein menschlichen Rohheit und Verblendung erblicken.“

(„Heidelberg deleta“ im Brigitte Guderjahn Verlag Heidelberg umfaßt 70 Seiten mit 11 Abbildungen und einem Faltpfan und kostet 16,80 DM)

Heide Seele

„Links und rechts der Wiese“ — Ansichtskarten von ANNO DAZUMAL

Kenner und Freunde des kleinen und großen Wiesentals werden ihre Freude daran haben, in Clemens Fabrizio's Bildband „Links und rechts der Wiese“ blättern zu können. Auf 120 Seiten im Hochformat sind 230 Ansichtskarten von anno dazumal, teils farbig wiedergegeben. Ein Bilderbuch aus der Vergangenheit, wie man es sich schöner nicht vorstellen kann: Orte und Landschaften vom Feldberg bis Basel und aus dem Kleinen Wiesental, aber auch zahlreiche Karten mit Motiven über Johann Peter Hebel und seine Heimat sind in dem wertvollen Bildband mit Liebe und großem Sachverstand zusammengetragen. Ein Satz aus der Widmung zu diesem Buch von Heinz Reiff, einem Schulfreund des Verfassers aus Rümplingen, ist für dieses Buch im wahrsten Sinne zutreffend:

„... dii Freud isch groß, un d'Welt wird chlei un wo de gohsh, isch Heimet“.

Clemens Fabrizio ist hier bei uns im Wiesental durch viele Aktivitäten bekannt: Seit seiner Jugendzeit bekannter Sportler und Funktionär, Sammler von Briefmarken, Münzen und Notgelt. Schon zahlreiche Italienurlauber haben die Italienisch-Sprachkurse von Clemens Fabrizio bei der Volkshochschule belegt. Große, internationale Anerkennung erntete er erst kürzlich, mit seiner sachkundigen Arbeit über die geschichtliche Entwicklung des Notgeldes.

Zu seinem wahrhaft meisterlichen Werk, diesem vortrefflich gestalteten Bildband ist Clemens Fabrizio zu beglückwünschen!

Das Buch ist im Verlag Ühlin in Schopfheim erschienen und über den örtlichen Buchhandel zu beziehen.
Elmar Vogt

Marie Salaba/Hansmartin Schwarzmaier, Die Bestände des Generallandesarchivs Karlsruhe, Teil 1: Selekte, Nachlässe und Sammlungen (A—U). Veröffentlichung der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg; Bd. 39/1, 180 S., Ln. 32.— DM, Kohlhammer-Verlag Stuttgart 1988

Eine „Gesamtübersicht der Bestände des Generallandesarchivs Karlsruhe“ hat Manfred Krebs 1954 und 1957 in zwei Teilen herausgebracht. Über 30 Jahre lang hat dieses Standartwerk gut Dienste geleistet. Es ist heute verständlicherweise teilweise überholt durch „Ordnungsarbeiten, durch neue Bestände, durch Umgliederungen und durch zusätzliche Erkenntnisse über den Inhalt alter Bestände.“ (Vorwort) Die nun vorliegende Neubearbeitung als modernes, auf Krebs aufbauendes Hilfsmittel für den Benutzer des Archivs war notwendig geworden. Es ist die erste Veröffentlichung in einer Beständeübersicht in geplanten zehn Heften, welche das Generallandesarchiv in etwa einem Jahrzehnt mit einem Gesamtindex abzuschließen hofft.

Der Inhalt setzt sich aus folgenden Abteilungen zusammen: A — Kaiser- und Königsurkunden (vor 1200), B — Papsturkunden (vor 1200), C — Privat-urkunden (vor 1200), D — Kaiser- und Königsurkunden (1200—1518) E — Papsturkunden (1198—1302), F — Fotos, G — Baupläne und Technische Pläne, H — Karten (z. B. Gemarkungspläne, Kriegs- und Militärkarten usw.), J — Bilder (Bad. Fürsten, bekannte Persönlichkeiten, Denkmäler, Uniformen usw. bis hin zu Karikaturen und Wap-pen), K — Ältere Druckschriften und Flugblätter, L — Nachlässe (Politiker, Wissenschaftler, Künstler), O — Neuere Flugblätter, P — Plakate, Q — Fotografien und Archivalien aus fremden Archiven und Bibliotheken, R — Fotografien von Archivalien des Generallandesarchivs (Reproduktionen), S — Klei-

nerer Sammlungen (Ausstellungen des Generallandesarchivs, Autographen, Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Kremer-Lamey (Kurpfälzische Akademie der Wissenschaften, Kriegsbriefe und Kriegstagebücher, Kriegsende 1945), S — Verein für Reformationsgeschichte, Marc Rosenberg (Badische Sammlungen), August Roth (Heraldische Sammlung), Karl Wibel (Wertheimer Sammlung), T — Tonträger, U — Unschriftliches Sammelgut, Sphragistik, Heraldik, Numismatik. Der Band wird durch Personen-, Orts- und Sachindex abgeschlossen. Wir machen unsere Mitglieder gerne auf diese wichtige Neuerscheinung hin. Vögely

Vögele, Wolfgang, Dühren. Aus der Geschichte eines Kraichgaurdorfes herausgegeben von der großen Kreisstadt Sinsheim a. d. E. 371 S., 1988

Seit Prof. Schumachers Chronik vom Jahre 1931 ist dies die erste, auf neuen Erkenntnissen und Archivstudien beruhende umfassender Arbeit über Dühren. Es ist das erste heimatgeschichtliche Werk des Verfassers, der die Reihe seiner Chroniken mit der von Waibstadt fortsetzen wird. Das vorliegende Buch basiert hauptsächlich auf den umfangreichen Vorarbeiten und Stoffsammlungen von Prof. Dr. Ing. Hermann Lau (1912—1984) und dem von Otto Beuttenmüller 1985 vollendeten Familienbuch der Gemeinde. Neues Material mußte Vögele für Schule, Vereinsleben und besonders für das 19. und 20. Jahrhundert suchen. Es ist ein umfangreiches Werk mit zahlreichen wertvollen alten Fotografien in einer ansprechenden Aufmachung entstanden. Das Buch zeugt von dem außerordentlichen Fleiß des Verfassers. Die sauberen Archivstudien werden in gefälliger, allgemeinverständlicher Form dargeboten und so eine in Chroniken oft bemerkbare zu nüchterne Darstellungsweise vermieden. Das Buch langweilt nie, sondern erweckt das Interesse des Lesers an den Schicksalen einer Gemeinde, wie sie manche anderen Kraichgaugemeinden in der Umgegend auch hatten. Es fehlt in diesem Buche nichts, angefangen vom Überblick über den Verlauf der Historie bis hin zum Gemeindeleben schlechthin. Kirchengeschichte, Schule, Wirtschaft, Landwirtschaft, Feste und Feiern, Brauchtum, Vereine u. v. a. und der Schilderung der neuesten Zeit. Berühmte und verdiente Persönlichkeiten des Dorfes, so z. B. Prälat Joseph Bauer, Pfarrer Peter Schüick und natürlich Prof. Dr. Karl Schumacher, ehemaliger Direktor des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz, haben in der Chronik ihren Platz gefunden. Eine sehr ausführliche Zeitafel schließt das Werk ab.

Es ist immer schwierig, wenn man die Stoffsammlung eines anderen Autors weiterführen und zu

einem Buch formen muß. Wenn dies etwas unter Zeitdruck geschehen muß, wie der Verfasser im Vorwort schreibt, besonders. Vögele bedauert, daß er dadurch den Stoff nicht so durchstrukturieren konnte, wie er dies gerne getan hätte. Da von ihm heimat- und landesgeschichtlich noch Gutes zu erwarten ist, wird er künftig Schwerpunkte setzen, manches ausführlicher darstellen und manches eben weglassen. Erfahrung ist auch hier alles, denn manchmal ist weniger mehr. Diese Bemerkungen sind nicht abwertend gemeint, sondern sind einfach Anregungen.

Die Gemeinde Dühren ist zu diesem Buch zu beglückwünschen. Es zeigt die Wurzeln des Herkommens auf, die Geschichte des Dorfes, die Grundlage einer lebendigen Gegenwart und einer guten Zukunft ist. L. Vögely

Knab, Hans, Gisela Nehring-Knab, Hrsg. Aus der Mappe meines Großvaters. Bleistiftzeichnungen von Friedrich Kallmorgen, 1856—1924. 82 Zeichnungen, Harsch-Verlag Karlsruhe, 1989

Herr Knab und seine Gattin haben die Riesenarbeit auf sich genommen, den künstlerischen Nachlaß des Großvaters, des berühmten Malers Friedrich Kallmorgen, zu ordnen und zu katalogisieren. Dies ist eine Riesenarbeit, auch deshalb, weil Kallmorgen ein außerordentlich umfangreiches Werk gerade graphischer Blätter hinterlassen hat, Zeugnisse eines unermüdeten Fleißes. Eine kleine, aber feine „Zwischenbilanz“ sind nun die vorgelegten Bleistiftzeichnungen.

An sich muß Friedrich Kallmorgen nicht vorgestellt werden. Er gehörte maßgeblich zur ersten Generation Maler (1890—1920), der außer Kallmorgen noch Karl Biese, Jenny und Otto Fikentscher, Franz Hein, Margarethe Hormuth-Kallmorgen, die Gattin Friedrich Kallmorgens, und Gustav Kampmann angehörten, welche die Grötzingener Malerkolonie begründet haben. Sie schrieben ein bedeutsames Kapitel badischer Kunstgeschichte.

Kallmorgen, der spätere Professor an der Berliner Kunstakademie blieb mit Grötzingen zeitlebens verbunden und kehrte immer wieder in das Haus zurück, das er sich dort gebaut hatte. Er liebte das Dorf und seine Umgebung. Studienreisen führten ihn in viele Länder Europas, und von überall brachte er Zeichnungen mit nach Hause, die ihn als einen ganz exzellenten Zeichner ausweisen.

Das vorgelegte Buch enthält 82 Bleistiftzeichnungen. Sie spiegeln in ihrer Anordnung auch in etwa den Lebensweg Kallmorgens wider: Die süddeutsche Wahlheimat Karlsruhe und Grötzingen, die

alte Heimat Altona und Hamburg, Studienfahrten und Reisen, in Flandern und Holland, in England und Italien, Figurenstudien, Heidelberg und Familie. Man ist tief beeindruckt von der Qualität dieser Blätter. Im Katalog zur Ausstellung „Die Grötzinger Malerkolonie, die erste Generation 1890—1920“ vom November 1975 in der Staatlichen Kunsthalle in Karlsruhe findet sich folgende Aussage: „Wie souverän Kallmorgen den Bleistift führte, um Figurengruppen, malerische Ortswinkel, landschaftlich reizvolle Flecken oder das pulsierende Großstadtleben mit raschem Strich festzuhalten, bezeugen ungezählte Zeichenblätter.“ Dem ist nichts mehr hinzuzufügen als der Wunsch, daß dieses Buch mit den Zeichnungen Kallmorgens bei vielen Freunden hervorragender Graphik Eingang finden und Hans Knab und Gattin uns mit weiteren Veröffentlichungen aus dem Nachlaß des Künstlers erfreuen mögen. L.Vögely

Malerei

Christa von Helmolt, Hans Thoma. Spiegelbilder.
220 S., 98,— DM, Klett-Cotta 1989

In einem Zeitalter, in dem Kunst fast ausschließlich zur Sache der Person geworden ist, Kritzelstufe und farbchaotische Zufallspielereien hochgejubelt und mit Höchstpreisen dotiert werden, haben wir wohl die Aufgabe, uns jener Altmeister der Kunst zu erinnern, die mit ihrem Können uns eine wirkliche Welt erleben lassen, die den Menschen frei macht. In Kunstmuseen und Galerien werden aufwendige Präsentationen gemacht. Das Präsenzierte bleibt jedoch oft hinter den Erwartungen zurück. In einer Schweizer Zeitung war zu lesen: „Ist der wahre Charakter der Kunst zum Warencharakter abgesunken, oder wird die Kunstkonzeption durch die privatwirtschaftlichen Investitionen neu belebt? Das Denken wird nicht von der Konzeption gültiger Werte bestimmt, sondern vom Wissen um die Vergänglichkeit und Flüchtigkeit des Gegenwärtigen.“ Dies ist eine richtige Zeitanalyse und spricht das Kunstdilemma ebenso richtig an.

Wenden wir uns nach diesen einleitenden Bemerkungen einem großen Meister der Malerei zu, Hans Thoma. Seinen 150. Geburtstag gebührend

zu ehren und ihn zum Anlaß der Überdenkung seines Werkes zu nehmen, ist auch das Vorhaben des vorliegenden Werkes. Hans Thoma ist ein Sohn unserer badischen Landschaft, unseres Schwarzwaldes. Dieser Landschaft mit ihren Menschen blieb er ein Leben lang treu. In der Auseinandersetzung mit beiden hat er uns ein großes künstlerisches Werk hinterlassen. Kein Meister seiner Zeit hat zu seinen Lebzeiten so viel Anerkennung und Ehrungen erhalten wie Thoma. Aber auch keiner hatte es so schwer, zu dieser Anerkennung zu kommen wie er. Er kämpfte um seine Kunst und setzte sich durch, aber er war immerhin bald fünfzig Jahre alt geworden.

Das beste Buch, das zum Thoma-Jubiläum 1989 erschienen ist, hat Christa von Helmolt gestaltet. Diese Monographie ist zu einem Standardwerk geworden, das unserem großen Landsmann voll auf gerecht wird. Die Autorin stellt sehr anschaulich und mit Gründlichkeit die Lebensstationen Thomas vor, die Wechselwirkungen seines Lebens und die geistigen Strömungen seiner Zeit. Dies geschieht sehr lebendig, denn die Autorin verfügt über ein differenziertes Sprachvermögen und Sprachgefühl, die zusammen mit ihrem profunden Wissen voll zur Geltung kommen. Hervorragend ist die Bebilderung des Bandes. Man staunt, welche Möglichkeiten heute der Reproduktionstechnik zur Verfügung stehen. Besser kann man die Malerei Thomas nicht wiedergeben. So vereinigen sich Text und Bild zu harmonischer Einheit. Daß im Text auch kritische Stimmen, z. B. von Hans Hofer, Platz finden, machen das Buch besonders interessant. Wichtig aber ist, daß Frau von Helmolt Hans Thoma in seine Zeit stellt und ihn und sein Werk nicht in unsere Gegenwart transportiert. Nur aus seiner Zeit heraus kann man ihm gerecht werden und zur vollen Anerkennung seiner großartigen Malerei kommen.

Im Anhang des Buches finden sich viele Anmerkungen, eine Biografie des Malers, eine Bibliografie und ein ausführliches Verzeichnis der Abbildungen.

Es ist ein ästhetischer Genuß, dieses Werk, das drucktechnisch hervorragend gemacht ist, in die Hand zu nehmen. Wir Badener können besonders froh um diese Monographie sein, denn sie rückt Leben und Werk Hans Thomas klar und wahr vor unser geistiges Auge.

Esther Vögely



Anschriften der Autoren dieses Heftes

Prof. Dr. Peter Assion
Philipps Universität Marburg
Institut für europäische Ethnologie
und Kulturforschung
Bahnhofstr. 5 a
3550 Marburg

Adrian Braunbehrens
Hirschgasse 24
6900 Heidelberg

Josef Dewald, Chefredakteur
Moltkestr.
7500 Karlsruhe

Prof. Dr. Helmut Engler
Minister für Wissenschaft und Kunst
7000 Stuttgart 10, Postfach 103 453

Markus Ewel
7800 Freiburg

Prof. Dr. Karl Foldenauer
Reinhold-Schneider-Str. 104
7500 Karlsruhe

Peter Götz
Postfach 1426
7150 Backnang

Hans Heid
Leiter der Historischen Lehrerbibliothek des
Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums, Lyceumstr.11
7550 Rastatt

Prof. Dr. Franz Hirtler
Konstanzer Str. 33 b
7753 Allensbach

Karl Kurrus
Schlesier Str. 7
7800 Freiburg

Wolfgang Martin
Sebastian-Kneipp-Str. 110
7730 Villingen

Peter Christian Müller
Marienstr. 44
7880 Bad Säckingen

Ulrich Reinhard
Paul-Ehrlich-Weg 11
7200 Tuttlingen

Adolf Schmid
Steinhalde 74
7800 Freiburg

Ludwig Vögely
Tiefentalstr. 35
7500 Karlsruhe 41

Hans Leopold Zollner
Gerhard-Hauptmann-Str. 12
7505 Ettlingen





VON JETZT AN ARBEITET NUR NOCH IHR GELD

Wer sein Leben lang gearbeitet hat, hat das Recht auf einen Ruhestand, der seinen Namen auch wirklich verdient.

Einen Ruhestand, der Ihnen endlich Zeit läßt, all das anzupacken, was in den letzten Jahrzehnten immer wieder zu kurz gekommen ist.

Denn mit dem Ausscheiden aus dem Erwerbsleben hört das aktive Leben ja keineswegs auf, sondern es gewinnt eine neue Qualität. Was Sie von jetzt an tun, tun Sie nicht mehr, um Geld zu verdienen.

Ganz im Gegenteil. Jetzt sollen Ihre

Ersparnisse die Erträge abwerfen, mit denen Sie Ihr Leben nach Ihren eigenen Vorstellungen gestalten können.

Das geht aber nur, wenn Sie rechtzeitig für eine zweite Rente gesorgt haben, die Ihnen neben Ihrer gesetzlichen Altersversorgung den richtigen finanziellen Spielraum verschafft.

Wie der individuelle Auszahlplan dafür aussehen sollte, sagt Ihnen der Geldberater der Sparkasse.

wenn's um Geld geht – Sparkasse

